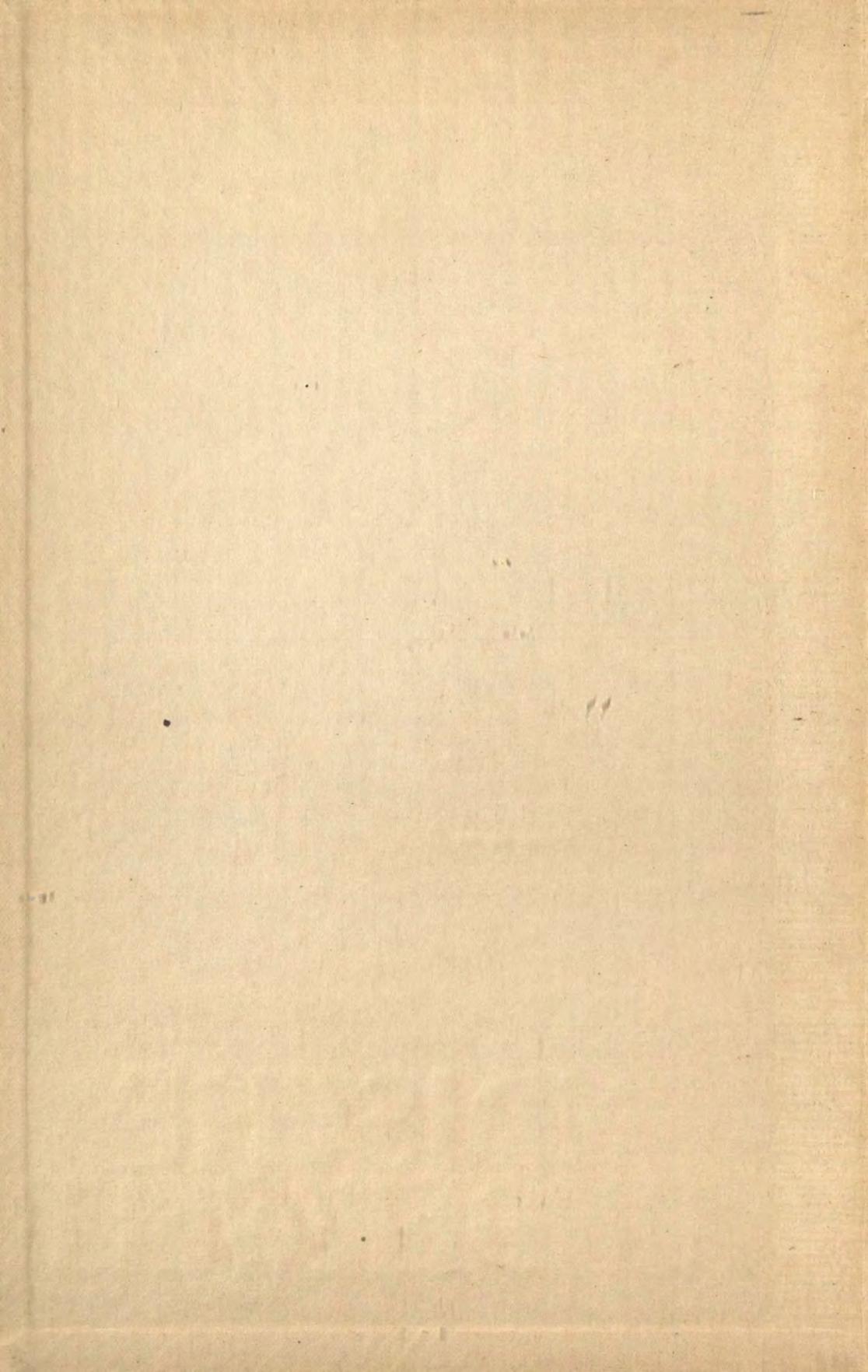


13 570

DR. KURT BOECK



JINDISCHE WUNDERWELT







Jugendliches Radschputenehepaar im Hochzeitschmuck mit den nächsten Verwandten. (S. 202)

15.5 p
H. 18
DR. KURT BOECK

Indische Wunderwelt

Reisen und Erlebnisse in Britisch-Indien
und auf Ceylon

*

Mit einer Kartenskizze
und 180 Bildern nach photographischen
Aufnahmen des Verfassers

*

H. HAESSEL / VERLAG / LEIPZIG

lit. podk.
Indie
Ceylon

CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5167873

Erstes bis fünftes Tausend

Die Reifewerke von

Dr. Kurt Voel vermittelte durch ansprechende
Schilderung und charakteristische Bilder Kenntnis
von Land und Leuten. — Wer über Dichtung und
Geistesleben Indiens sich weiter unterrichten will,
findet eine Auswahl des Wertvollsten in den
Sammlungen „Indische Erzähler“ und „Indische
Dichter“, die im Verlage H. Haessel in Leipzig
erschieden. Prospekte durch jede Buchhandlung
oder direkt vom Verlage kostenlos
erhältlich



13.570

Druck des Textes von der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

Druck der Bildertafeln von C. G. Naumann in Leipzig

Printed in Germany

K.
169/54

NH-68291 N-4802219/1TMK

I n h a l t

	Seite
1. Kapitel. Bilder aus dem Paradiese	1
2. „ Plantagengeheimnisse	15
3. „ Auf der Pagodenspitze	34
4. „ Im Bereich der indischen Bahnen	49
5. „ Im märchenhaftesten Indien	62
6. „ Die Hexenmeister von Madras	74
7. „ Die steinernen Wunder von Mawilipuram	86
8. „ Beim Brahmanen	90
9. „ In der Neisamstadt	102
10. „ Spaziergänge durch Bombay	109
11. „ In der Kriegerheimat	122
12. „ Mohammedaner-Residenzen in Indien	138
13. „ Brandungsplätze des indischen Aufstandes	153
14. „ Am Ziele aller Hinduwünsche	165
15. „ Kalkutta, die „Stadt der Paläste und bleichen Gesichter“	179
16. „ Hindufrauen und indische Ehen	190
Anhang: Bilder	Tafel 1—69

V o r w o r t

Was sich seit meiner unter frischem Eindruck des Eben-
geschauten vollzogenen Niederschrift dieses Buches im „Wunder-
lande“ ereignet hat, betrifft Gebiete, deren Betrachtung außerhalb
seiner Aufgabe liegen würde. So wichtig dies alles auch ist: das
Aufglühen und unlöslich gewordene Weiterlodern des schon als
erstorben verkanteten indischen Nationalgefühls, der Zusammen-
schluß der bislang feindlichen Brüder — den brahminischen und
der mohammedanischen Inder — gelegentlich der National-
versammlungen, deren immer erfolgreicher werdende Ergebnisse,
die kühnen Drohungen Gandis mit dem „Handwebstuhl in jeder
Bauernhütte“ als Ersatz der versagten Waffen, das Zurückweichen
Englands (das schließlich bis nach Afrika führen dürfte) — all
das würde in politisch oder nationalökonomisch eingestellte Be-
richte gehören. Mithin wurde beim Neudruck nur Nötigstes zeit-
gemäß geändert. Doch auch nicht als chronologisch aufgebautes,
ermüdendes Reisetagebuch noch als erschöpfende geographische Be-
schreibung, sondern in Form eines aufmerksamen Spazierganges
durch wichtige Gebiete des Niesenlandes, von Ceylons Küsten bis
in den Norden Indiens tritt diese Skizzensammlung dem geneig-
ten Leser entgegen. In buntem Wechsel bietet es Beobachtungen
und Erlebnisse in Verbindung mit Bildern, die ich selbst mit Liebe
in der Wunderwelt festgehalten, also nicht aus Kunsthandlungen
zusammengesucht habe. Wie auf meinen anderen Reisen in Japan
und Sibirien, in Persien wie in China bin ich auch hier bedacht
gewesen, wertvolle Kulturbilder ausfindig zu machen, die für
jedermann von Interesse sind. Freilich gilt auch für mich Fontanes
Wort: „Was wir in Welt und Büchern lesen, ist nur der eigene
Widerschein“ — und ein wenig sieht mir wohl der Schalk im
Nacken! Stets aber durchdringt mich die Zuversicht, daß auch mit
anspruchlos-heiterer Miene die Segnungen der Wissenschaft ver-
breitet werden können. Stilllächelnd gibt die Hoffnung, der Weis-
heit trostreiche Schwester, auch diesem Bande den Geleitwunsch
mit, daß er recht viele zu weiterer Vertiefung in die berührten
Fragen anregen möge!“ —

Als diese Finanzverhältnisse kennt der kleine Bursche ganz genau, der in seinem winzigen Nachen, einem ausgehöhlten Mangostamme, hurtig an unsern Dampfer, einen modernen Riesenjagdhund des Meeres, herangepaddelt kommt; „ach, Sir, werfen Sie doch nur einen winzigen kleinen Sixpence über Bord!“, so bettelt der kleine braunschwarze Taucherbengel ohne Unterlaß. Kaum berührt der blinkende Silberling den lauen Wasserspiegel, so schießt der Knirps kopfüber hinterdrein und verrät während des Sprunges unabsichtlich, daß seine von der Aequatorsonne nicht versengten, gen Himmel zeigenden Fußsohlen so fleischfarbig sind wie die weiße Haut der auf diesen Überzug so stolzen Europäer.

Bevor noch der kleine Tauchkünstler aus dem Wasserchlund wieder emporgekommen und in seinen herrenlos auf den Wellen tanzenden Einbaum hineingeklettert ist, eilt bereits ein ebenso drolliges, nur aus zwei dicken Knüppeln zusammengebundenes Fahrzeug, ein Katamaran (Tafel 1), unserem Dampfer entgegen. Hastig hopst auch dort einer der beiden winzigen Ruderer in die grüne Tiefe, um seinem kleinen Kollegen die hinabsinkende Münze wegzuschnappen; hochauf schäumender Gischt verkündet die Eier, mit der er sich in die Jagd nach dem Gelde hineinstürzt. Die nackten Burschen sind gelernte Tauchkünstler, die beim Einsammeln von Perlaustern ebensoviel ernten wie die mit moderner Tauchausrüstung in die Tiefe Steigenden. Höhnisch lächelnd schauen die weißen Fahrgäste eine kurze Minute von der Schiffstreppe auf diesen edlen Wettkampf an der Eingangspforte des „Paradieses“ Ceylon hinunter, dann eilen sie, ans Land zu kommen, um dem Geräusch und Schmutz des Kohleneinschaukelns auszuweichen; natürlich wählen sie dazu bequemere Boote als die schmalen, unser Schiff auf allen Seiten umschwärmenden Rähne der Früchteverkäufer und anderer Eingeborener, die seitlings auf dem Rande ihres Fahrzeuges hocken müssen, weil dies zu eng ist, um darin die Beine nebeneinander stellen zu können. Die sonderbaren Auslegerbalken, die dem Umkippen dieser Boote, gewissermaßen als außerhalb angebrachter Kiel, vorbeugen sollen und die stets an der Windseite festgemacht werden, sind bereits Wahrzeichen eines anderen Welttheiles, die weder die Araber in Suez noch die Somalis in Aden benutzen.

Der erste Eindruck der viel gepriesenen Insel ist so prosaisch, daß er

wohl jeden erwartungsvollen Ankömmling enttäuscht. Vor allen Dingen wird uns im Zollhause eine Eingangssteuer von etwa sechs Prozent vom Werte der eingeführten Waren abgezackt, wobei jedoch der Begriff „tarxfreies Touristengepäck“ ziemlich willkürlich gedeutet zu werden scheint; für meine photographischen Geräte hatte ich das eine Mal eine beträchtliche Abgabe, bei einem früheren Besuche aber nicht das mindeste zu zahlen, und ähnlich verhielt es sich mit der Kofferdurchsuchung, die bald mit äußerster Strenge, bald überhaupt nicht stattfand. Neben der Zollstation warnt eine Inschrift höflichst vor dem Sonnenstich, indem sie daran erinnert, unsere Schirme behutsamst aufzuspannen. Weiterhin lockt eine schmutze Laube, uns von der Zollplackerei bei einer Tasse Ceylontee zu erholen, der, gewiß nicht zum Vergnügen der reisenden chinesischen Kaufleute, allenthalben durch Riesenplakate angepriesen wird, die zumeist um Palmstämme herumgeklebt sind; überhaupt mag den chinesischen Teehändlern himmelangst werden, wenn sie nicht nur die reisend wachsende Teeproduktion Indiens, sondern auch die in Nordamerika und am Kaukasus mit Teeanpflanzung erzielten Erfolge bemerken. Dieser Teebude gegenüber zieht sich eine schier unabsehbare Reihe gemauerter Speicher am Hafendamme entlang, in denen die Pflanzungserzeugnisse aufgestapelt werden.

Gastlich lachen uns beim Landen die hohen Fenster des — wie es der Engländer abkürzend ausspricht — Dschü Oh Ehtsch, will sagen des „Grand Oriental Hotel“ ins Gesicht; sie versprechen kühle Gemächer, luftige Hallen und sehr vornehme Rechnungen. Das hastige Fluten der stetig Ab- und Zureisenden, der Seekranken und Sehlustigen bietet beim Kommen und Gehen der hier täglich neu auftauchenden Ozeandampfer ein Schauspiel, wie es ergötzlicher gar nicht gedacht werden kann. Was wälzt sich dann auf das zu anderen Stunden so verlassen dastehende Hotel zu! Schnell reich gewordene und entsprechend rüpelhafte australische Emporkömmlinge, stille vornehme Asiaten, schlichte, blonde, skandinavische Missionare, einsilbige, kühle Lords, elegante, gesprächige Franzosen, kurzgeschürzte, amerikanische Radlerinnen mit jugendlichem Gebaren und eisgrauem Haar, und unter den massenhaften, fesch herausstaffierten Globetrotter-Touristen eine Blütenlese durchtriebener Hochstapler und Abenteuererinnen aller Rassen und Zungen.

Behaglicher und weniger unruhig geht es in dem in der Richtung nach Point de Galle am Meeresstrande gelegenen Gall Face Hotel zu, das ebenso wie das treffliche Hotel Becker in Singapur zeigt, daß ein menschlicher Magen in allen Weltteilen unter deutscher oder schweizerischer Gasthofsleitung stets am besten aufgehoben ist. Deshalb gestatte ich mir, den freundlichen Leser zu seiner Erquickung nach dem ebenfalls von einem deutschen Küchenmeister beherrschten Hotel Mount Lavinia zu geleiten, das noch etwa vierzehn Kilometer südlicher liegt und wo ich in den Jahren 1890, 1893 und 1898 manchen guten Bissen gekaut habe. Die längs des Strandes unter Palmen dorthin rasselnde Eisenbahn vermeiden wir jedoch zunächst, denn solche Eile wäre ein wahrer Frevel beim Eintritt in die Tropenwelt, wo die Natur behaglichen Daseinsgenuß verlangt und wo selbst die als Laster verschriene Faulheit der Orientalen als weises Zugeständnis an ihre Heimat erscheint, die übermäßiges Hasten am Menschen zu rächen versteht.

Der Neuheit halber sollten wir ein Ricksho-Wägelchen nehmen, doch da müßte jeder ganz allein für sich fahren, und unsere Unterhaltung käme ins Stocken. Kaum vermögen wir die zahllosen Führer derartiger Wagen abzuwehren, die uns ihre zweirädrigen Fuhrwerke anbieten, deren Zugtier sie zugleich sind. Vor dem Hotel und in den benachbarten, mit großstädtischen Kaufhäusern ausgestatteten Straßen verfolgen sie uns auf Schritt und Tritt, wohl wissend, daß kein neuer Ankömmling, kein Reisender, selbst kein Schiffsjunge versäumt, sich in einem derartigen Dschinricksho spazierenfahren zu lassen. Wie fühlt sich ein Seesoldat geschmeichelt, wenn er, anstatt sich an Bord schurigeln zu lassen, nun selbst den großen Herrn spielen und dem in der Gabeldeichsel einhertrabenden Zugmenschen mit dem Spazierstock nach Gefallen bald rechts, bald links auf die nackten, schweißtriefenden Schultern hauen darf (Tafel 1), worauf der arme braune Kerl sogleich keuchend nach der betreffenden Richtung umlenkt. Doch man gebe wohl acht! Das zweibeinige Droschkenpferd ist so sehr an fortwährende Lenkung gewöhnt, daß es wenig hilft, ihm eine Adresse anzugeben; sobald man sieht, hebt der Mann die Deichsel hoch und rennt dann, wie von den Furien gejagt, drauflos, immer schnurstracks geradeaus, ohne abzusehen oder umzubiegen, bis er seinen Klaps auf der Schulter verspürt. Wie mancher

ist auf diese Weise statt in ein gewünschtes Theater auf einen abgelegenen Friedhof befördert worden.

Die landschaftlich ungemein reizvolle Fahrt erinnert uns daran, durch wieviel Hände diese herrliche Insel als Zankapfel habgieriger Völker gegangen ist. Jener stille Friedhof umschließt die verwitterten Denksteine portugiesischer Eroberer, und diese älteren einstöckigen Häuser hier erzählen von den einstigen holländischen Kolonisten, die in allen Klimaten ihre heimatlichen Türen und Fenster mit Glasscheiben beibehalten, während die Engländer in ihren Bungalos sogenannte venezianische Vorhänge vorziehen, die aus Schnüren bestehen, auf denen längliche, buntfarbige Glasperlen aufgereiht sind, so daß die hübsch gemusterten Gitter zwar einen beständigen Luftwechsel erlauben, jedoch das Eintreten der stets barfuß herumschleichenden Diener oder anderer Eingeborenen durch das Klappern und Rauschen der Perlenschnüre verraten; mit Wasser besprengt, dienen sie zugleich zum Abkühlen der Luft in den Zimmern.

Dem üppig grünenden Boden, worüber wir hinrollen, sieht man es nicht mehr an, wie blutgetränkt er ist, und nur dem Kundigen rauschen die Palmwipfel, unter denen unser Wagen dahinfährt, einen furchtbaren Sang von unglaublichen Schenßlichkeiten, die hier nicht etwa von barbarischen Kannibalen oder anderen Menschenhyänen, sondern von weißen Kulturträgern verbrochen wurden, die einander die fruchtbare, schätereiche Insel abzujagen strebten.

Die ursprünglichen Eroberer Ceylons kamen bereits lange vor Christi Geburt vom indischen Festlande herüber. Arische Inder aus dem Ganges-tale unterwarfen die fast wilden Urbewohner, die Weddas, und führten Gewerbe und Ackerbau, Künste und Wissenschaft ins Land, und buddhistische Sendboten drückten dieser Kultur den Stempel religiöser Weihe auf. Vielfach wird geglaubt, daß das Eiland von diesen Buddhisten Sinhala Dwipa, d. h. Löweninsel, genannt wurde, weil ihr Religionsstifter den Zunamen des „Löwen“ führte, weshalb die Schreibung Sinhalesen der üblichen Singhalesen vorzuziehen ist; andere halten es für wahrscheinlich, daß bei der Namengebung die Legende mitwirkte, wonach der erste mythische Eroberer und Kolonifator Ceylons von einem Löwen und einer geraubten indischen Prinzessin abstammen soll. Afrikanische Löwen haben jedoch Ceylon ebensowenig wie Indien unsicher gemacht, und

nur der mähnenlose persische Löwe soll in früheren Zeiten im nördlichen Indien gehaust haben.

Nach diesen ersten Fremdherrn machten sich die Phönizier und später, d. h. vor nunmehr tausend Jahren, handeltreibende Araber für lange Zeit zu Herren des wertvollen Landes. Zufällig kam jedoch im fünfzehnten Jahrhundert der an den Küsten herrschende Sinhalisenkönig mit Portugiesen in Berührung und bat sie um Beistand gegen die Araber, indem er ihnen dafür reiche Zimtgaben darbot. Aber auch die Portugiesen machten sich im Laufe der nächsten anderthalb Jahrhunderte durch Anmaßung und Willkür ebenso mißlieblich wie die Araber, so daß fortwährende Streitigkeiten mit den Selbstbewußteren unter den Eingeborenen entstanden, namentlich mit den über die Bergvölker im Innern gebietenden und nach Unabhängigkeit trachtenden Herrschern. Nachdem diese von den Portugiesen die Herstellung von Feuerwaffen gelernt hatten, überflügelten sie bald die fremden Lehrmeister in dieser Kunst, setzten den Eindringlingen immer härter zu und engten sie schließlich so dicht ein, daß Hungersnot unter den Belagerten ausbrach, wobei die Portugiesen selbst die Leichen ihrer Gefallenen eingesalzt und Mütter sich sogar mit ihren eigenen Kindern gesättigt haben sollen! So oft aber die Portugiesen in diesen Drangsalen einen vorübergehenden Erfolg errangen, hausten sie schlimmer als blutgierige Bestien in dieser idyllischen Umgebung Kolombos, durch die wir soeben dahinfahren; den Tapfersten der eingeborenen Gefangenen rissen vertierte portugiesische Soldaten in abergläubischer Gier sogar das Herz aus dem lebendigen Leibe, um das Blut daraus zu verschlingen! So war es kein Wunder, daß diese Grausamkeiten zu einem wahrhaft entsetzlichen Blutbade ausarteten, als im Innern der Insel ein Gegenkönig ausgerufen wurde und dieser mit 50 000 Kriegern und 2000 Elefanten vor Kolombo marschierte. Wer unter den Küstenbewohnern auch nur im geringsten verdächtig schien, dem anrückenden Heere hold zu sein, wurde von den Portugiesen ohne weiteres niedergemetzelt; Kinder wurden vor den Augen ihrer gefesselten Eltern Krokodilen vorgeworfen und zuvor mitleidlos bei lebendigem Leibe in Stücke zerhackt, um ihnen erst noch schnell die goldenen Spangen von Händen und Füßen abstreifen zu können.

Durch diese kritischen, gärenden Zustände wurde Portugal genötigt,

die Insel Ceylon nach und nach mit 20 000 Soldaten zu überschwemmen, so daß durch diese ungeheuren Kriegskosten die Handelserträge mehr als aufgebraucht wurden. Hätten die Portugiesen übrigens nicht die vom Gegenkönig bedrohten eingeborenen Fürsten auf ihrer Seite gehabt, so würden sie zweifellos bald mit Stumpf und Stiel ausgerottet gewesen sein. Aber selbst während dieser 150 Jahre lang tobenden Unruhen und Kämpfe blühte der Hafenplatz Kolombo durch den dort stetig lebhafter werdenden Handelsverkehr und die zunehmende Ansiedlung wohlhabender Portugiesen.

Doch gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts änderte sich die Lage. Die durch den Fanatismus Philipps des Zweiten von Spanien gereizten Holländer erschienen in der Heimat der köstlichen indischen Waren, die sie bisher immer nur in Lissabon für teures Geld eingehandelt und von dort nach Holland weiter verfrachtet hatten. Sie hielten es sofort mit dem inzwischen zum Kaiser ausgerufenen Gegenkönig aus dem Innern, kaperten zum überzeugenden Beweis ihrer Gesinnung einen reichbeladenen portugiesischen Kauffahrer, den sie dem Sinhalakönig schenkten, und hatten bald die Genugthuung, in der Bergresidenz Kandi festlich empfangen zu werden, wobei alle gefangenen Portugiesen mit abgefäbelten Ohren vor den neuen weißen Ankömmlingen vorbeiziehen mußten.

Doch so ganz traute der Kaiser auch den neuen weißen Freunden aus Holland nicht; aus Furcht vor ihrer so nachdrücklich auf den Plan getretenen Macht bot er sogar den von ihm besiegten Portugiesen seinen Beistand an, als die Holländer von Batavia her im Jahre 1658 gegen das portugiesisch gebliebene, zu Ehren des Kolumbus aus Kalan Bua umgetaufte und damals wohlbefestigte Kolombo anrückten; die Holländer blieben Sieger und für hundert Jahre die Herren der Insel.

Die sich währenddessen in Madras ansiedelnden Engländer fingen bald an, mit neidischem Verlangen von Indien aus nach Ceylon zu blicken, und legten sich abwartend auf die Lauer. Sie paßten einen für sie günstigen Zeitpunkt ab, zettelten, als die Holländer in Europa von dem republikanischen Frankreich hart bedrängt wurden, mit dem Bergkönig Intrigen gegen sie an und besetzten 1796 die Küste. Die in die Berghauptstadt Kandi gelegte englische Besatzung von 300 Briten wurde jedoch im Jahre 1803 von den Kandiern überrumpelt und bis auf den

letzten Mann niedergehauen, wobei nur die 700 gleichzeitig gefangenen, als Kanonensfutter in englischem Sold stehenden maleisischen Sipeus verschont wurden.

Die Engländer vertagten die Rache für ihre furchtbare Niederlage, bis in der Bergresidenz Unruhen wegen der Grausamkeit des Königs ausbrachen, dessen Hauptstadt Kandi sie im Jahre 1815 stürmten und ihn selbst vom Throne stießen. Damit hatte England auch hier schließlich einen der aller kostbarsten Erdpunkte ergattert, wie es bekanntlich stets und überall verstanden hat, bei Streitigkeiten anderer Völker, die England zunächst gar nichts angehen, als schlauer tertius gaudens die fettesten Bissen für sich beiseite zu bringen.

Wie versöhnlich und friedvoll wirken gegenüber diesen herben geschichtlichen Erinnerungen die blendend weiß aus dem Palmengrün hervorsimmernden Dagobas (Tafel 2), vor denen Händler mit Opferblumen oder Kuchen und Süßigkeiten, warmem Palmwein und Betelblättern an der Landstraße hocken! Dicht daneben steht oft ein Sammelstisch für fromme Geldspenden, den eifrige Missionare an der Straße aufgestellt haben (Tafel 2). Allerdings scheint das Christentum der getauften Eingeborenen von einer ganz besonders dehnbaren Art zu sein, denn dieselben Leute, die mit andächtig zusammengelegten Händen christliche Gebete an dem Opferstoß murmeln, kann man häufig vorher in irgendeinem, dem Buddha geweihten Tempel die Figur dieses edlen Religionsstifters mit weißen Jasminblüten bekränzen und zum Überfluß auch noch einer dicht dabei dargestellten brahminischen Gottheit ein Blumenopfer darbringen sehen; mehr an Toleranz wird wohl niemand verlangen.

Auch ein Schlangenbeschwörer scheint von dem regen Verkehr auf der Landstraße nach Point de Galle seinen Nutzen ziehen zu wollen; der Mann ist, wie man an seiner genähten Kleidung und gestickten Kappe erkennt, kein Hindu, sondern ein Mohammedaner, und keine so phantastische Erscheinung wie seine hochbeturbanten brahminischen Kollegen von der Lankur-Nad-Gilde auf dem indischen Festlande. Seine Wundertiere, ein paar bereits bedenklich ermattete ekelhafte Brillenschlangen oder Kobras, bleiben bis zum Öffnen der Körbe darin zusammengerängt liegen und stellen sich erst auf einen Pfiff des Gauklers auf den

Schwanz, um sich träge bald hier- bald dorthin zu wiegen und zu neigen. Ob diesen Vipern wirklich immer die Giftzähne, die sich doch stets erneuern, ausgezogen werden oder ob sich diese Sorte Zauberer durch Einspritzungen von Schlangengift immun gegen die Bisse macht, kann ich nicht entscheiden; ich halte es aber für viel wahrscheinlicher, daß diese Leute ihre Schlangen mit einem Tuch reizen, bis diese wütend zubeißen, ihren Giftvorrat dorthinein entleeren und dadurch nach und nach weniger bissig werden. Jedenfalls leben solche Schlangen trotz reichlicher Fütterung mit Milch und Brot in der Gefangenschaft nicht lange, was bei der erwähnten „reizenden“ Behandlung auch kein Wunder ist.

Wir tun besser, weiterzugehen, ehe der große Mann seine Glanznummer vorführt, den widerlichen Kampf einer solchen Schlange mit ihrem Todfeind, dem Ichneumon oder Mangus. Dies flinke kleine Tierchen ist nicht etwa gegen das Schlangengift unempfindlich, sondern so gewandt, fast regelmäßig der Kobra den Hals und damit die Giftdrüsen zu zerfleischen, bevor diese ihren Rachen erfolgreich zuschnappen kann. Für gewöhnlich sind die Giftdrüsen der Kobraschlange am Fuße des Zahnes durch einen Muskel geschlossen und werden erst nach einem Drucke mittels eines anderen Muskels durch einen feinen, den Zahn durchziehenden Kanal in die Wunde entleert, die dieser Zahn zuvor gestochen hat.

Nach einstündiger Fahrt sind wir in Mount Lavinia. Eine klippenreiche Bucht liegt vor uns, von dichtem Palmwald umsäumt (Tafel 3). So, gerade so malerisch haben wir uns den Strand von Ceylon vorgestellt! Doch niemand darf deswegen glauben, daß die ganze Insel so fruchtbar grünt wie hier im Süden; im regenärmeren Nordosten ist ihr Gestade stellenweise sogar sandig und kahl.

Den Palmen zu Füßen führt hart am Strande der Bahndamm entlang. Die Erbauer durften sich diese Kühnheit erlauben, denn die Küste ist hier durch ein weiter draußen unter der Meeresfläche liegendes türksches, der Schifffahrt höchst verderbliches Riff vor übermäßigem Wogen-schwall gesichert, den sie aus zweiter Hand empfängt.

Bald ändert sich das Aussehen der Bucht. Mit den Flutwellen kommen die Schiffer, die in dem nahen Fischerdorfe wohnen, in ihren Auslegerbooten vom Fange heim. Welch unvergleichlich seltsames Schau-

spiel, wenn diese vorweltlichen Rähne mit vom Wind geschwellten braunen, aus Kokosnußfaser geflochtenen Segeln unter gewaltigem Rauschen mitten in das grüne Palmendickicht hineinschießen! Bis zehn Seemeilen in der Stunde vermögen diese plumpen Boote zu segeln.

Mit vereinten Kräften werden die Boote sogleich nach dem Landen zum Schutze gegen die rasch emporsteigende Flut vom Ufersand weit aufs Land hinaufgeschoben; dann erst wird die Fischbeute verteilt, verkauft und von Zwischenhändlern schleunigst nach Kolombo verfrachtet. Was für Meeressäuge kommen dabei aus der purpurnen Tiefe an das blendende Tropensonnenlicht! Greuliche Krebse, seltsam geformte Riesenfische und Muscheln und Algen und Quallen und Untiere, um nicht zu sagen Übertiere, von allen erdenklichen Formen und Größen. Wie kriecht und gleitet dieses funterbunte, schleimige, weiche Gewirr durcheinander! Empfindsame könnten von Ekel und Grausen übermannt werden, sähen sie nicht die fröhlichen Mienen des Hotelkochs, der mit derartigen Sachen vortrefflich umzuspringen weiß; bald werden auch wir angesichts seiner knusprig braun gebackenen Ragôut fins vergessen, woraus sie bestehen.

In wahres Erstaunen gerät der Ankömmling auf Ceylon besonders dort, wo hoch über der unabsehbaren, geheimnisvollen See sturmzerfetzte Palmwipfel wehen, deren Rauschen in dem Wogengemurmel verklingt. Keck wachsen die Palmstämme vom Lande weit über das schäumende Meer hinaus (Tafel 5), als wollten sie den Seefahrer mit verlangenden Armen umklammern und festhalten in seinem eiligen Lauf, um ihm die noch weit köstlichere Naturherrlichkeit der inneren Insel zu enthüllen. Niemals ermüdet ein solches Nebeneinander von Seestrand und Palmen das Auge, das sich sonst gar leicht an Waldungen aus Kokospalmen sattficht, deren langweilig schlanke, immer glatte Stämme gewöhnlich Stück für Stück mit Feerringen gegen das Emporkriechen schädlicher Insekten geschützt sind. Noch abscheulicher sieht ein solcher einförmiger Wald von Palmstämmen aber aus, wenn diese mit dünnen stachelichten Blättern umwickelt sind, die das Erklettern der Bäume und das Stehlen der Kokosnüsse verhindern oder durch das Rascheln der Blattmäntel verraten sollen.

Mit einer wahren Engelsgeduld fischen die kleinen Kerle zwischen den Granitblöcken, Sandsteinklippen und Korallenriffen herum (Tafel 4),

die diese Küste seit uralten Zeiten bei Stürmen so gefürchtet gemacht haben, wenigstens solange der schützende Wellenbrecher bei Kolombo noch fehlte und höchstens die Reede vor Point de Galle eine nicht immer sichere Zuflucht bot. Man muß den Anprall und das haushohe Aufspritzen der Wogenberge gesehen haben, deren Gewalt dieser ungeheure Wellenbrecher unter dem Brüllen und Wutgeknirsch der Wasser vernichtet, um einen Begriff von dem Schicksal eines hier etwa hilflos dem Sturme verfallenen Schiffes zu bekommen! Dies Schauspiel bleibt freilich den Vergnügungsreisenden gewöhnlich versagt, die für ihren Ausflug nach Indien die sturmlose, kühle Zeit des Jahres vom November bis April bevorzugen.

Kein Besucher Ceylons braucht sich jedoch abschrecken zu lassen, aus Angst vor Haifische ein Seebad zu nehmen; die Jagdgründe dieser nimmersatten Raubfische liegen weiter draußen, außerhalb der bereits erwähnten Barre von Riffen, und für den Fall, daß sich wirklich ein solcher Pirat in die Nähe des Ufers verirrt, mieten vorsichtige Badelustige hierzulande ein paar Burschen, die überall am Strande herumlungern, um Hunde oder sonstige Haustiere zu baden; die Jungen müssen dann das Wasser um den Badenden herum durch Schlagen und Strampeln mit Armen und Beinen in Bewegung versetzen und die Haifische wegscheuchen, die nach weißem Menschenfleisch besonders gierig sind und dieses dem farbigen bei weitem vorziehen sollen; ob hieran die vegetarische Ernährungsweise und Magerkeit der Eingeborenen oder die im Wasser weniger auffallende Farbe ihrer dunklen Haut oder deren Überzug schuld ist, kann ich freilich nicht sagen. Für die Sinhalesenmütter sind jedenfalls die Krokodile viel besorgniserregendere Störenfriede als die Haifische, und überall sieht man in den Wasserläufen durch Zweige und Stabgitter gegen diese Räuber geschützte Badestellen, die aber nur selten helfen, da das Krokodil schlau genug ist, ans Land und vom Ufer aus in die eingegegte Badestelle zu kriechen; es versteckt sich dort geduldig unter der Wasserfläche, bis die unbesorgte Mutter ihr Kindchen hineintaucht, um zuerst dieses und häufig auch die schreckgelähmte Frau zu verschlingen.

Die Sinhalesenknaaben erscheinen durch ihre Lockenköpfchen auffallend hübsch. Aber diese Schönheit dauert nicht lange; sowie die Burschen

herangewachsen sind, wird die Mähne unbarmherzig mit Hilfe von Olstraff nach hinten gestriegelt und zusammengeknotet. Heiratet dann der junge Mann, so darf und muß er fortan als Kopfschmuck einen Kamm ins Haar stecken, wie ihn bei uns die kleinen Schulmädchen tragen. Diese Kämmen dienen zugleich dazu, „Leute“ zu machen, indem nur Vornehme einen vom Kopf abstehenden Kamm tragen dürfen. Die Mittelklassen stecken ihn anliegend ins Haar, und dem niederen Volk ist der Kamm sogar völlig versagt.

Was für idyllische Familienbilder kann man am frühen Morgen in den Höfen der Sinhalesen wahrnehmen! Mit der liebevollen Sorgfalt überzeugter Kneippianerinnen verabreichen dann die Sinhalesenmütter ihrem in einer Wanne kauernenden Baby einen lauwarmen Nackenguß nach dem anderen (Tafel 4). Häufig sind daneben Großmutter, Mutter und Kind mit einem geheimnisvollen Tun beschäftigt, dessen Sinn man nicht gleich zu fassen vermag, und erst allmählich wird dem Fremdling der tiefere Sinn dieser Kopfuntersuchung mit Schauern klar.

Nicht minder zwanglos geht es in anderen Höfen zu; harmlos wie im Paradiese sah ich in einem solchen einmal ein fast unbekleidetes Sinhalesenmädchen zwischen Ziegen und Kälbern im Heu und auf Stroh sitzen und sich abquälen, einem gefangenen jungen Affchen, das sie an den jugendlichen Busen drückte, einen leckeren Bissen von einem frischen Kokosnußkern in das Mäulchen zu zwingen (Tafel 6).

Wie wunderbar kühl schmeckt der Kernsaft solcher Nuß (Tafel 6)! In früher Morgenstunde, wenn die Kühle der Nacht noch nicht aus der Frucht gewichen ist, und angesichts der aus dem Meer aufsteigenden Sonne, gehört ein solcher Trunk zu den köstlichsten Erquickungen der Erde! Dieser Kokosmilch schreiben die Sinhalesenärzte starke Heilkraft bei Nierenleiden zu, und es lohnte sich für wohlhabende Patienten dieser Art wohl einmal der Versuch einer interessanten Badereise nach Ceylon. Aber auch die scheinbar wertlose Faserhülle, in die der Kokosnußkern eingebettet ist, wird in ausgiebiger Weise benutzt. Vor vielen armseligen offenen Hüttchen sieht man ganze Haufen von derartigem mürben Bast, der aus zerschlagenen Kokosnußschalen herausgekämmt und hierauf mit einem Knüppel wie mit einem Flachsbrecher geschmeidig geklopft wird; andere Sinhalesinnen drehen dann die weichgedroschenen Bastfasern zwi-

schen den Handflächen zu Koir, d. h. zu dünnen Schnüren zusammen, die später auf Seilerrädern zu Stricken oder Tauern und schließlich auf Webstühlen zu Hängematten, Netzen, Decken und Läufern, ja selbst zu Segeln verflochten werden. Derartige Fabrikate der Hausindustrie bilden einen nicht unwesentlichen Teil der aus den Kokospalmen gewonnenen Ausfuhrartikel (Tafel 6).

Damit ist jedoch die Verwertung der Kokosnuß noch keineswegs erschöpft; viel wertvoller als ihr Saft und Bast und ihre steinharten Kernschalen, die gern als Wassergefäß für Wasserpfeifen verwendet oder zu zierlichen, oft mit Gold- und Silberfiligran eingelegten Behältern ausgeschmückt werden, ist das weiße nahrhafte Nußfleisch, das den Kern auf der Innenseite überkleidet. Zur Gewinnung dieses Materials wurde der Anbau der Kokospalmen von den Holländern zwangsweise eingeführt und kontrolliert, so daß nunmehr für jede tragende Palme eine Abgabe erhoben werden kann. Aus diesem Kopperah genannten fetten Kernfleisch wird in von Rindern getriebenen Mühlen das Kokosöl herausgequetscht, das nicht nur als Brennöl und zur Seifenfabrikation dient, sondern auch den Eingeborenen die Seife ersetzt; um sich z. B. die Hände gründlich zu reinigen, reibt sie der Eingeborene wie der Hindu mit Öl ab, und ebenso wird der ganze Körper nach dem täglichen Bade sorgfältig geölt und massiert, wodurch er allmählich jene aalgleiche Geschmeidigkeit erlangt, die den Europäer so oft in Erstaunen setzt. Solch eine Quetschmühle oder Ua besteht aus weiter nichts als einem riesigen, fest in die Erde gerammten Holzriegel, worin ein schrägstehender, mit der langen Deichselstange verbundener dicker Stempel herumgedreht wird, der die Nußfleischstücke fest gegen die Riegelwandung drückt, zermalmt und auspresst; selbst die Pressrückstände sind noch als Düngemittel von beträchtlichem Wert. Die vier bis sechs Meter langen Blätter der Kokospalme geben ein treffliches Bedachungsmaterial für Häuser und Wagen ab, und selbst die Knospen dieser Blätter liefern ein schmackhaftes Gemüse; das allerdings etwas schwammige Holz dient zu Bauzwecken —, und aus dem Saft der Nüsse wird durch Gärung ein überaus beliebter Schnaps erzeugt (Tafel 6), — kurz, der Nutzen dieses Baumes ist so vielseitig wie möglich.

Der Eingeborene kennt in seinen Ansprüchen an die Leistungen der

Kokospalme keine Grenzen, weil er weiß, wie übertreibenderisch die Naturkraft seiner Zone ihren Segen verschleudert; gewandt klettert er in die Palmwipfel hinauf, wo der Blütenbüschel sprießt und duftet, kerbt ihn und hängt unter den Schnitt einen Krug, in den nun der Lebenssaft des Baumes hineintropft. Ist der Krug mit frischem Palmwein bis zum Rande gefüllt, so verklebt der Eingeborene die Wunde, damit der geduldige Baum auch noch seinen Nachkommen gleiche Wohlthaten zu spenden vermag. Hundert volle Jahre lang läßt sich die Kokospalme dieses unaufhörliche Anzapfen ruhig gefallen, dann bekommt der schlanke Baum es satt, dem undankbaren Menschen Ströme süßen Saftes oder Jahr für Jahr hundert schöne Nüsse zu opfern, er verdorrt plötzlich und stirbt. Die Geschicklichkeit, die zu dieser für den Baum leicht lebensgefährlich werdenden Saftentziehung erforderlich ist, sichert den Toddyzapfern ein besonders hohes Ansehen; in der gesellschaftlichen Rangordnung der Sinhalesen folgen sie gleich hinter den Landbesitzern und Fischern an dritter Stelle, dann erst kommen Handwerker, Pflanzungsarbeiter und zuletzt, wie auch in Indien, die Barbier und Wäscher.

Nicht weit von dem Dorfe Wellalawella liegt eine Zimtpflanzung, die ich gelegentlich besuchte. Es fiel mir auf, daß dort nicht wie sonst auf ceylonischen Arbeitsplätzen fröhliches Lachen und Schwagen erklang; seitdem aber die holländischen Pflanzler im Jahre 1767 eine verfeinerte Zimtkultur des wilden Baumes einführten, gilt der Brauch, die Arbeiten möglichst stillschweigend zu verrichten, weil der menschliche Hauch den Duft des Gewürzes beeinträchtigen soll, was bei dem unmäßigen Zwiebelgenuß seitens der Arbeiter einigermassen begreiflich erscheint. Dieser zarte Wohlgeruch — ich meine natürlich den nach Zimt — durchdringt nicht nur alle Teile des Baumes, sondern auch die ganze Umgebung der Pflanzung und soll sogar eine seltsame Verräterrolle gespielt haben. Den Arabern war es nämlich bis zum sechzehnten Jahrhundert gelungen, zu verheimlichen, wo ihre sie so fabelhaft bereichernde „Zimtinself“ läge, und sie vermochten dies Geheimnis zu hüten, weil nur die regenreiche südwestlichste Provinz Ceylons wildwachsende Zimtbäume hervorbrachte; der balsamische, von Ceylon herüberwehende Duft derselben soll aber endlich doch einigen besonders feinen Seemannsnasen auf dem Meere aufgefallen sein und zur Entdeckung der Zimtheimat geführt haben;

mir freilich ist dieser Zimtduftgenuß auf dem Meere über dem Zigarrenrauch meiner Schiffsgenossen leider niemals zuteil geworden.

Höchst ergötzlich ist die Geschicklichkeit, mit der die schelmisch blickenden Sinhalesenmädchen die Rinde auf beiden Seiten der Schößlinge des Zimtbaumes mit rundgebogenen Messern aufschlizen und mit einem Holz abstreifen, während ihr gewandter Fuß das Bäumchen gegen einen Holzchemel drückt, nachdem zuvor das grüne Oberhäutchen durch Kinderhände ganz leise von der Rinde abgeschabt worden ist (Tafel 7). Die abgezogenen Zimtrinden werden schließlich auf Hürden in der Sonne getrocknet, dann werden aus längeren und kürzeren Stücken gleichlange Rohre zusammengeschoben, diese zu Bündeln verschnürt und so versendet. An Stelle des kostbaren echten Zimts wird jedoch in unserer praktischen Zeit sehr häufig eine andere indische Lorbeerart, die weniger edle Zimtkassie, untergeschoben, von der ebenfalls nur die dünnsten, ein- bis dreijährigen Schößlinge verwendet werden. Durch diese Verfälschung ist es möglich geworden, daß der Preis für Zimt im Laufe der Zeit auf $\frac{1}{20}$ heruntergegangen ist.

Das sehr kurze weiße Jäckchen der Zimtarbeiterinnen ist nicht nur eine überaus bequeme Tracht, in der bei der Arbeit alle Muskeln vollkommen zwanglos spielen können, sondern auch ein Standesvorrecht; eine gewöhnliche Gartenarbeiterin darf es nicht tragen. Dagegen überlassen die Sinhalesinnen den Schmuck des Haares mit kostbaren Kämmen völlig den Männern und begnügen sich mit einem Halsband aus Perlen, Korallen oder aus mehr oder weniger edlem Metall.

Zweites Kapitel

Plantagengeheimnisse

In den Plantagen gibt es mancherlei zu sehen, was nicht in Lehrbüchern steht, und von einem beinahe schnurrigen Fall dieser Art möchte ich meinen Lesern beim Besuch einer Kaffeepflanzung berichten. Dazu müssen wir aber die 132 Kilometer lange Bergbahn benutzen, die nach der 500 Meter über dem Meer liegenden einstigen Residenz

Kandi hinauffuhr, wir müssen sogar noch ein Stückchen höher hinauffahren, denn Kaffee gedeiht, ebenso wie Kakao, am besten in hügeligem, aber nicht allzu feuchtem oder heißem Gelände zwischen sechs- bis zwölfhundert Meter Höhe.

Die Bahn trägt uns vom Meeresaum durch einen 60—70 Kilometer breiten, überaus fruchtbaren Landstrich und durch wohlbewässerte Reisfelder, dann steigt sie durch sumpfiges Buschdickicht, wo wundervoll schillernde Falter von einer farbenstrogenden Blüte zur anderen gaukeln, zu üppigen Bergwaldungen empor, wobei sie — häufig in Tunnels — mit so kecken, im Verhältnis von 1:45 ansteigenden Bogen an steilen, oft bedrohlich überhängenden schwarzen Felsmassen entlang läuft, daß die Reise für schwache Nerven geradezu aufregend wird; die zahlreichen Sprengungen im Granitgestein machen es ganz glaublich, daß die kurze Bahnlinie bis Kandi 40 Millionen Mark Baukosten verursacht hat, das heißt für jeden Kilometer 300 000 Mark!

Die geneigten Leser werden es mir gewiß gern erlassen, alle die Duzende von lateinischen Namen der hier gründernden, bei uns gänzlich unbekanntem und überdies durch dicke Massen üppiger Schmaroher-, Schling- und Klettergewächse eingehüllten und deshalb oft gar nicht kenntlichen Bäume anzuführen, die ich doch nur botanischen Werken entlehnen müßte. Diese üppigen, vor ihrer Trockenlegung fast undurchdringlichen und tödliche Sumpffieber erzeugenden Waldbezirke sprechen eindringlich von der Unzahl von Menschenleben, die diesem Bahnbau, besonders in dem dunstigen, dampfenden „Tale der Todesschatten“, zum Opfer fielen, und furchtbar müssen die Kämpfe gewesen sein, die sich auf diesem gifthauchenden Boden zwischen den tapferen Bergbewohnern und den von der Küste her andringenden beutegierigen Fremden abgespielt haben. Wehe den Fremdlingen, die in die Hände der Eingeborenen fielen; von dem überhängenden, fast stets in dicke Wolken verhüllten Gipfel des in der Ferne auftauchenden, am jähesten von all den kühnen Bergen abfallenden Megalla wurden die Kriegsgefangenen hinuntergeschmettert in unabsehbare Tiefen!

Bald hinter Kandi steigen wir aus, bevor noch der Zug völlig die oberste Stufe des Hochlandes erreicht hat, auf dem die Engländer in Newara Elija, gesprochen Njurellja, eine herrliche, ganz an ihre Heimat

erinnernde Sommerfrische angelegt haben und wo die Moore, Grasfluren und Haine einen wahrhaft verblüffenden Gegensatz zu den Tropenlandschaften der Küste bilden. Meine von hier aus unternommene Besteigung des höchsten Gipfels der Insel Ceylon, des 2575 Meter hohen Peduru Talegalla, brauche ich wohl nicht zu schildern, da dieser Spaziergang oft von anderen gemacht und haarklein beschrieben worden ist.

Auf der Pflanzung finden wir die Arbeiterinnen gerade mit dem Einsammeln reifer Kaffeebeeren beschäftigt. Beim ersten Blick erkennen wir an dem lose über die eine Schulter geschlungenen Streifen dünnen Gewandstoffes und an den durchlochten, geschmückten Ohrändern, daß dies keine Sinhalesinnen, sondern Tamulinnen sind, wie sie jedes Jahr in Massen vom südindischen Festlande nach Ceylon herüberkommen, um hier einige Jahre bei höherem Tagelohn als daheim zu arbeiten, sie machen sich aber nur selten auf der Insel festhaft, da ihnen die Sinhalesen wenig Gegenliebe zuwenden und Vermählungen mit ihnen aus dem Wege gehen. Das Verhältnis in der etwa drei Millionen zählenden buntfarbigen Bevölkerung Ceylons bleibt deshalb nach wie vor ungefähr dasselbe, d. h. es kommen auf je einen Europäer: 2 Malaien, $3\frac{1}{2}$ Mischlinge von Europäern und Asiaten, 40 Nachkommen der Araber, 140 Tamulen und 400 Sinhalesen. Die Anzahl der noch auf der Insel lebenden Ureinwohner, der Weddas, ist etwa halb so groß wie die der Europäer. Begreiflicherweise haßt der durch sein fruchtbares Land und sein belebendes, gemäßigtes Klima verwöhnte Sinhalese, der nur gerade so viel arbeitet, wie durchaus nötig ist, den Tamulen, dem der Gegensatz der von der Meerbrise gekühlten Insel Ceylon und der unerträglichen Tropenhitze seiner Heimat das Arbeiten hier zu einer wahren Lust macht, wozu noch kommt, daß er hier etwa fünfzig Pfennige Tagelohn, in Südindien hingegen kaum die Hälfte davon verdient. Da er zum Unterhalt für sich und seine Familie aber täglich kaum dreißig Pfennige verbraucht, so hängt ihm in Ceylon der Himmel voller Geigen, und er schafft nach Herzenslust. Wohin wir auch blicken, sehen wir die blankgeölten schwarzbraunen Schultern munterer Kinder des indischen Südens, die emsig die Kaffeebäumchen absuchen und die prallen, reifen, roten Beeren, die man für Kirschen halten könnte, in Umhängetaschen aus Kokosfasern sammeln und an die Plätze schaffen, wo die Beeren zerdrückt werden.

Die Pflanze, die zum Zerquetschen des Beerenfleisches keine „Pulper“-maschinen anschaffen wollen, deren grobgenarbte Walzen doch wohl manche der beiden in jeder Beere enthaltenen Bohnen oder wenigstens das sie einhüllende Schutzhäutchen verletzen, machen sich schlaue den sanften Weiskapparat zunutze, der jedem Tamulenkinde von der Mutter Natur in die Wiege gelegt wurde. Eine wahre Massenversammlung weiblicher Nussknacker fauert in manchem Pflanzungshofe, die alle mehr oder weniger stillvergnügt mit den Mäulchen wackeln; so hurtig, als wären es die leckersten Konfitüren, stecken sie Beere für Beere zwischen die Lippen, zerteilen sie durch einen herzhaften Biß, der die beiden Bohnen freilegt, und speien dann die breite Masse mit angeborener Grazie in einen Korb (Tafel 8). Je öfter die Arbeiterin einen solchen Korb gefüllt abgeliefert, um so mehr Silberannas klimpfern am Zahltag beim Wochenschluß in ihrem schmalen Geldbeutelchen. Auch diese wöchentliche Ablöhnung ist ein Umstand, der die Pflanze lieber Tamulen als Arbeiter anwerben läßt als Sinhalesen, die tagtäglich ihren Sold verlangen, um von der Arbeit fortbleiben zu können, sobald sie ein paar Silberlinge erübrigt haben und keine Lust verspüren, sich zu plagen. Die auf dem Bild (Tafel 7) vorn neben ihrem Kaffeebeerenberg hingegossene Weiskünstlerin wird gewiß unter ihresgleichen wegen ihrer rundlichen Fülle, nicht etwa ihrer wenig reizvollen Gesichtszüge halber, für einen Ausbund von Schönheiten gelten; daß sie eine Tamulin ist, verrät auch der Ring an ihrer Fußzehe, denn die Sinhalesinnen verabscheuen das Fußschmücken als barbarisch. Auch in anderen Kleidungsfragen ist der Geschmack der Tamulen von dem der Sinhalesen recht verschieden. Ein Blick auf die mit ihren beiden Sproßlingen aus der Faktorei herkommende Arbeiterin, die einen Talisman als Armband um den Ellenbogen gelegt hat, zeigt, wieviel mehr Wichtigkeit diese Tamulen dem zauberkräftigen Talisman beilegen als einer kunstvoll zusammengenähten Bekleidung, denn auch das silberne herzförmige Blättchen um die Hüften des kleinen Jungen wird mit einer Schnur festgehalten, auf der zwei silberne Amulett-röhrchen aufgereiht sind, die vor Unheil schützende Zaubermittelchen umhüllen.

Die zerbissenen Kaffeebohnen läßt man einen Tag lang mit Wasser zusammengerührt stehen, wodurch das Fleisch fault und flockig wird,

so daß es leicht durch fließendes Wasser von den zu Boden sinkenden schweren Bohnen getrennt und weggeschwemmt werden kann. Nach dem Trocknen werden dann die Beeren „geplüßtert“, d. h. von den sie während des Faulungsprozesses umhüllenden Pergamenthäutchen durch rauhe, sich in schrägen Kästen drehende Walzen befreit.

Diese Wanderung mancher ceylonischen Kaffeebohnen durch die Lippen brauner Samulinnen erscheint völlig harmlos, wenn man an den dichten Pergamentüberzieher denkt, der jede Bohne bekleidet. Andere Bohnen, und keineswegs die schlechtesten, haben jedoch zum Verdruß der Pflanze manchmal noch einen viel seltsameren Weg zurückzulegen. Die größten, vollsten, reifsten Kaffee Früchte reizen den Appetit von Affen, Zibetkagen, Fledermäusen und von sonstigem Diebsgetier, das in der Nähe der Kaffeewälder nächtlicherweile haust, die Beeren wegstibitzt und sich ihr saftiges Beerfleisch wohlschmecken läßt. Mit den harten, unverdaulichen Kaffeebohnen wissen die gefräßigen Tierchen jedoch nichts anderes anzufangen, als sie auf natürlichem Wege wieder loszuwerden. Aber ebensowenig wie den gewerbsmäßigen Geldsuchern in Paris eine in den Straßensaub getretene Kupfermünze entgeht, ebensowenig übersehen die von dem Pflanze zum Einsammeln solcher verstreuten Bohnen ausgesandten Burschen die versteckten Häufchen dieses ganz besonders hochgeschätzten „Affenkaffees“, den die Pflanze aber nicht etwa in den Handel bringen, sondern ihn nur bei besonders festlichen Gelegenheiten als das beste, was sie bieten können, ihren Gönnern und Freunden verehren sollen.

Doch die Zeiten der einstigen Kaffeeherrlichkeit sind für Ceylon vorüber, und nur sehr langsam hebt sich der Ertrag dieses Gewächses wieder, dessen Anbau hier einen merkwürdigen Entwicklungsgang durchgemacht hat. Solange der durch die Araber eingeführte Baum von den Eingeborenen nur seiner jasminähnlichen Blüten wegen für buddhistische Opferzwecke benutzt wurde, gedieh er prächtig auf der Insel. Nachdem aber die Holländer die Verwertung der Bohnen begonnen hatten, und besonders als der Engländer Boy Zytler im Jahre 1837 einen übermäßigen Kaffeeanbau nach westindischer Methode einführte, stieg der Wert der Kaffeeausfuhr bald auf 60 Millionen Mark jährlich, was den Pflanzern mehr als 25 Prozent Gewinn abwarf.

Der Rückschlag nach dieser Hauffe blieb nicht aus. Ein in den sumpfigen Dschungelbüschen wuchernder Pilz, *Himeleja vastatrix*, der durch die fortschreitende Trockenlegung der Sümpfe und Dschungel- ausrodung seinen Nährboden verlor, suchte und fand ihn auf den angrenzenden, obendrein durch Überdüngung mit Chemikalien kränklich gewordenen Kaffeebäumen, wo er sich bald unausrottbar einnistete und die Kaffeebäume mit erschreckender Schnelligkeit überwucherte und erwürgte. Nur wenige mit besonderer Sorgfalt gehegte Pflanzungen blieben verschont.

Den verarmenden, dem Bankrott entronnenen Kaffeepflanzern blieb nichts anderes übrig, als sich nach einem einträglichen Ersatz umzusehen; Kakao, Zimt, Chinarinde, Kardamom und vor allem Tee wurden als Lückenbüßer gewählt. Der Anbau von Teebüschen war bis dahin ein volles Jahrhundert hindurch nur mäßig betrieben worden, weil der Kaffee den auf schnellen Geldgewinn erpichten Fremden weit reicheren Nutzen brachte. Jetzt aber nahm die Teekultur auf Ceylon bald einen schier phantastischen Umfang an, der nicht nur dem chinesischen Tee, sondern auch dem auf dem indischen Festland an den Himalajavorhügeln gezogenen Tee beträchtlich Abbruch tat und noch immer in wachsendem Maße zufügt, so daß die Preise des indischen Tees mehr und mehr herabgedrückt wurden, wodurch der Wohlstand der Pflanzler trotz zunehmender Produktion beständig sinkt.

Daß die Unmenge von etwa 100 Millionen Pfund Tee, wozu Indien noch mehr als 170 Millionen Pfund beisteuert, überhaupt verbraucht werden kann, wird nur begreiflich, wenn man erfährt, daß in England auf jeden Kopf der Bevölkerung ein jährlicher Durchschnittsteeverbrauch von etwa 3 Kilogramm kommt, der in Rußland auf 0,33 Kilogramm und in Deutschland gar auf 0,05 Kilogramm fällt. Doch alle Gegensätze gleichen sich aus! Die Verächter des Tees scheinen um so lebhaftere Liebhaberei für Kaffee zu besitzen, wenigstens verbraucht jeder Deutsche davon durchschnittlich $2\frac{3}{4}$ Kilo, der Engländer dagegen nur 0,32 Kilo.

Eine Teeerpflanzung gleicht einem saftig grünen wogenden Meer (Tafel 8). Ein unbeschreiblich feiner Duft strömt aus den Blüten und Blättern, die je nach Größe und Alter getrennt eingeerntet werden, um ganz verschiedene Sorten zu geben, trotzdem sie von demselben Busche stam-

men; die winzigen drei obersten, zartesten Blättchen sind die wertvollsten und werden von den Pflückern besonders sorgfältig in Körben eingehemmt, wobei der Wächter mit Argusaugen aufpaßt, daß niemand den Schatz durch ältere Blätter entwertet. Die abgepflückten Blätter werden mit geschicktem Wurf über die Schulter in den Tragkorb geschleudert.

Die Behandlung der Teeblätter erscheint zwar sehr einfach, erfordert aber ziemlich viel Erfahrung. Zunächst werden die Blätter in heißen Räumen getrocknet und dann auf Maschinen gerollt (Tafel 8); doch wird vielfach vorgezogen, die Blätter durch Arbeiterinnen mit den Händen rollen zu lassen. Dann wird durch mäßigen Druck der Saft aus den Blättern gequetscht, worauf sie in gelinde Gärung geraten, in der sie einige Zeit verbleiben. Wird diese Gärung nicht unterdrückt, was neuerdings viele Pflanzler auf Ceylon erstreben, indem sie die gerollten und gepressten Blätter sofort auf einer Darre trocknen, so hellt sich das dunkle Grün zur Farbe von Grünspan auf. Auch das schließliche nochmalige Trocknen, Sortieren und Auflockern mittelst Schüttelmaschinen sind Arbeiten, die unablässige Aufmerksamkeit erfordern.

Weit weniger dankbar als die Anpflanzung von Tee scheint die von Kakao zu sein, da dieser Strauch erst nach sieben, Tee aber bereits nach drei Jahren ertragsfähig wird und neben besonders geschützter Lage und gutem Boden fortwährende Arbeit beansprucht; dafür wirft seine Kultur stetig steigenden Gewinn ab, seitdem die Kulturmenschheit erkannt hat, wie bedeutend der Nährwert der Frucht dieser von den Botanikern *Theobroma* oder Götterspeise getauften Pflanze ist. Beim Ausfortieren der aus den Schoten gelösten Kakaobohnen scheinen die Arbeiterinnen wie braune Aschenbrödel vor sich hin zu summen: Die guten ins Körbchen, die schlechten aufs Deckchen, während sie die einzelnen Bohnen mit größter Eile prüfend durch die Finger gleiten lassen.

Es war noch ziemlich früh am Morgen, kurz vor acht, als ich an dem Wohnhaus eines Pflanzers anlangte, der mich eingeladen hatte, den besonders reichen Kakaoschotenseggen seiner Pflanzung gelegentlich in Augenschein zu nehmen. Wohl wissend, daß die Herren Landwirte Frühaufsteher zu sein pflegen, pochte ich an eine Tür, hinter der Geräusch und Stimmen erklangen, als ich sie öffnete, glaubte ich in die Erde sinken

zu sollen, denn eine lebendig gewordene Hogarthsche Karikatur schien vor mir zu spuken! Als ob in der Stube das wüste Studentengelage in Auerbachs Keller durchprobiert würde, so heulte, jodelte und quiekte mir ein Chorus angetrunkenen Pflanzler mit gläsernen Augen und gefüllten Whiskybechern einen fröhlichen Willkommengruß entgegen. Ein Berg geleerter Flaschen mit allen erdenklichen Etiketten bewies, wie rüstig die wackeren Leutchen hier die ganze Nacht hindurch gearbeitet hatten. Ein paar Abgefallene lagen in Armsesseln herum, wo sie gerade hingetaumelt und eingestürzt waren, und selbst in dem anstößenden Badezimmer hörte ich jemanden röcheln.

Ein Nüchternner spielt zwischen Angeheiterten stets eine fatale, manchmal sogar eine gefährliche Rolle. Erst wenige Tage vorher hatte ich mich hiervon zu überzeugen Gelegenheit gehabt, und mit Besorgnis erinnerte ich mich an jene aufregende Szene. Auch dort war ich ebenso zufällig in eine ähnliche feuchtfröhliche Tafelrunde geraten, wo die Zechbrüder allerlei rare Dinge vollbrachten und wo mir das Haar zu Berge stieg, als sie z. B. brennende Lichtstumpfe verschluckten, Stücke einer zerbrochenen Fensterscheibe als Monokel ins Auge klemmten, sich durch Anschlagen der Schädel gegen die Zimmerwände in Erzeugen von Donnerschlägen überboten und zwischendurch auch durch einige Vorübungen für eine Anzahl blutiger Köpfe sorgten. Als dann nach einem Ringkampf der eine Kämpfer in eine tiefe Ohnmacht gefallen war, wurde ganz ernsthaft erwogen, ob man dem für tot gehaltenen der Sicherheit halber noch einen Dolch ins Herz stoßen solle oder nicht, und endlich brachte einer der Festgenossen einen kürzlich erstandenen Revolver mit der gelallten Warnung zum Vorschein, daß er geladen sei; als die Waffe zur Begutachtung aus einer Hand in die andere wanderte, dauerte es natürlich gar nicht lange, bis das Geknalle losging, wobei sich der fidele Gastgeber vor Lachen kaum lassen konnte, als die Trümmer seiner Nippfiguren in der Stube umherflogen.

An diesen wüsten Auftritt mußte ich denken, als ich mit der naiven Absicht, Kakaoshoten zu pflücken, in die Kneipgesellschaft geriet, die in des Pflanzers Wigwam hauste. In dem Schreien und Loben trat nicht einmal Ruhe ein, als eine weibliche Gestalt mit vorwurfsvollem Blick in das Zimmer trat, eine junge Tamulin, die von funkelnden

Schmuckgegenständen förmlich frogte, denn um den Hals trug sie nicht weniger als vier kostbare Ketten, an den Füßen klrirten gewichtige Spangen, und auch an den Zehen blühten Ringe mit in die Höhe stehendem Edelsteinauspuß (Tafel 9). An der Spitze und in den Flügeln der Nase sowie in den Rändern und im Lappchen des Ohres waren Glanzstücke der Goldschmiedekunst untergebracht, und das feuerrote, prall anliegende Seidensäckchen sowie die farbigen Säume in dem weich fließenden weißen Stoff, aus dem der Rock gebildet war, kleideten die prächtig gewachsene Figur ganz vortrefflich; ein zarter, lose über die Schulter gelegter Musselinschal erhöhte die malerische Wirkung der überraschenden Erscheinung.

Die braune Dame schien glücklicherweise einigen Einfluß auf den Hausherrn zu haben; schmollend und bettelnd brachte sie nach und nach die noch nicht geleerten Whiskyflaschen in Sicherheit und die Kneipkumpane auf den Marsch. Mürrisch riefen sie nach ihren Pferdebezungen, ließen die Ponys anschirren, schwangen sich, so gut es gehen wollte, in die Sättel und trabten, unzufrieden über die zu frühe Beendigung des angerissenen Abends, zu ihren Nachbarpflanzungen heim.

„So, nun sollen Sie auch Ihre Kakaoschoten sehen!“ lachte der Hausherr, der sich während des Aufbruches seiner Gäste eine ernüchternde kalte Dusche verabreicht zu haben schien. Dann herrschte er die muntere Tamulin, mit der ich mich inzwischen unterhalten hatte, mit den Worten an: „Geh mit und schneide dem Doktor ein paar schöne Kakaoschoten ab!“ Möglich aber schien der Alkoholteufel wieder die Oberhand zu bekommen; er schwakte allerlei verwirrtes Zeug von einem Bären, den er mir zuvor zeigen müsse, während ihm doch das Vorführen von Affen weit näher zu liegen schien. Die brünette Dame, deren Stellung in dieser Junggesellenwirtschaft mir noch nicht ganz klar war, fügte munter hinzu: „Ja, ja, wir haben wirklich einen leibhaftigen Bären im Hause. Komm nur herein, Tommy!“ Damit schlang sie sprühenden Auges ihre glänzend braunen Arme um das zottige schwarze Ungetier, das schnuppernd und fauchend frank und frei ohne Maulkorb zur geöffneten Thür hereingetappelt kam. Während die pikante braune Venus mit der Bestie immer übermütiger im Zimmer herumtollte, mit ihr rang und bozte, raunte mir der Gebieter des Hauses zu, daß das temperamentvolle Mädchen eigentlich nur

eine Kakaopflückerin, von ihm aber zur Würde seiner nicht legitimen zeitweiligen Gemahlin erhoben sei. „Ist sie nicht schön?“ fragte er dann, indem er weniger das weibliche Wesen als ihre kostbaren Anhängsel an Nase und Ohren streichelte, die ihn manche Stange Gold gekostet haben mochten. Angesichts dieses Prahlens mit seiner Brillanten- und Perlenverschwendung neben der fast dürftigen und vernachlässigten häuslichen Einrichtung kamen mir die Bestrebungen jener englischen Frauenliga ganz erklärlich vor, wodurch Pflanze, die in wilder Ehe mit Farbigen gelebt haben, gesellschaftlich für immer in Acht und Bann erklärt werden, sobald sie nach England heimkehren.

Mein fröhlicher Pflanze schien sich vorläufig den ihm einst daheim drohenden Boykott nicht sonderlich zu Herzen zu nehmen. Gähmend schlug er mir vor, ich möge unter Führung seiner schokoladefarbigen Dulzinea ohne ihn in die Kakaopflanzung spazieren; er selbst zöge es aber vor, sich nunmehr schlafen zu legen. Überflüssigerweise versicherte er noch, daß er keine Eifersucht kenne, wobei er leise und schelmisch an dem leuchtenden Rubin zupfte, der von dem Nasenspitzen der Zamulin herunterbaumelte; dann ging er durch die Mittelthür ab.

Hätte der gute Mann seine Eifersuchtsfreiheit lieber nicht so sehr betont oder besser ganz aus dem Spiele gelassen; so etwas tut niemals gut! Die junge Zamulin machte gar kein Hehl daraus, daß ich einige Gnade vor ihren dunklen Augen gefunden hätte. Mit rührender Aufmerksamkeit forschte sie in der Pflanzung behende nach besonders dichten Kakaobüschen herum, von denen sie dann mit einer Art von Zärtlichkeit die schönsten Schoten abschnitt (Tafel 9), wobei ihr ganz unabsichtlich das Schultuch von der Schulter glitt, so daß die Zierlichkeit ihrer Figur zur vollsten Geltung kam. Zuerst vorsichtig prüfend und lächelnd, dann immer lebhafter schlug sie im Laufe unseres Geplauders ihre Feuerblicke zu mir auf, so daß ich mir förmlich Zwang antun mußte, mich nicht so weit zu vergessen, die Gebote der Gastfreundschaft schmählich zu verletzen. Ob nun meine Zurückhaltung der Bronzecircé langweilig wurde und sie mich für einen rundreisenden Inbegriff von Blödsinn hielt oder ob irgendein sprachliches Mißverständnis eintrat, gleichviel, urplötzlich änderten sich ihre Mienen, ihre Augen schossen förmlich Blitze, das gekrümmte Messer zitterte in ihrer Hand, und mit hastigem Wurf schleu-

berte sie mir die abgeschnittenen Schoten gegen die Brust; dann ergriff sie in wilder und doch holder Verwirrung ihr Schaltuch, stülpte es mir rasch über den Kopf und ramte mit unverständlichem, leidenschaftlichem Gemurmeln ins Haus.

Da stand ich nun mit meinen Kakaoschoten im Arm und dem zarten weißen Schleier über dem Haupt und hätte am liebsten das wehmutsvolle Lied angestimmt: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten!“ Kopfschüttelnd trollte ich mich in die Wohnung des Pflanzers zurück. Er schlief fest, wurde mir mürrisch von einem Bedienten, der die Spuren des Gelages fortzutilgen versuchte, bedeutet, und auf meine Frage nach der Favoritin des gnädigen Herrn hieß es lakonisch: sie habe sich in ihr Gemach zurückgezogen. Unter diesen Umständen hielt ich es für das Schicksalichste, mich mit Hinterlassung einiger Dankeszeilen so leise wie möglich zu entfernen. So oft ich aber jetzt eine Tasse Kakao an den Mund setze, blickt mir daraus die vorwurfsvoll lächelnde Tamulin entgegen! Und doch habe ich wahrhaftig keine Ahnung, wodurch ich einen Vorwurf verdient haben könnte.

Es wäre unrecht, von Ceylon zu scheiden, ohne einen Augenblick in der Stadt Kandi zu rasten, die jedoch nur Europäer und Tamulen mit diesem Namen, der Berg bedeutet, belegen; für die Sinhalesen ist sie noch immer Maha Nuwara, die große Hauptstadt, wie in jener Vorzeit, als gleichzeitig sieben Herrscher über die verschiedenen Teile Ceylons regierten und als der König von Kandi die kleine von Bambusstauden überwucherte Insel inmitten des in der Nähe des Königspalastes angelegten Sees noch als Strafplatz für in Ungnade gefallene Damen seines Harems benutzte; wie die Sage berichtet, wurden jene Unglücklichen in Säcke eingebunden auf diese Insel geschafft und den dort in den hohlen Bambusstauden nistenden Kobraschlangen preisgegeben.

Wie vor alters strömen auch noch heutigestags im Juli die buddhistischen Sinhalesen zum Peraherafeste nach dem Wiharatempel, dessen weiße Mauern weit über den See hinüberleuchten (Tafel 10), um den Umzug des heiligen Dalada, eines Zahnes des Religionsstifters Buddha, zu sehen, der für gewöhnlich in eben diesem Tempel, von einer goldenen Lotusblume umschlossen, in kostbaren Kapseln verwahrt wird. Bei der Peraheraprozession wird dieses Kleinod mit ungeheurem Pomp und

rauschender Musik unter einem Baldachin auf dem Rücken eines außergewöhnlich riesigen Elefanten herumgetragen, der nicht einmal den üblichen Lenker tragen darf, sondern der von Kornaks auf nebenhergehenden kleineren Elefanten bewacht und geleitet wird. Das Getümmel der festlich gekleideten Menge wird dabei durch Tausende von Leuchtfeuern aus brennenden Kokosnussskernen erhellt, und betäubend dröhnt das Geräusch der Musikanten und der mit Flitterpusch geschmückten Tänzer, die im Rhythmus der immer rasender werdenden Musik kurze harte Holzstücke aneinander schlagen; diese schwierige Vorführung wird in einer Ballettschule in der Nähe des Tempels schon lange Zeit vor dem Feste geübt, damit dabei alles „klappt“. Als Europäer verkleidete Stelzenläufer, in Tierfelle verummte Gaukler und Clowns in allen möglichen Masken sorgen für die Erheiterung der Festteilnehmer, unter denen jedoch die Mönche auffallenderweise fehlen. Daß Kleidung und Formen der Europäer auch von den Eingeborenen Indiens gern durch Masken oder Puppen lächerlich gemacht und sogar im geheimen, wie ich mich selbst wiederholt überzeugt habe, grimmig mißhandelt und vernichtet werden, scheint den Engländern zu entgehen, die derartige Offenbarungen der Volksseele keiner Beachtung würdigen.

An diesem festlichen Tage pflegte das Sinhalesenvolk dermaßen von buddhistischem Versöhnungsgeiste durchdrungen zu werden, daß es dem gefürchteten Herrscher feierlich und öffentlich nicht nur durch Vertreter alle Härten und Ungerechtigkeiten vergab, sondern für offenbare, schwere Freveltaten des tyrannischen Fürsten sogar Bußübungen vollzog und Opfer darbrachte, ein Brauch, der mit der Herrschaft der eingeborenen Könige erlosch. Uralt und unerklärlich ist auch der Schluß des Festes, wobei einer der Häuptlinge in einem Boote auf den Strom hinausfährt und mit einem Schwertstreich die Wasserfläche zerteilt.

Das Wunderbarste an jenem Zahn, der die bedeutendste aller buddhistischen Reliquien vorstellt, ist aber wohl der Umstand, daß kein gläubiger Buddhist an der Echtheit dieses Heiligtums zu zweifeln wagt, trotzdem feststeht, daß der ursprüngliche Zahn nach mancherlei Irrfahrten als Siegesbeute von den Portugiesen nach Goa verschleppt und dort auf Befehl der Inquisitoren pulverisiert wurde, weil die portugiesischen Befehlshaber Neigung zeigten, ihn den Sinhalesen für ein ungeheures Löse-

geld zurückzugeben. Der jetzige Zahn soll auf wunderbare Weise im Tempel erschienen sein und gilt für echt, aber schon der Augenschein lehrt, daß dieser ungeheure, zehn Zentimeter lange Zahn keinem menschlichen Gebiß entstammen kann.

Der Biharatempel wurde nicht von Sinhalesen, sondern von kriegsgefangenen Portugiesen erbaut und gleicht mit seinen plumpen Mauern, Gräben, Schießscharten und mächtigen Toren mehr einer trostigen Befestigung als einer Andachtsstätte; das sich darin abspielende geräuschvolle Treiben und Musizieren von Mönchen und Opfernenden gehört ebenso wie die schauerhaften, auf Wandgemälden dargestellten Strafen, die den Missetäter in einem zukünftigen Leben erwarten, zu den stärksten Eindrücken, die dem Ankömmling in Asien begegnen. Diesem Tempel gegenüber, auf der anderen Straßenseite, steht, wie dies in der Nähe buddhistischer Tempel gewöhnlich der Fall ist, eine schneeweiß getünchte glockenförmige Dagoba, in deren Kern eine andere Reliquie, ein Feszen von Buddhas Mönchsgewand, eingemauert sein soll (Tafel 11).

Derartige Dagobas oder, wie man sie in Indien nennt, Stupas sind das Wahrzeichen von Gegenden mit überwiegend buddhistischen Bewohnern wie Ceylon oder Birma, wo es als ein verdienstliches Werk gilt, sie zu Ehren des Religionsgründers zu errichten. Selbstverständlich hat jede uns unbedeutend erscheinende Einzelheit der Ausführung symbolische Bedeutung. So soll ihre rundliche Glockenform die Gestalt einer Wasserblase ausdrücken, da Buddha die Nichtigkeit des Menschenlebens mit einer auf dem Wasser schwimmenden und dort spurlos zerplatzenden Luftblase zu vergleichen liebte.

Ganz ungeheure, aus den ersten Blütezeiten des Buddhismus in Ceylon stammende, also mehr als zweitausend Jahre alte Dagobas finden sich auf den weit ausgedehnten, auch für den Nichtarchäologen durch die neuerdings eingeleiteten Ausgrabungen stetig an Interesse zunehmenden Trümmerfeldern der einst prachtreichenden, vorgeschichtlichen Landeshauptstadt Anuradhapura, wo besonders die auf engem Raum stehenden 1600 Steinspfeilerreste des Fundamentes eines neunstöckigen Klosters einen Begriff von der Riesenhaftigkeit damaliger Bauten dieser Art geben. Der höchste dieser Reliquienschraine muß mehr als 400 Fuß

hoch gewesen sein, denn selbst jetzt in seinem zertrümmerten Zustande mißt er noch 350 Fuß.

In der Nähe des Tempels von Kandi wimmelt es von eindrucksvollen Priestererscheinungen, von denen manche wohl infolge übertrieben vegetarisch-asketischer und obendrein eheloser Lebensweise mehr lebenden Mumien als Menschen von Fleisch und Blut gleichen. Die niederen Geistlichen, die Pungis, haben zugleich die Aufgabe, auf vormittäglichen Bittgängen für den Lebensunterhalt ihrer Amtsbrüder zu sorgen, wobei sie dem Beobachter stets ein sehr fesselndes Schauspiel bereiten (Tafel 11). Mit feierlicher Ruhe nähert sich dann der Mönch, dessen blankrasierter, geölter Schädel wie ein Metallspiegel schimmert, den verstreuten Wohnhäuschen der Sinhalesen. In ehrfurchtsvoll gebeugter Haltung tritt die Hausfrau aus ihrer Thür und entleert niedergeschlagenen Blickes ihre Opferspende für die Tempelbewohner in Gestalt eines Tellers voll Reis in den Almosenkorb oder Topf oder auch nur in den ausgestreckten Mantelzipfel des Bettelmönches. Seit alten Zeiten sind die Eingeborenen gewohnt, von ihrem Reisbesitz mitzuteilen, da sie dem Fiskus an Stelle der Geldsteuern den zehnten Teil ihrer Reisernte liefern müssen.

Das demütig sein sollende, aber oft recht selbstbewusste Gebaren der Pungis beim Einheimen des Reises wirkt auf uns fast ergötlich. Nach Buddhas Lehre muß nämlich ein rechter Pungi, wie ihn z. B. der Derwisch in Lessings Nathan darstellen soll, vollkommen besitzlos sein, auf irdische Habe nicht den mindesten Wert legen und nur genießen, was er unaufgefordert erhält; ferner soll er frei von jeder Eitelkeit sein und deshalb stets in demselben Mantel gehen und diesen immer und immer wieder flicken, wenn er zu verfallen droht, auch soll er den nicht ansehen, der ihm etwas schenkt, den Wert des Geschenkten nicht beachten und für die Gabe nicht danken, was jedoch manchmal so aussieht, als schritte der Mönch in dem stolzen Gefühle davon, seinerseits den Geber zu Dank verpflichtet zu haben, weil er ihm Gelegenheit bot, eine fromme Tat zu vollziehen. Alle diese asketischen, wohlgemeinten Vorschriften des „großen Lehrers“ werden im allgemeinen nicht mehr streng befolgt. So sollen sich die Mönche z. B. beim Einsammeln des Reises einen Palmbblätterfächer vor das Gesicht halten; häufig sehen sie aber ganz gemüthlich darüber hinweg oder schlagen, falls sie keinen Fächer bei sich

tragen, den Blick des zur Erde gesenkten Hauptes von unten nach oben empor, um die Spenderin und ihre Gabe zu mustern, die mit betend aneinandergelegten Händen in tiefer Verbeugung zu verharren pflegt, bis die gelbbemäntelte Gestalt des Priesters außer Schweite gekommen ist. Ebenso wird, falls der Pungi glücklicher Besitzer eines ihm von einem Verehrer gestifteten prächtig-goldgelben neuen Mantels ist, das Gebot, ein zerschlissenes, geflicktes Gewand zu tragen, in der Art befolgt und umgegangen, daß in irgendeinem Eckchen des schönen Mantels ein winziger Flicker aufgesteppt wird; hin und wieder bekommt man sogar Mäntel zu sehen, die mit sichtlicher Liebe hergestellte weibliche Handarbeiten in Gestalt von Mosaikmustern aus gelben und braunen Zeugflecken darstellen. Auch wirkt es auf uns etwas komisch, daß sich die Mehrzahl dieser Pungis, besonders die jüngeren, bis zum Verwecheln ähneln, da sie alle gleichermaßen Augenbrauen, Bart und Schädel rasieren und in ganz gleicher Weise den gelben Mantel wie eine römische Toga um die Büste hängen, wobei die rechte Schulter stets freigelassen wird.

Als Buddhisten sind die Sinhalesen und demgemäß auch ihre Pungis von jedem religiösen Fanatismus vollkommen frei; mit rührender Toleranz gestatten sie sogar das Aufstellen und Verehren brahminischer Gottheitsbilder in ihren Tempeln, und seit mehr als tausend Jahren fanden aus Religionshaß Verfolgte auf Ceylon schützende Zuflucht. Nestorianer, schiitische Moslems, vor dem siegreich vordringenden Islam aus Indien flüchtende Hindus sowie von den Holländern verfolgte, durch die Portugiesen gewaltsam zu Katholiken bekehrte Eingeborene — sie alle wurden gleich duldsam von den eingeborenen Sinhalesen aufgenommen, ja, sie erbauten sogar im Jahre 1845 zum Gedächtnis des bei ihnen beliebten, vom Blitz erschlagenen englischen Kapitän Roger eine christliche Grabkapelle! Beinahe rührend ist auch der Gleichmut, womit die Sinhalesen dem bekannten Streit gegenüberstehen, ob die flache Vertiefung auf dem Felsgipfel des Adamspik wirklich von Buddha erzeugt wurde, als er zum Himmel aufstieg, während die Mohammedaner natürlich den ältesten ihrer sechs Propheten Adam, Noah, Abraham, Moses, Christus und Mohammed, die Hindus dagegen ihren Gott Schiwa und die katholischen Portugiesen den Apostel Thomas für den unzweifelhaften Urheber des angeblichen Fußabdruckes erklären.

Bei dem erwähnten Umzug des Buddhazahnes und bei anderen großen Festen, z. B. solchen zu Ehren ganz besonders hochstehender reisender Fürstlichkeiten, wie des letzten Zaren, der als Großfürst-Thronfolger im Jahre 1890 Ceylon besuchte, oder des Königs Eduard von England, als er noch Prinz von Wales hieß, erscheinen die Nachkommen der einstigen Sindhaleesenfürsten in der bei ihren Vorfahren üblichen Tracht. Einer dieser Fürstensproßlinge, den ich im Innern des Landes aufsuchte, erwies mir, ebenso wie seine schöne Tochter, die fast rührende Gefälligkeit, diese kostbaren Kleidungs- und Schmuckstücke, die sichtbaren Erinnerungen einstiger Macht und verblichener Glanzes, anzulegen, deren Einzelheiten die Porträte (Tafel 12), die ich in dem Landsitz des vornehmen Sindhaleesen aufgenommen habe, besser als Worte beschreiben. Freilich vermag kein Bild die köstliche Farbenpracht und den schimmernden Glanz der seidnen Gewänder noch das Flimmern und Funkeln der Perlen und Edelsteine, der Gold- und Silberstickereien auf diesen Kleidern wiederzugeben. Spottlustige werden sich allerdings wohl alsbald darüber aufhalten, daß diese hohen Herren bereits in alten Zeiten die Schinkenärmel als das Ideal fürstlicher Männertracht anerkannt haben; sie sind aber keineswegs so stark an Körperbau, wie sie durch diese aufgeblähten Ärmel, mehr aber noch durch die Beinbekleidung erscheinen, die aus einem breiten und ungeheuer langen, in zahllosen Lagen übereinander gewickelten Musfelinstreifen und einem gestickten Gürtel hergestellt wird. Der unter dem Kinn ausrasierte Vollbart macht die Erscheinung dieses Fürstensproßlings fast europäisch, dessen mit riesengroßen Perlen besetzter Ring am kleinen Finger ebenso wie die Perlenketten seiner Tochter wegen ihres hohen Wertes ins Auge fallen. Sicherlich sind es Erbstücke aus jenen Zeiten, wo der Ertrag der Perlfischerei an den Küsten noch den eingeborenen Herrschern gehörte.

Nach einer längeren Zeit des niedergehenden Erfolges scheint das mühsame Suchen nach Perlmuscheln wieder lohnender zu werden, und wenn erst die Perlfischer in noch bedeutendere Tiefe zu tauchen vermögen, werden dort bisher noch völlig unberührte Bänke eine ungeheure Ausbeute herrlicher Perlen ergeben. Vorläufig liefert der Persische Meerbusen weit mehr Perlen als Madras, wo der Mittelpunkt des indischen Perlhandels liegt. Daß aber selbst deutsche Flüsse, z. B. die Steinach in der Pfalz,

Muscheln mit allerdings zumeist sehr winzigen Perlen enthalten, dürfte nicht allgemein bekannt sein. Wunderlich genug ist der sinhalesische Volksglaube, demzufolge die Perlen aus Taupropfen entstehen, die Buddha zu gewissen Zeiten vom Himmel in die der Atmung halber geöffnet an die Meeresoberfläche steigenden Muscheln hineinwirft. Aus diesem Grunde gelten zerstoßene Perlen als ein wundertätiges Heilmittel, das sich freilich nur wohlhabende gläubige Patienten zu Gemüte führen können.

Eine absonderliche Eigentümlichkeit der Insel sind die ceylonischen Teufelstänzer (Tafel 11 und 13), die besonders in verkehrsfernen Gegenden noch in hohem Ansehen stehen. Die Sinhalesen sind ganz lächerlich abergläubische Leute, die in jedem Ereignis ein gutes oder böses Omen wittern, und nirgends in der Welt wird mehr Gewicht darauf gelegt, ob jemandem bei Tagesbeginn zuerst ein unsympathischer oder ein liebenswürdiger Mensch entgegenkommt; da aber Furcht vor bösen Geistern jedenfalls die wesentlichste religiöse Empfindung ist, kann es nicht wundernehmen, daß neben Buddha eine Unzahl von Dämonen angebetet werden, obwohl die reine Lehre Buddhas jeden Geisterkultus verwirft. Krankheitsfälle sind für das unwissende Volk auch heute noch Offenbarungen der Macht von Dämonen, gegen die nur mit so außergewöhnlichen Mitteln aufzukommen ist, wie sie eben das Geheimnis der Teufelsbeschwörer sind. Diese Scharlatane verfahren mit ihren Patienten folgendermaßen: Der Teufelsbeschwörer besitzt einige buntbemalte grauen-erregende Holzmasken, deren furchenhafte Gesichtszüge die gräßlichen Phantasiebilder darstellen sollen, die sich das Volk von dem Mahakola Jakscha und seinen achtzehn dämonischen Hilfsgeistern als Krankheits-erregern zurechtgemacht hat. Mit diesen Masken angetan, begibt sich nun der Dämonenbeschwörer nebst seinen Spießgesellen zu dem Kranken, vor dem nach allerlei Zaubersformlichkeiten ein Maskenträger nach dem andern erscheint und seine immer wilder ausartenden Tänze zum besten gibt. Einer der Tänzer stürzt dabei plötzlich wie im Kampf mit unsichtbaren Kräften unter krampfhaften Zuckungen zu Boden, worauf niemand bezweifelt, daß der dieser Maske entsprechende Dämon in dem Patienten gehaust habe, aber nunmehr, von Konkurrenzwut getrieben, aus der Haut des Kranken gefahren sei, um den Teufelstänzer anzugreifen und zu verfolgen. In Kranken und Schwachen vermag die

Einbildung bekanntlich Wunder zu tun, und deshalb fühlt sich der Leidende nach dem Tanze gewöhnlich sehr erleichtert und füllt die habgierigen Hände der Beschwörer so freigebig, wie es seine Mittel erlauben. Noch drastischer und wesentlich einfacher ist das Verfahren indischer Dämonenbeschwörer, von denen der eine, über eine Schüssel Reis gebeugt, der Reihe nach die Namen aller Krankheitsdämonen murmelt, während sich der andere, der ebenfalls über ein Reismaß gebeugt dasitzt, urplötzlich überschlägt, sobald der Name des gerade wirkenden Dämons erwähnt wird.

Durch mehr als viertausend Schulen, in denen etwa 150 000 Kinder, Knaben und Mädchen gemeinsam, unterrichtet werden (Tafel 12), sucht die englische Regierung die Reste dieses tief eingewurzelten uralten Aberglaubens auszurotten; um den Schulbesuch volkstümlicher zu machen, verlangt sie nicht die vorherige Annahme des Christentums, sondern begnügt sich mit dem Lehren der Elementarkenntnisse, und zwar gleichzeitig in englischer, sinhalesischer und tamulischer Sprache. Kehren dann aber solche in zivilisierten Anschauungen erzogene Kinder aus der Schule in ein abseits der größeren Städte liegendes Elternhaus zurück, so treffen sie dort wohl noch recht verrottete Einrichtungen an, wie z. B. in der Zentralprovinz die einst allgemein übliche Unsitte der Vielmännerei, derzufolge mehrere Brüder einer Familie dieselbe Frau heiraten, so daß die Kinder aus solchen Ehen als Gemeingut betrachtet werden und den ältesten Familienvater als großen Vater, seine jüngeren Ehegenossen als kleine Väter zu titulieren haben. Die Sinhalesen kennen überhaupt keine Familiennamen, und so legt sich jeder, sobald er erwachsen ist, einen möglichst hochtrabenden oder schönklingenden Namen zu und begnügt sich bis dahin mit einem Rufnamen, der ihm vom Vater beigelegt wurde, als der kleine Erdenbürger das erstemal Reis zu essen bekam; dies wichtige Ereignis wird als hoher Festtag behandelt, da Reis ein so unentbehrliches Nahrungsmittel für die Sinhalesen ist, daß tatsächlich jeder erkrankt, der ihn entbehren muß. Auch die Hochzeitsbräuche der Sinhalesen sind merkwürdig genug, denn jeder junge Sinhalese muß unweigerlich das Mädchen heiraten, das ihm sein Vater nach sorgfältigen Erkundigungen und Rücksprachen mit dem Vater des Mädchens ausgesucht hat; als Zeichen der Vermählung werden dann dem Brautpaar

wechselfeits die Finger zusammengebunden, worauf es von den beiderseitigen Eltern mit Wasser begossen wird. Fortan heißt es von der jungen Frau X: „Sie kocht für Herrn X den Reis“, und keine ärgere Schmähung kann ihr zugefügt werden, als wenn eine Freundin verächtlich meint: „Für einen solchen Menschen kochst du den Reis?“ Das Wohnhaus der Braut bleibt während der Festzeit mit goldroten Nüssen der Königskokospalme geschmückt, die in Indien, ebenso wie andere schönfarbige Früchte, viel häufiger für Dekorationszwecke verwendet werden, als dies bei unszulande geschieht.

Ganz anders geht es natürlich in den Kreisen der christlich getauften Sinhalesen zu, deren Christentum jedoch vielfach von recht asiatischem Zuschnitte ist. So war ich selbst einmal auf Ceylon an einem Weihnachtsabend in einer prachtvoll illuminierten portugiesischen Kirche zugegen, wo die Verkündigung „Christus ist geboren!“ durch unaufhörliches Geknatter von Kanonenschlägen nebst reichlichem Salonfeuerwerk in der Nähe des Altars eindrucksvoll betont wurde.

Getaufte Sinhalesen der besseren Klassen sehen bei solchen festlichen Gelegenheiten für unseren Geschmack etwas pudig aus, weil sie gewissermaßen zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen suchen: sie behalten zwar den bunten Lendenschurz und den seltsamen Kamm der Sinhalesen bei, ziehen jedoch eine europäische Jacke dazu an und stülpen einen steifen schwarzen Filzhut auf die kammgekrönte Frisur; ein Brautvater steckt sogar zwei überaus kostbare Käämme aus den Flossen einer auf Malakka heimischen Landschildkrötenart ins Haar, falls er zu den vornehmen Sinhalesen zählt (Tafel 9).

Neben den Sendboten aller erdenklichen Missionsgesellschaften durchziehen auch die nirgends in der Welt fehlenden bekehrungseifrigen weiblichen Offiziere und Soldaten der Heilsarmee (Tafel 12) die paradisische Insel. Und fürwahr, wenn man den maßlosen Schnapsverbrauch bemerkt, der auf Ceylon im Schwange ist, und wenn man von dem Unheil hört, das die wohl gutmütig, aber keineswegs sanftmütig zu nennenden Sinhalesen in jähzorniger Trunkenheit mit ihren schnell kampfbereit gezückten Messern anstiften, dann kann man nur wünschen, daß die Bußpredigten dieser Leute ebenso wie die den Kindern in den Schulen beigebrachten Belehrungen etwas mehr Mäßigkeit und Selbstbeherrschung

in dies seltsame Völkchen tragen mögen, das die herrliche Insel Ceylon bewohnt. Wie mit Elementargewalt bricht sich auch oft genug der Haß gegen die das leichtlebige Volk in unerhörter Weise ausnutzenden Wucherer Bahn, die zwar meist afghanische, aber insgesamt „Araber“ genannte Mohammedaner sind; der berüchtigteste Blutfänger dieser Art namens Ismael in Mahala wurde seinerzeit von acht Schuldnern unter beständiger Bedrohung mit geladenen Flinten an einem langen um einen Baum gewickelten Seile buchstäblich zu Tode gehängt, während seine acht Mörder bei ihrer Hinrichtung von den anderen Sinhalesen gleich Märtyrern verehrt wurden.

Drittes Kapitel

Auf der Pagodenspitze

Eine der eben erwähnten Dagobas in Anuradhapura überrascht durch den auffallend guten Zustand ihres skulpturenreichen Baues. Opferfreudiger Buddhisteneifer hat den Prinzen Ginavaravansa von Siam veranlaßt, dem weiteren Verfall dieses Wahrzeichens seiner Religion Einhalt zu gebieten und die verfallene Dagobaruine nach Möglichkeit auszubessern. Zufällig traf ich im Winter 1899 mit dem genannten Prinzen wiederholt in Birma zusammen, das er, ebenso wie andere Länder Asiens, in denen der buddhistische Glaube vorherrscht, aber nicht etwa mit prinzlichem Pomp, sondern im schlichten gelben Mönchsmantel bereiste, um sich von dem gegenwärtigen Zustande des entarteten Buddhismus und von den Aussichten zu überzeugen, die der Versuch einer Reinigung und Neubelebung dieser Glaubenslehre haben würde.

In seiner Gesellschaft befand sich eine andere interessante, weit über Indien hinaus bekannte Persönlichkeit, der Präsident der in 402 Zweigvereinen über die ganze Welt verbreiteten, von Frau Blawakly gegründeten Theosophischen Gesellschaft, namens Olcott, der, bezeichnend genug für die Titelliebe amerikanischer Republikaner, stets mit dem Obristenrang tituliert wird. Fürst Uchtomsky, einer der gründlichsten Kenner des

Buddhismus, erwähnt das Wirken Olkotts im Vorwort zu der von Professor Grünwedel herausgegebenen klassischen Studie „Mythologie des Buddhismus“, worauf ich mich hierbei beziehe, allerdings in der wohl etwas optimistischen Voraussetzung, daß die Zeit nicht mehr fern sei, wo sich die zersplitterte buddhistische Welt in ein organisches Ganzes gliedern wird und wo der vor zwei und einem halben Jahrtausend von König Asoka auf dem Platze, wo dem Religionsstifter „das Licht in der Seele aufging“, erbaute Tempel „Buddha Gaja“ als Buddhistenschule wiederhergestellt werden und zum Sammelplatz für die Leiter aller in der Welt zerstreut lebenden Anhänger dieser Lehre dienen wird, die zwei Drittel der Gesamtbewohnerschaft Asiens umfaßt. Bei unserem letzten Zusammensein in Rangun klagte Oberst Olkott mit bitterem Entschagenschmerz über die große Flaueheit, mit der seine Bestrebungen bei vielen hochstehenden Buddhisten zu kämpfen hätten; es wird also wohl noch ein gutes Weilchen dauern, bevor die erhoffte internationale Buddhistenschule in Buddha Gaja zu der erstrebten Pflanzstätte kosmopolitisch-buddhistischen Glaubens ausgewachsen sein wird, der, wie in den ersten Zeiten des Buddhismus, auf das brahmanisierte Indien einwirken soll, um sich allmählich dessen zahllose Sekten einzuverleiben und von neuem unzählige Menschen auf die Bahn der Verehrung des „göttlichen Lehrers“ zu lenken. Ob als Oberhaupt dieser religiösen und geistigen Bewegung wirklich, wie es geplant wird, der Dalai Lama hervorgehen wird, kann ebenfalls nur die Zukunft lehren.

Wie Fürst Uchtomsky ausführt, verfolgte Olkott als Präsident der Theosophischen Gesellschaft jahrelang den Gedanken, die Glieder der geistigen Kette aufzufinden, welche die Länder verknüpft, in denen Buddha als Gott verehrt wird. Er bereiste Asien, machte sich mit den hervorragendsten eingeborenen Priestern bekannt und verfaßte dann für die Buddhisten der ganzen Welt eine Art Glaubensbekenntnis. Alles Unwesentliche, Konventionelle, alles eng Nationale und rein Zufällige wurde darin beseitigt, da der Buddhismus stets bereit ist, in seine Kultusformen alle möglichen anderen aufzunehmen, wenn sie nur seine Hauptidee nicht beeinträchtigen: die Idee von dem „göttlichen Lehrer“ und der von diesem angewiesenen Bahnen zur Selbstvollendung im Zusammenhang mit der Mahnung des Meisters, allmählich allen lebenden

Wesen die Lehre mitzuteilen, durch deren Befolgung sie sich von der Wiedergeburt und den mit ihr verbundenen Leiden endgültig befreien können. Nur das Wesentliche der Lehre sollte in dieses Bekenntnis aufgenommen werden. So wird allmählich vieles aus den religiösen Eigentümlichkeiten Asiens erklärt werden können, die Glaubensformen der Hunderte von Millionen werden sich anschaulicher darstellen, und von der Seele jener Epoche, in der die buddhistische Lehre begründet wurde und wo ihre Verkündigung die Menschen entflammete, wird der Schleier gelüftet werden.

In Japan, Birma und auf Ceylon hat das Programm Olkotts mit den darin enthaltenen 14 Grundbestimmungen bereits Billigung gefunden, und es bleibt abzuwarten, was diese Neuerungen in bezug auf die Befestigung der geistigen Verbindung zwischen den buddhistischen Völkern in Indochina, im Innern Chinas und in Korea und Tibet bewirken werden. Die Hauptfrage ist hierbei, ob die 14 Grundwahrheiten von den Buddhisten der ganzen Welt angesichts einer Zeitrichtung anerkannt werden können, in der bereits die vornehmlichste auf wenig praktische Befolgung hoffen darf, die lautet:

„Man soll allen Menschen, wer sie auch seien, mit Duldung, Sanftmut und brüderlicher Liebe begegnen, ebenso soll man den Geschöpfen jeglicher Art mit Milde und Barmherzigkeit entgegenkommen.“

Diesem Buddhistenapostel Oberst Olkott, den ich bereits früher vergeblich in seinem Wohnsitz Adija bei Madras aufgesucht hatte, begegnete ich nebst seinem prinzlischen Reisegefährten bei einer hervorragend merkwürdigen Gelegenheit. Ich war nach der einstigen Königsresidenz Oberbirmas, nach Mandale, gereist, um einem dort bevorstehenden ebenso seltenen wie großartigen Feste beizuwohnen, der Krönung einer ungeheuren Dagoba mit einem Tih oder, wie ein Linguist schreiben würde, mit einem Hti; auf keiner dem buddhistischen Kultus dienenden Baulichkeit darf ein derartiger Aufsatz aus vergoldeten Bronzereifen fehlen, dessen Gestalt einen Sonnenschirm, das asiatische Wahrzeichen der Erhabenheit, vorstellen und zugleich durch die Zahl seiner Ringe an die verschiedenen bisher erschienenen Buddhas und ihre Himmel erinnern soll. Von unten gesehen erscheint eine solche Verzierung allerdings fast winzig, wenn die Spitze, wie in diesem Falle, etwa hundert Meter über dem

Erdboden endigt. In Wirklichkeit ist sie jedoch ein mehrere Meter hohes und viele Zentner wiegendes, also selbst wenn es in einzelne Ringe zerlegt wird, schwer zu bewegendes Stück. In ganz Birma war bereits seit geraumer Zeit für diesen kostspieligen Tempelausputz durch die Pungis Geld gesammelt worden, denn wie auf Ceylon sieht man auch in Birma die jüngeren Pungis tagtäglich mit ihren hier oft durch prachtvollen, getriebenen Silberreliefs verzierten Almosenshalen (Tafel 14) von einer Tür zur anderen pilgern, um auf diese Weise, jedoch ohne darum zu bitten, den Lebensunterhalt für sich und ihre Amtsbrüder einzusammeln. Zur Essenszeit kehren sie reichbeladen in langen Zügen zu den Klöstern zurück.

Nun war endlich der festliche Tag erschienen, wo das hochragende Symbol der Fürstenwürde für immer über der äußersten, höchsten Dagobaspitze befestigt werden sollte; in diesem Falle könnte ich dafür auch Tempelspitze sagen, da diese Dagoba in ihrem unteren Teile tatsächlich mächtige Gewölbe für Gebets- und Opferhandlungen enthielt und nicht nur mehr oder weniger kostbare eingemauerte Reliquien umschloß, wie z. B. in der Dagoba zu Buddha Gaja noch heutigestags der Diamantthron des „weißen Fürstensohnes“, d. h. des späteren Buddha, sowie eine Statue desselben verborgen sein soll, die uralter Sage nach aus Elfenbein und sämtlichen indischen Edelsteinarten hergestellt wurde.

Aus allen, selbst den entlegensten Teilen Hinterindiens, aus den Laos- und Scharstaaten, ja sogar aus Siam und den östlichen Himalajaländern (Tafel 14) waren zu diesem Feste Buddhisten herbeigeströmt, so daß um die Pagode herum mehr als acht Tage hindurch ein unvergleichliches Völkergetümmel und Sprachengewirr herrschte, wie es selbst beim Turmbau zu Babel nicht ärger gewesen sein kann; ich stehe nicht an, dies Völkerkaleidoskop, in das ich damals blickte, zu den allerinteressantesten Eindrücken meiner sämtlichen fünf Asienreisen zu zählen, denn an jeder Stelle des Festplatzes tauchten urplötzlich Figuren von erstaunlicher Eigenart auf.

Unterscheiden sich schon die Birmanen, besonders die weiblichen, auf den ersten Blick von den Hindus und den Hindufrauen in Vorderindien, so erschienen hier für mich ganz neue Muster indochinesischer Völker.

Wild und kriegerisch blickende Männer aus Katschin (Zafel 14), dralle junge Mädchen und abscheuliche, unsaubere und verwitterte Waldheren aus dem Bunongstamme (Zafel 15), mit riesigen silbernen Ohrringen in Größe von Speisekuchen nebst Handgelenkspfängen in Gestalt unförmlicher, bis zum Arm hinaufreichender Schlangen oder von dem Umfange kleiner Zeller bei mehr als fünf Kilo Gewicht! Dazwischen drängten sich Frauen mit ungeheuren Strohhüten in Form spitziger Pyramiden neben Männern mit wild und verwegen gebogenen Kopfbedeckungen auf wüsten „Chignon“-Frisuren hin und her durch das Thor (Zafel 14), das in den unteren fensterlosen Tempelraum der Dagoba hineinführt. Die darin sonst in geheimnisvoller Dämmerung ruhenden Buddhabilder und Reliquienschreine wurden jedoch in dieser festlichen Zeit durch ein unruhig funkelndes Meer brennender Wachskerzen erhellt. Jede von diesen seltsamen Gestalten trug außer den Pantoffeln ein brennendes kleines Licht in der Hand, das dann vor den Buddhabilnissen oder neben den Gaben für das Tempelfest festgeklebt wurde, während bereits Hunderte von solchen Kerzen an allen möglichen Plätzen bald in der Höhe als winzige Pünktchen, bald mit besorgniserregender Feuergefährlichkeit auf dem Erdboden flammten; wie Geistererscheinungen wogten die hier hell, dort dunkel beleuchteten, spukhaften Schemen dazwischen hin und her. Die ganze Volksmasse war in beständiger fließender Bewegung, und jede der seltsamen Figuren wurde alsbald leise von einer anderen verdrängt, deren Gesichtszüge und Eigenart fesselten; kann es z. B. einen erstaunlicheren Männersehnmuck geben als die beiden spannenlangen Bambusrohre, die der Mot durch die Ohrläppchen steckt, und in deren einem er den Tabaksvorrat, in dem anderen Tabaksblätter zum Herstellen seines Zigarettenbedarfs herumschleppt? Gerade wie der gemeine Mann bei uns zulande nach vollbrachtem Kirchgange seine Sonntagsheiligung durch das Brandopfer einer oder mehrerer besonders guter Zigarren ausdrückt, so erreicht bei einem solchen Volksfest in Birma der schon an gewöhnlichen Tagen recht beträchtliche Zigarettenverbrauch einen Umfang, der der beängstigenden Größe der manchmal sogar noch mehr als fußlangen birmanischen Zigaretten (Zafel 15) ebenbürtig ist; allerdings darf man nicht vergessen, daß dies Familienzigaretten sind, die bald von der Mama oder dem Herrn Vater und bald

von dem einen oder anderen der lieben Kinderschar je nach Bedarf und Laune zum Munde geführt und in beständigem Glimmen erhalten werden. Schreit ein Baby gar zu herzbrechend, so wird ihm nicht ein süßes Lutschtütchen, sondern die qualmende Zigarre in das Mäulchen geschoben; dann ist es sofort still. Auch über die verschiedenen Arten des Transportes dieser Säuglinge in Körben, Schlingen oder Tüchern konnte ich bei dieser Gelegenheit die unterhaltendsten Studien machen.

Von den halbwilden Indochinesen stechen die sauberen einheimischen Birmanen auffällig ab, zumal an solchem Tage, wo sie ihre schönsten blasfarbigen Seidenbinden um den Kopf und die wundervollsten ihrer buntkarierten Tücher um die Hüften geschlungen haben und einen im höchsten Grade festlichen Gesamteindruck machen. Ist schon jede Basarhalle in Birma mit den geschmackvoll geordneten, hoch aufgestapelten üppigen Erzeugnissen des Landes und den einschmeichelnden Gestalten ihrer graziösen, heiteren Verkäuferinnen ein entzückend malerisches Bild, so wurden hier die so nett wie bei einer Weihnachtsbescherung auf reinen, weißen Tüchern aufgebauten Opferspenden an Früchten, Blumen und Getreidehaufen, umringt von einer Volksmenge von märchenhafter Bunttheit, zu einem leben- und farbensprühenden Gemälde, das sich keine Phantasie vorstellen kann; durch die Ruhe und das anständige, höfliche Benehmen der wirr durcheinanderflutenden Massen wäre tatsächlich der Eindruck eines wunderbaren Märchentraumes entstanden, hätte nicht der merkwürdige, aus Blumenduft, Ausdünstungen und Kerzenqualm zusammengemischte Geruch beständig an die Wirklichkeit des vermeintlichen Zauberbildes gemahnt.

Ähnlich wie vor Wallfahrtskirchen in europäischen Ländern, und nicht etwa nur in Kevelaar, Kerzen und „viel wächserne Fuß' und Händ'" zum Kauf ausgedboten werden, so war hier gleich im Tempel selbst eine primitive Kerzenfabrik (Tafel 15) eingerichtet, damit jeder beim Gießen seiner Wachslichter mittels plumper Holzformen zugegen sein und dem Wachs noch irgendwelche abergläubische Zutat beimischen konnte, denn krasser Aberglaube und stete Angst vor Dämonen, Geistern und anderen „Nats" spielt bei allen Birmanen, besonders aber in den entlegenen Bergländern Oberbirmas und Indochinas, eine überaus einflussreiche Rolle. Aus diesem Grunde machten auch die Frosch- und Dämonen-

masken, die in tollen Tänzen und Kampfspielen von jüngeren Priestern vorgeführt wurden, ganz ungeheuren Eindruck auf die von dorthier erschienenen Naturkinder. Natürlich erhöhen derartige Maskentänze und Bekämpfungen der Dämonen wegen des dabei nie ausbleibenden Sieges der Priester über die Vertreter der feindlichen Geisterwelt das Ansehen und die Einnahmen der Mönche bei ihren sich über alle buddhistischen Lande erstreckenden Bittgängen ganz bedeutend. Manche dieser abergläubischen Ansichten sind überraschend naiv und bezeichnend; so bauen z. B. die Katschins den Mats zum Aufenthalt außerhalb ihrer Dörfer bequeme Gerüste, unter denen sie ihnen Opfertiere schlachten, treiben dann durch Dämonenbanner die Geister aus dem Orte dorthin und verammeln alle Straßen und Türen mit Speeren. Selbst die einfachsten Naturerscheinungen sind bei ihnen Einwirkungen übernatürlicher Wesen; so erklären sie sich z. B. die Entstehung des Regenbogens durch eine Niesenkrabbe, die neben der runden Erdscheibe im Weltmeere schwimmt und dabei zuzeiten, um Atem zu schöpfen, aus dem Wasser empor taucht, wobei dann der Sonnenschein auf ihren mit Perlmutter gesäumten und in allen Farben spielenden Mundrand fällt, der sich beim jedesmaligen Aufklappen des Mundes am Himmelsgewölbe abspiegelt; bei Sonnenfinsternissen wird sogar unaufhörlich mit Pfeilen und Luntens Flinten gegen die Sonne geschossen, um zu verhindern, daß diese von einem sie bedrohenden riesigen Froschnat verschlungen wird, und da der Erfolg nie ausbleibt und die liebe Sonne bald wieder fröhlich vom Himmelszelt strahlt, sind die guten Leuten nicht leicht von derlei Ansichten zu bekehren.

Angesichts der erdrückend mannigfaltigen Augenweide überkam mich auf dem Festplatz ein förmlicher Sehrausch, denn selbst die unbedeutendsten Vorgänge werden in Birma sofort zum reizvollen Bilde, sei es ein Barbier, der in einem Winkel des Festplatzes kauert und einem geduldigen Patienten mit einem rostigen Haken einen Zahn zieht, oder ein fast nackter, durstiger, kleiner Bengel, der sich aus einem der zum allgemeinen Besten unter einem Sonnenschirm aufgestellten Wasserkrüge mit Hilfe einer an einen Stiel gesteckten halben Kokosnußschale einen kühlen Trunk schöpft (Tafel 15), oder ein mohammedanischer Vogelhändler, dem seine gefangenen Papageien und anderen Vögel nur abgekauft werden, um

sofort die Freiheit zu erhalten, weil dies von den Buddhisten als ein verdienstliches Werk betrachtet wird.

Inmitten des Platzes waren einige dreieckige Prangergestelle errichtet, an die etwa abgefaßte Diebe gebunden und zur Schau gestellt werden sollten, denn an verbrecherischem Gesindel fehlte es ebensowenig wie an entsetzlich verstümmelten Krüppeln und ausfägigen Bettlern, die alle Zugänge zum Tempel belagerten. Hinter den Zelten und den Schaubuden mit Mißgeburten, Zwergen und Riesen, in denen man, wie auf einem Jahrmarkt, alles Erdenkliche, vorzugsweise aber natürlich Festbedürfnisse wie Lichter, Blumen, Früchte, bunte Bänder, Räucherkerzen, Blattgold und Kinderspielzeug sowie an Fäden lenkbare Marionetten, einhandeln konnte, sandten die von Chinesen gehaltenen Garlücken die streng riechenden Düfte der nationalen Leibspeisen der Birmanen, Ngapi und Kuk-Swe, in die Lüfte; letzteres ist ein Ragout von Makkaroni und Schweinefleisch mit spanischem Pfeffer und massenhaftem Zwiebelzusatz, Ngapi aber eine für unsere Geruchs- und Geschmacksorgane unerträgliche Paste aus halbverfaultem Fisch, eine Delikatesse, nach der jedes birmanische Dorf schon von weitem duftet; im geheimen verabreichen die schlauen Chinesenköche jedoch auch geistige Getränke und Opium, zumal in der Nachtzeit, wenn von spekulativen Bankhaltern auf dem Erdboden überall Tücher mit sechs oder sechsunddreißig durch Tierfiguren bezeichneten Feldern ausgebreitet werden. Das einförmige Geklapper der Blechbüchsen, aus denen die mit den entsprechenden Tierbildern bemalten sechsseitigen länglichen Würfel rollen, gehört zu jenen eigenartigen asiatischen Geräuschen, die sich meinem Trommelfell für immer eingeprägt haben, obgleich sie nicht übermäßig laut sind.

Zu den auffallendsten Figuren eines birmanischen Festplatzes gehören auch die von der Einfalt der Landleute lebenden Wahrsager. Mit schallender Stentorstimme verkünden diese Menschenkenner aus den von ihren Kunden auf Palmblätter gekritzelten Schriftzügen alle möglichen Glücksfälle, verfallen aber dabei ab und zu in ein Geflüster, so daß die Umstehenden höchstens aus dem wichtigen Getue des Schicksalsverkündigers ahnen dürfen, daß es gar bedeutende Dinge sein müssen, die er seinem Opferlamme ins Ohr raunt. Bei den abergläubischen Birmanen hat jeder derartige Humbug auf weit dankbarere Abnehmer zu rechnen

als eine Schaustellung mit wissenschaftlichem Anstrich, wie z. B. die ebenfalls vorhandenen Kinematographen und Grammophone.

Auch an Erfrischungen aller Art, an geistern Sodawasser und fadem Speiseeis, woran man sich den Gaumen zerschneidet, ist ebensowenig Mangel wie an Teebuden, in denen die Leutchen die Zeit verplaudern können, bis der große Augenblick anbricht, wo die Pagodenturmspitze in Bewegung gesetzt und an ihren hochgelegenen Platz gebracht wird.

Um den reichgeschmückten Thi an seinen Bestimmungsort hinaufzuschaffen, war ein ungeheures schwankes Gerüst aus dünnen Balken, Latten und Bambusstangen aufgerichtet worden, das von der Erde bis zur höchsten Spitze der Pagode hinaufführte (Tafel 16); flatternde bunte Flaggen und aufgespannte weiße oder zartfarbige Sonnenschirme gaben dem zierlichen Stangenbau ein überaus heiteres Ansehen, obgleich eine ernsthafte europäische Baupolizei wahrscheinlich allerlei nicht Vorschriftsmäßiges daran entdeckt haben würde.

Es war fast unmöglich, auf dem belebten Platze einen geeigneten Standort zur Aufnahme des seltsamen Gerüsts zu finden; ich mußte lachen, als ich, auf der Suche nach einem solchen zu meinem Apparate zurückkehrend, die bestürzten Mienen der sich darum herumdrängenden Birmanen bemerkte, denen von einem hervorragend Neugierigen, der während meiner Abwesenheit unter das Dunkeluch geblickt hatte (Tafel 15), die Wundermär verkündet worden war, daß in dem Kasten die ganze Pagode mit Gerüst und Fahnen und Menschen auf dem Kopf stände!

Es hieß allgemein, der Prinz von Siam würde das Gerüst erklimmen, um von seiner höchsten Höhe aus das Hinaufwinden des Thi zu segnen. Kurz entschlossen bat ich ihn, nachdem er bereits kurz zuvor die Liebenswürdigkeit gehabt hatte, mir nebst dem greisen Oskott und den birmanischen Feskleitern sowie deren wie Wachspüppchen bescheiden im Hintergrund kauern den und geduldig ihre Riesenzigarette schmauchenden Gemahlinnen zu einem Wilde zu sitzen (Tafel 16), um die Vergünstigung, mich dieser Turmspitzenbesteigung anschließen zu dürfen.

Mein Wunsch schien nicht viel Gegenliebe zu finden. So weitgehend auch die Toleranz gegen Andersgläubige sein mag, die der Buddhismus

lehrt, so kam doch wohl manchen unter den Vorstehern des Tempels die Erfüllung meines Verlangens wie eine Entweihung des Festes oder des Thi-Kleinods vor. Mir wurde ganz unumwunden gesagt, daß, wenn auch nur der geringste Unfall beim Aufrichten des kolossalen Zierates eintreten sollte, was durchaus nicht unwahrscheinlich sei, die Menge unfehlbar nur mich dafür verantwortlich machen würde, und daß dies bei der Wildheit vieler Festteilnehmer unabsehbare Folgen haben könne; auch wurde mir bedeutet, daß das Ersteigen des Gerüstes keineswegs so leicht und ungefährlich sei, wie es den Anschein hätte.

Da half mir eine frühere Begegnung mit buddhistischen Lamas aus der Not. Um die besorgten Tempelherrn zu beschwichtigen, verehrte ich ihrem Wortführer ein Kunstblatt aus meinem „Himalaja-Album“, worauf ich einen berühmten Lama, einen Gesandten des Dalai-Lama, inmitten anderer hoher buddhistischer Würdenträger in der Vorhalle des Buddhistentempels Pemiontschi in Sikkim abgebildet hatte, und erregte dadurch wohl ihren Ehrgeiz, dies denkwürdige Fest der Thi-Aufrichtung in einem meiner künftigen Werke der Nachwelt ebenfalls vor Augen geführt zu wissen. Der Aufstieg wurde mir gestattet, und nun erst sah ich mir meinen Weg zum Gipfel der Pagode etwas näher an.

Für den barfuß gehenden Prinzen von Siam und für die Kletterfüße der birmanischen Zimmerleute, in deren braune Schenkel nach landesüblicher Weise blaue Muster eintätowiert waren, war es ein Leichtes, die rundlichen Bambusprossen der schiefen Ebene mit den Zehen zu umklammern und so in die Höhe zu steigen. Meine glatten Stiefelsohlen schienen mir aber für diese Kletterei höchst ungeeignet zu sein, so daß ich den schier endlos vor mir ansteigenden schwanken Steg und die oft sehr weit auseinanderstehenden dünnen, glatten Leitersprossen mit recht kritischen Blicken betrachtete. Kurz entschlossen zog ich mir deshalb ohne viel Umstände ebenfalls die Stiefel aus, um auf den runden Bambusstäbchen nicht auszurutschen. Ganz unbeabsichtigt und unwissentlich schoss ich durch dieses Schuhablegen einen delikaten Vogel ab, denn mit größter Benugtung wurde dies von den mich Umringenden als Beweis genommen, daß ich die von den Pungis wie von allen Eingeborenen befolgte Vorschrift, unsaubere Fußbekleidung auf dem Festplatz abzulegen, wenigstens für dies Turmgerüst gelten ließ, auf dem ich nun

hurtig emporturnte, während mir ein paar junge Zimmergesellen meine Apparatekoffer nachtrugen.

Schon auf halber Höhe holte ich den um den Prinzen von Siam gescharten Trupp ein. Angesichts des stetig zunehmenden lebhaften Schwankens des Stangengerüstes und des darunter brausenden Festgetümmels drohte den Prinzen ein Schwindelanfall zu übermannen, so daß er auf die weitere Ersteigung verzichten und umkehren mußte; hierbei möchte ich sogleich zugestehen, daß die mir zuteil gewordene Warnung vor der Besteigung keineswegs grundlos gewesen war, denn auch mir begann das bunte Gefribble in der Tiefe und das vom Wind geschaukelte bewimpelte Stangenwerk (Tafel 17) vor den Augen zu tanzen und sich umeinander zu drehen, wenn ich eine außergewöhnlich hohe Sprossenlücke zu übersteigen hatte oder wenn mir die als Geländer dienende Stange aus der Hand glitt. Von der Höhe aber dröhnte, rasselte und tutete mir dabei unausgesetzt ein wahrhaft nervenbetäubendes Hörnergeschmetter, Händegeklatsch und Trommelgewirbel entgegen, so daß mich nur die Befürchtung, eine Umkehr könne meinem deutschen Namen zum Schaden gereichen, davon abhielt, dem Beispiel des seekranken Prinzen zu folgen und behutsamst umzukehren. Schließlich stand ich jedoch wohlbehalten auf der für die Musikbande (Tafel 17) hergerichteten Plattform und winkte den gleich bunten Pünktchen in der Tiefe durcheinander kreisenden Zuschauern mit dem schwarzen Einstellstuch unter dem Toben der neben mir bearbeiteten Tamtams und seltsam geformten Pauken lustige Grüße hinunter, während sich meine Augen an dem krausen Niederblick und der unermesslichen Aussicht auf die fernere Umgebung Mandales satt zu trinken bemühten.

Es wurde mir nicht leicht, meinen dreibeinigen Apparat festzustellen und damit brauchbare Photographien aufzunehmen, denn das ganze leichte Gerüst schwankte und bog sich nicht nur vor dem Schnausen des Windes, sondern erbehte auch unter dem ruckweisen Emporwinden des wuchtigen Thi, ja selbst unter dem wütenden Gehämmere der Pauker, die um so lebhafter auf ihre Instrumente losdrohschen, je näher das riesige Ringgestell seinem künftigen Standplatz rückte.

An den sechs ersten der sieben Festtage war der Thi nur um ein winziges Teilchen der ganzen Strecke emporgezogen worden, und da ich das

Glück hatte, gerade am letzten Tage zugegen zu sein, wurde ich, als der mit vier kleinen rosafarbenen Sonnenschirmen und allerlei flimmerndem Metallschmuck ausgepustete Karren mit dem Thi endlich die Plattform erreicht hatte (Tafel 18), Zeuge von der überwältigenden Ausdrucksfähigkeit, die aus den Kupferpaufen und Hörnern birmanischer Musiker hervorbricht, wenn es sich, wie hier, darum handelt, einen musikalischen Jubel ohnegleichen von der Höhe der Pagode in das weite Land hinauszuschmettern.

Die birmanischen Zimmerleute sprangen in dem Gerüst wie behende Akrobaten herum und ppropften die Metallteile des This auf dem ungeheuren Balken fest (Tafel 19), der mitten durch den Turm und Kern des Tempels bis tief in dessen Fundament hinunterreicht; die reiche Tätowierung ihrer Oberschenkel machte dabei tatsächlich den Eindruck kurzer, prallanliegender, blauer Tuchhöschen. Daß die beim Einimpfen der dunklen Tusche erlittenen Schmerzen den birmanischen Jüngling in den Augen seiner Mitbürger erst zum Manne stempeln sollen, ist vielleicht bekannter als die Mogelei, die manche dieser Helden dadurch begehen, daß sie sich während der Tätowierung durch einen Opiumrausch unempfindlich gegen die Nadelstiche machen.

Ich muß es mir versagen, hier ausführlicher von diesem seltsamen Feste zu sprechen, von diesen aus weiter Ferne gekommenen Pilgern, die andächtig von einem Tempel und von einem Buddhabilde (Tafel 19) zum andern wallfahrten, um davor ihre Opfer an Früchten, Blumen und Wachskerzen darzubringen und die erfüllte Pflicht dann mit einem Hirschgeweihklöppel an eine der großen Glocken zu schlagen (Tafel 19), an denen es in den Tempelbezirken nicht fehlt. Der vornehmlich für die Erscheinungen der vorderindischen Welt bestimmte Raum dieses Buches erlaubt mir nur, in aller Kürze einiger der wichtigsten und bezeichnendsten Kulturwahrzeichen zu gedenken, die in Birma unter dem Einfluß buddhistischer Geistesbildung entstanden sind.

Das kostbarste Überbleibsel jener Zeit, wo birmanische Könige in Mandale regierten, ist unstreitig das seinen Namen buchstäblich verdienende „Goldene Kloster der Königin“, ein aus Teakholz geschnitzter, über und über ganz fabelhaft reich vergoldeter und auch im Innern mit goldenen Buddhafiguren ausgestatteter Tempel, an den ein fünfstöckiges

Kloster für die zum Tempel gehörigen Pungis und seitlich ein Unterkunfts- haus für fremde Mönche angebaut ist; auf dem Bilde (Tafel 20) liegt dieser Teil links, der mit einem Thi gekrönte Tempel zur Rechten. Von dem märchenhaften Glanz der alle Teile dieser Gebäude überziehenden und zumal bei blendendem Sonnenlicht überirdisch strahlenden Vergoldung kann das Bild freilich keine Vorstellung geben.

Lange konnten sich freilich die Könige von Birma ihrer Residenz Mandale nicht erfreuen, denn nachdem König Mindummin den früheren Königssitz Amarapura am Irawadi im Jahre 1858 verlassen und das im Innern liegende Mandale erbaut hatte, weil ihn jeder Pfiff der auf dem Strom verkehrenden Dampfschiffe an die ihm verhassten Eindringlinge erinnerte, wurde die Stadt wie das ganze Gold und Edelstein bergende Oberbirma bereits 1886 von den Engländern verschluckt und mit dem schon in den fünfziger Jahren von dem Riesenrachen englischer Ländergier verschlungenen, von der Natur überreich gesegneten Unterbirma vereinigt. Die ihr Vaterland tapfer und hartnäckig verteidigenden birmanischen Patrioten wurden ohne Unterschied in der ganzen Welt für rebellische Räuber oder Dakoits erklärt und, wenn man sie fing, schlimmer als infame Verbrecher behandelt und planmäßig ausgerottet. Daß es hierbei in Birma so wenig wie im Burenvernichtungskriege in Südafrika für die Engländer an empfindlichen Schlappen gefehlt hat, geben englische Berichte natürlich niemals gern zu; freilich trugen die tapferen birmanischen Häuptlinge ihren Vertilgern nicht so hochherzigen Edelmut entgegen wie die Buren, sondern ließen ihren Rachedurst walten, wo immer sie konnten, und es war nichts Seltenes, daß ein zur Verzweiflung getriebener Häuptling, wie z. B. Mung Gung Gi, die von ihm gefangenen englischen Offiziere lebend als Köder in Tigerfallen einsperren ließ.

Aus weit älterer Zeit als Mandale, ja sogar aus den Anfängen des geschichtlichen Oberbirma, d. h. aus dem sechsten Jahrhundert, stammt Pegu, an dessen einstige Ausdehnung jetzt nur noch seine gewaltigen Mauerreste erinnern. Hier steht eine der heiligsten Dagobas des Landes, die Schwemodo-Pagode (Tafel 21), die der Schwe Dagon-Pagode zu Rangun zum Verwechseln ähnlich ist und in deren innerstem Kern zwei Haare des „großen Lehrers“ eingemauert sein sollen. Mehr als

hundert Meter hoch erhebt sich dieses ebenfalls ganz und gar übergoldete glockenförmige Gebäude auf einem achteckigen Sockel, auf dessen mehr als fünfzig Meter langen Seiten 128 kleine Dagobas aufgestellt sind. Beständig haben einige Goldschmiede damit zu tun, an dieser weit ins Land hinausstrahlenden, auf einem Hügel liegenden Pagode die von Wallfahrern gespendeten Blättchen Gold auf dem Mauerwerk zu befestigen; ganz fabelhaft müssen die Summen sein, die im Lauf der Zeit in diese Vergoldungen gesteckt wurden, denn die grundlegende Übergoldung der Schwe Dagon-Pagode bei Rangun soll z. B. dem Könige Mindon Min mehr als eine Million Mark gekostet haben! Allerdings steht diese bei allen Buddhisten Indochinas in höchstem Ansehen, da sie nicht weniger als acht Haare des „Erleuchteten“ und verschiedene Reliquien anderer „großer Lehrer“ enthält. Auch hier ziehen an festlichen Tagen wahre Völkerströme durch das zu diesem Tempelbezirk führende phantastische Eingangstor (Tafel 21), neben dem zwei hellgetünchte Leogryphen Wache zu halten scheinen. Diese bizarren Tierfiguren sollen die Erinnerung an eine Löwin wachrufen, von der ein in der Wildnis ausgefekter birmanischer Königssohn gesängt und aufgezogen wurde, die aber schließlich an gebrochenem Herzen verendet sein soll, als man ihr diesen Prinzen von der Seite nahm.

Nach Auffassung der Brahmanenphilosophie ist alles, was uns umgibt und was wir erleben, überhaupt gar keine objektive Wirklichkeit, sondern nur eine in unserer Einbildung bestehende Scheinwelt, in der es sich der Mühe nicht verlohnt, nach ebenfalls nur eingebildeten Gütern und Genüssen zu streben oder Gewicht darauf zu legen. Im Gegensatz dazu huldigt der Birmane unbesorgt dem Grundsatz Leben und Lebenlassen, und zwar nach vollen Kräften, läßt aber auch seine Landsleute von seinem Reichtum mit genießen, indem er auf seine Kosten heute eine für jedermann zugängliche, tagelang dauernde Theatervorstellung veranstaltet, morgen eine den Verkehr hebende Brücke bauen oder übermorgen — zum Besten des Seelenheils seiner Nachbarn — eine neue Dagoba errichten läßt.

Doch damit genug von dieser Abschweifung nach Birma, dem Lande der kindlichsten Kinder, der lebenslustigsten, faulsten Männer und der geduldigsten, fleißigsten Frauen! Aber halt! Es wäre doch gar zu un-

galant, von dieser anmutigen Frauenwelt (Tafel 21) gar so hastig und ohne Abschiedsgruß wegzuschlüpfen.

Als ich am ersten Tage meines Aufenthaltes in Birma in das Kontor des großen deutschen Reisausfuhrgeschäftes Zaretsky, Bock & Co. eintrat, prallte ich verlegen zurück, weil ich am Diplomaten Schreibtisch, dem Kaufherrn gegenüber, eine junge, in zartfarbige Tücher gehüllte Birmanin erblickte. In der Befürchtung, unbeabsichtigt Mitwisser eines zarten Geheimnisses geworden zu sein, wollte ich mich schleunigst zurückziehen, als mir der Geschäftsinhaber munter lachend zurief: „Bleiben Sie getrost, das ist nur ein Geschäftsfreund von mir!“ Binnen wenigen Minuten brachte darauf das Frauchen mit größter Sachlichkeit und ohne jede Aufregung ein Geschäft ins reine, bei dem es sich um den Ertrag der Reisäcker ihres Gatten, also um viele tausend Mark handelte. Daß das Reisgeschäft wegen des ungleichen und gar nicht vorherzusehenden, aber im voraus gekauften Ernteertrages für den Käufer ein recht aufregendes Hasardspiel bedeutet, war für mich eine Neuigkeit, eine weit erfreulichere aber dieses erste Bekanntwerden mit der lebenswürdigen birmanischen Weiblichkeit, die schuld daran war, daß ich Birma mit schwerem Herzen verließ. Trotzdem nämlich diesen nicht besonders schönen, aber äußerst anmutigen Frauen von ihren bequemen Gatten sogar die Abwicklung der Handelsgeschäfte mit europäischen Kaufleuten, hauptsächlich der Verkauf der Reisernte oder des Teakholzgefälles, aufgebürdet wird, haben sie sich doch echt weibliches und darum unwiderstehlich bezauberndes Wesen bewahrt. Derartige zugleich praktische und sanfte Gattinnen sind ein wahres Glück für jähzornige Männer, die, wie die Birmanen, nur eine ausgesprochene Anlage haben, Geld zu vertun, nicht aber solches zu „machen“, was dagegen die in Birma arbeitenden Europäer wie Chinesen um so besser verstehen.

Da ich gerade bei dankerfüllten Erinnerungen weile, darf ich des deutschen Klubs in Rangun nicht vergessen, dessen Leitung im Jahre 1899 in den Händen der Herren von Bock und von Kottwitz ruhte. Nicht alle der mir bekannten deutschen Vereine des Auslandes, und ich kenne diese von Newyork und Kristiania bis nach Tokio und Wladiwostok, verfügen über ein so vornehmes und hervorragend schönes Heim; aber daß in allen stets ein so bewundernswert kameradschaftlicher, wahrhaft

deutscher Geist lebendig sein und blühen, wachsen und gedeihen möge wie in dem deutschen Klub zu Rangun, das ist der Herzenswunsch, mit dem ich stets an Birma zurückdenke und womit ich dieses Kapitel über einen meiner merkwürdigsten dort verlebten Tage beschließe.

Viertes Kapitel

Im Bereich der indischen Bahnen

Es gibt Menschen, die geneigt sind, in Stunden des Unmutes die Erfindung der Dampfmaschinen und der Eisenbahn zu verwünschen oder wenigstens einen guten Teil ihres Grosses über das unhemmbar-gewaltige, zermalmende Weiterfahren des Kulturschwungrades auf jenes Deckelchen zu übertragen, dessen harmloser Tanz über dem brodelnden Zerkessel den Anstoss zu unserem nun auch bereits fast überlebten Zeitalter des Dampfes bedeutete. Inständigst bitte ich den geneigten Leser, mich nicht solcher Gesinnung zu verdächtigen, wenn ich frei und offen bekenne, daß es kein seltsameres Glücksgefühl geben kann, als in einem Lande zu weilen, in dem noch nie der gellende Pfiff einer Lokomotive den Widerhall weckte und an dessen für jeden Europäer gesperrter Grenze selbst jener völkerverbindende Draht jäh abgeschnitten ist, der das Schwingen und Wogen des elektrischen Stromes sogar durch die dunkelsten Länder, die ödesten Wüsten und die grundlosesten Meere befördert.

Doch nicht von diesem romantischen, weil eisenbahnlosen, für Weiße verschlossenen Nepal* sei hier die Rede. In diesem Bande gilt es, das ungeheure Indien zu durchziehen, und ich ahne bereits die Frage, die nächst allerlei Erkundigungen in bezug auf die indische Frauenwelt am häufigsten an mich herantritt: „Wie reist man eigentlich in Indien?“, eine Frage, die nicht viel leichter zu beantworten ist als die nicht minder oft auftauchende: „Von was haben Sie denn dort gelebt?“

* Die Erlebnisse des Verfassers in Nepal sind unter dem Titel „Im Banne des Everest“ im Verlage H. Haessel, Leipzig, erschienen.



Wie ein echter Orientale muß auch ich da sofort mit einer Gegenfrage antworten und erwidern: Welche Gegend Indiens meinen Sie, hochverehrter Fragesteller, mit diesem „dort“? Denken Sie an das Gebiet längs der breiten Schienenstränge zwischen den Großstädten, dem gold-durstigen, pestverseuchten Bombay, dem siedendheißen Madras und dem stolzen Kalkutta, oder haben Sie dabei menschenferne Schneegebirge des unwegsamen Himalaja oder die pagodenprangenden Brahminenparadiese an der Malabarküste im Auge, wo der Europäer mit seinem weißen Sonnenhut, dem Sola Topi aus leichtem Pflanzenmark noch eine seltene Erscheinung ist? Und daß der Aufenthalt in einer üppigen Sommerfrische, z. B. in Dardschiling an den Vorhängeln der indischen Alpen, wo man schlemmen kann wie Gott in Frankreich, anders aussieht als in einer entlegenen dürftigen Teepflanzung irgendeines jüngerer, also erblosen Sprößlings einer englischen Adelsfamilie, bedarf wohl auch keiner Erwähnung.

Vor allen Dingen aber, was verstehen Sie, sehr geehrter Herr Fragesteller, unter „Reisen —“? Vermutlich bequeme Vergnügungsfahrten, wie sie Stangen und Cook für Kommerzienräte und pensionierte Generale vorsorglich zurechtmachen? Oder denken Sie dabei an die im heißen, erschlaffenden Indien noch mehr als in Europa aufreibenden kaufmännischen Geschäftsreisen oder an das arbeits- und mühevollen Umschauen des Forschers, des Künstlers im indischen „Mofussil“, d. h. in Gebieten, in denen das Wanderzelt die Stelle der Gasthöfe, das eigene offene Auge und Ohr die auswendig gelernten Erläuterungen des Fremdenführers und der eigene freie Wille die hergebrachte Marschroute ersetzen muß?

Indische Verhältnisse kann man nicht mit kurzen Worten schildern; es kommt immer darauf an, welches besondere Fleckchen gerade in Betracht kommt. Nirgends berühren sich die Gegensätze so sehr wie gerade in Ostindien; von allem gewöhnlich zuviel oder zuwenig. Auf sechs Monate Dürre folgt ein halbes Jahr Regen; Gluthitze versengt die überfüllten Orte der indischen Ebene, während auf dem Firnschnee des Himalaja, des höchsten aller Gebirge, das diese unermessliche, glühende indische Ebene nach Norden vermauert, alles Leben, ja selbst das Quecksilber des Thermometers frostbeugend erstarrt. Kein Laut tierischen Lebens

durchdringt die weihevollte Stille in jenen einsamen, stolzen Tempeln der Natur, deren höchste, riesigste Gipfelzinnen zu überfliegen selbst dem Adler versagt bleibt, und fürchterliches Geschrei und Gebrüll erschallt in den dichten, dampfenden Urwäldern zu ihren Füßen, wenn dort die ungeheuersten Geschöpfe des Erdballs mit den reißendsten aller Raubtiere den Kampf ums Dasein ausfechten. In je üppigeren Farben dort die Blüten prahlen und glühen, um so ärmer sind sie an Duft; je riesiger, reizvoller die Frucht ist, um so fader erscheint ihr Geschmack. Regungslos schlummern die spiegelglatten, warmen Wasser des Indischen Ozeans ganze Monate hindurch unter stets lachendem, blauem Himmelszelt — urplötzlich schleudert ein rasender Zyklon diese selben Wasser einem von pechschwarzen Wolken verfinsterten Firmamente entgegen.

Ähnlich verhält es sich auch mit dem Leben der Menschen da drüben im Lande der Wunder. Asiatische Barbarei hart neben europäischer Überkultur, unglaubliche Dürftigkeit neben maßlosem Prunk! Die elende Hütte, die sich der Paria mit Hilfe von im Rehricht gefundenen Fasereisen aus verdorrten Bananenblättern und alten Blechstücken zusammenflickt, lehnt sich an die himbeerfarbenen Mauerwälle eines riesigen Kaufhauses oder Radshapalastes in der Black City von Kalkutta, an Mauern, die derselbe Paria mit übelduftenden, aus dem Straßenstaub aufgelesenen Fladen von Kuhdünger beklebt, damit ihm die Sonne Brennstoff daraus trockne; aber ganz, ganz dicht dabei, schon auf der anderen Mauerseite, springen im Garten eines Nabobs oder Radshas parfümierte Brunnen zwischen Palmen und Marmorstatuen der Venus oder des Laokoon in die heißen indischen Lüfte! Unter den betäubend duftenden Jasminbüschen am Sockel jener Bildsäulen wühlt eine Brillenschlange ihr Nest; sie ringelt sich durch ein Loch in der von Termiten zerbröckelten Mauer, sie kriecht in das armselige Obdach des Paria und naht sich einem zerfesten Bambuskorbe, in dem die Kinder des Armsten schlummern. Er aber, der soeben noch seine letzten Kupferheller für irgendeinen Hokusfokus aus der Herenküche eines indischen Heilkünstlers vergeudet hat, um die Pestbeulen seiner dort hinten verschheidenden Frau zu beschwören, er wagt nicht, diese noch viel verderblichere Wiper zu töten — ehrerbietig trägt er sie, weil in ihrem fürchterweckenden

Körper ja vielleicht die Seele eines längst verschiedenen Königs fortlebt, auf zwei Stecken vor seine Tür, unbekümmert um die Wiederkehr des schrecklichen Reptils.

So berührt sich in Indien allerorten Mangel und Fülle, Schatten und Licht!

Auch das Reisen in Indien bietet derartige Gegensätze; es ist entweder ganz außerordentlich bequem, weit bequemer, als unserer Genügsamkeit bekannt ist, oder voll der allerwiderwärtigsten Mühseligkeiten, die natürlich der nicht ahnt, der nur in günstigster Jahreszeit, also in unseren Wintermonaten, mit einer jener fröhlichen Gesellschaftsreisen die auf dem Programm stehenden Sehenswürdigkeiten in Augenschein nimmt. Diese Art von „Globetrotters“ fährt stets die ewig gleiche Bahnlinie: Bombay—Ahmedabad—Dscheipur—Delhi—Agra—Kalkutta, wozu dann noch ein ganze drei Tage währender Eisenbahnausflug nach dem lustigen Luftkurort Dardschiling in den äußersten Vorhängeln des Himalaja kommt, den dann mancher von diesen Reisenden seine „Reise in den Himalaja“ nennt.

Die genannte Linie ist eine der Hauptbahnstrecken, in deren Stationen der Reisende jederzeit alles finden kann, womit ihn Europa verwöhnt hat. Die Restaurationen der Wartesäle sind — oder waren wenigstens zu meinen Reisezeiten — an die deutsche Firma Kellner & Comp. verpachtet, und diese kann sicherlich nichts dafür, wenn ihre eingeborenen Kellner so manchen Geniestreich begehen und gelegentlich Petroleum in die Ölfläschchen füllen oder mit den Mostriichtöpfchen nicht umzugehen verstehen.

Ein Europäer darf in Indien, solange er als Gentleman auftreten will, nur die erste Wagenklasse benutzen. Den Angestellten großer Handelshäuser erwachsen aus dieser Anstandspflicht für den Weißen in Indien nicht geringe Ausgaben — wieviel könnte sonst von den oft fürstlichen Gehältern erspart werden! Daß der Handlungsgehilfe einer vornehmen Firma in der Lage ist, mit eigenem Wagen, mit bestem Diener auf dem Kutscherbock und mindestens einem Sais, d. h. Pferdejungen, hintenauf, vor seinem Geschäftslokal vorzufahren, gilt für ebenso selbstverständlich wie die Mitnahme von Dienerschaft bei jedem Ausflug, bei jeder Reise. Nur zu bald gefällt einem nach Indien Kommenden

jungen deutschen Kaufmann dieses auf Schritt und Tritt von willigen scheuen Sklaven Bedientwerden, und schwer nur kann er sich später wieder an die einfacheren Gebräuche der Heimat gewöhnen. Auch das ist eine der merkwürdigen Seiten Indiens: der dort lebende Europäer, besonders der sentimentale Deutsche, sehnt sich Tag für Tag heim in sein kühleres Vaterland — hat er aber der von ihm so oft verwünschten heißen Heimat der Hindus den Rücken gekehrt, umbrausen ihn daheim wieder Winterstürme und beißt ihm Schneegestöber in die Augen, dann zieht es ihn magnetisch zurück! Ihm winkt im Traum der Palmenwipfel, aus dem ihm allmorgendlich ein aalglatter Hindubube die Kokosnuß brach, deren nachtkühler Saft ihm zum köstlichen Frühtrunke wurde. Düfte von Ananas, Mangos und Sandelholz scheinen ihm zuströmen; ihn lockt das stille Feuer in den Blicken der sanften Tänzerinnen, der „Nauchgirls“, deren gefällige Künste ihn so oft unterhielten, und nüchtern erscheint ihm das farblose Alltagsgetriebe der europäischen Welt neben jenem bunten, abenteuerlichen Gewimmel! Das süße Zirilieren der aufsteigenden Lerche genügt nicht mehr, ihn aus dem Schlummer zu wecken, was in Indien das gräßliche Gekrächz von Geiergeschwadern besorgte, die der rosenfingerigen Eos dort allerorten voraufziehen, und vergebens sucht den Schlaf, wem jahrelang indische Riesenheimchen mit hartem Geknatter einen Nachtgruß entboten.

Mit wenigen Ausnahmen, wie z. B. im stolzen Bombay, sind die Bahnhöfe in Indien einfach, immer aber praktisch den Landesbedürfnissen entsprechend gebaut. Wir treten in die Wartesäle. Riesige Pankafächer hängen von den Decken, und es sieht gerade so aus, als habe man dort oben lange, weiße Tischtücher in Rahmen aufgespannt und diese an Schnüren aufgehängt; außerhalb des Raumes hockende Kulis zerran diese Rahmen unablässig an einem Seile hin und her, um den darunter Weilenden Kühlung zuzufächeln, wobei sie sich mit Vorliebe auf den Rücken legen und die Knie übereinanderschlagen, indem sie das Zugseil um den frei pendelnden Fuß binden und auf diese Weise das Luftmeer im Speisesaale bewegen.

Ein wahrhaft beängstigendes Gedränge herrscht am Schalter für die letzte Wagenklasse, und fast unbegreiflich scheint es, daß diese scheinbar bettelarmen Burschen die allerdings erstaunlich billigen Fahrpreise für

ihre Reise erschwingen können, um mit Weib und Kind weite Badewallfahrten (Tafel 23) nach heiligen Tempelteichen zu machen. So groß ist der Verkehr in dieser letzten Klasse, daß sein Ertrag, trotz der Billigkeit der Fahrkarten, die Einkünfte aus den oberen Klassen bei weitem übertrifft.

Wir steigen ein; — ah, wie geräumig, wie luftig sind diese Wagen mit ihren breiten Längssofas, unter denen sich unglaublich viel Handgepäck unterbringen läßt! Auf einer meiner Indienreisen stieg ich einmal mit wohlgezählten fünfunddreißig Handgepäckstücken in einen bereits von zwei ähnlich ausgestatteten Kavaliern besetzten Wagen ein, und unsere Habseligkeiten vertrugen sich ganz gut miteinander. Ich darf übrigens nicht vergessen, hierbei zu erwähnen, daß ich unter besagtem Handgepäck nicht weniger als sieben Hutschachteln mit mir führte, zumeist aus Blech. Man trägt nämlich einen luftdicht verschlossenen, unförmlich großen und dicken, aber Nacken und Augen gründlich vor dem Sonnenstich schützenden Hut aus Kork oder Pflanzenmark auf dem Lande oder auf der Jagd in den Dschungeln, bei Besuchen in der Stadt dagegen einen etwas zierlicheren Sonnenhelm aus Leder, der peinlich sauber mit stets frischgeweifter Leinwand bezogen und der Lüftung wegen durch einen gewellten Lederreifen vom Kopfe ferngehalten wird und der auch an der Spitze mit einer Ventilationseinrichtung versehen ist. Von fünf Uhr nachmittags an ist dieser weiße Sola Topi jedoch nicht mehr am Platze, dann tritt ein steifes, schwarzes Filzhütchen oder ein weicher „Knock-about“ in seine Rechte, während bei allen Haupt- und Staatsaktionen natürlich die Angströhre des Zylinderhutes auf dem Haupte des gestrengen „Sahib“ dem beturbanten Hindu einen heilsamen Begriff von der Überlegenheit des weißen Mannes beibringen soll. Im Wagen, Automobil, in der Eisenbahn oder auf dem Dampfschiff, ja selbst auf dem Wagen zum Ballsaal wird aber baldigst jegliche Behütung gegen die „Smoking Cap“ vertauscht, wobei es unserem deutschen Auge allerdings zuerst ungemein drollig vorkommt, solche niedrige Mütze als oberen Abschluß eines dick mit Orden behängten Fracks nebst weißer Binde zu erblicken.

Für die Aufbewahrung des kleineren Gepäcks kann freilich mehr Platz zur Verfügung sein als bei uns, weil in Indien bei 35 Grad Celsius

Durchschnittstemperatur wohl niemand Heizvorrichtungen unter den Sitzen verlangt. Nirgends fällt diese Hitze aber so lästig wie in den Bahnhöfen. Vor jeder Abfahrt aus einer Station erscheint ein Diener, um Koheis anzubieten, das dann zur besseren Kühlung des Wagens in Wandkästen gelegt wird. Auch die Lüftung der Wagen ist so vollkommen wie möglich; man kann die Fenster öffnen oder durch einen Vorhang, eine Holzjalousie, durch klares oder — weil in Indien fast jeder Europäer augenleidend wird — ganz nach Wahl durch blaues, grünes oder graues Glas verschließen. Der Waschraum bietet ausreichenden Platz zu einem gründlichen Bade, und die Federn der Wagen sind bester Art. Man rollt einfach sein Bündel Kopfkissen und Decken auseinander und schläft auf den fast meterbreiten Sofasitzen besser als in manchem engen Schlafwagen bei uns.

An den Stationen stehen stets zweierlei Wasserträger zur Graterquidung der ärmeren Reisenden bereit, und zwar solche mit großen Ton- und Bronzekrügen für die brahminischen Hindus, denen das Wassertragen in Schläuchen aus Fell vom „heiligen“ Rindvieh, wie dies von seiten der mohammedanischen Inder (Tafel 22) geschieht, ein Greuel ist. Das Trinkgefäß wird jedoch nie mit den Lippen berührt, sondern das Wasser wird in den geöffneten Mund geschüttet, denn es könnte ja ein Mensch von niederer Kaste aus diesem Gefäß getrunken haben! Zur Warnung für Strenggläubige legt auch der Wasserträger seine rote Gürtelbinde ab, wenn er nicht dafür bürgen kann, daß das Wasser des Zümpels, aus dem er schöpfte, vollkommen rein im brahminischen, im religiösen Sinne war; ob es sonstwie verunreinigt oder ungesund ist, darauf kommt es nicht im mindesten an. Neuerdings soll jedoch nur noch filtriertes Wasser verabreicht werden, wie überhaupt in hygienischer Hinsicht jeder mögliche Fortschritt versucht wird.

Reisende Hindus machen sich diese Wasserspende eifrig zunutze. Der eine wäscht zuerst sich und hierauf seinen Turban damit und hält diesen dann wie einen hellfarbigen, nachflatternden Wimpel zum Trocknen aus dem Fenster des Eilwagens; andere kommen gar auf die Idee, ihre Wasserration über ihre dünnen, nackten Lendenwaden zu gießen und sie dann zu erquicklicher Abkühlung aus den Wagenfenstern zu hängen. Die rotbeturbanten, blauröckigen Polizisten auf den Stationen scheinen gegen

dieses uns befremdende Aushängen der Beine nicht viel einzuwenden; wahrscheinlich machen sie es bei ihren Reisen auch nicht anders.

Die Einfahrt in eine größere Station ist für den Neuling einigermaßen aufregend, namentlich wenn er den Zug wechseln muß. In dichten Schwärmen kommen die Gepäckträger, die Kulis, dem Zuge entgegen und hängen sich wie Kletten an die Wagen, vorzugsweise an die der ersten Klasse. Ein Lendentüchlein und ein riesiger Turban bilden die Bekleidung dieser gewöhnlich vor Hunger und Aufregung zitternden, zähneklappernden Kulis; nur in großen Stationen scheint darauf gesehen zu werden, daß ein lumpiges, mit einer großen roten Nummer gezeichnetes Tüchchen den mit Senföl eingesalbten Oberkörper des Kulis bedeckt.

Der Zug hält.

Duzende solcher erotisch duftenden Gestalten klettern hastig in die geräumige Wagenabteilung; jeder ergreift, was er gerade erwischen kann, der eine einen dünnen Spazierstock, der andere die poröse Reisetonflasche mit filtriertem Wasser, ein weniger schlauer einen schweren stählernen Handkoffer. Mit seiner Beute beladen hastet jeder wieder hinaus; ohne sich umzusehen, ohne zu fragen rennt jeder blindlings nach irgendeiner Richtung davon, nicht etwa in der Absicht zu stehlen, nein, nur aus Aufregung und Dummheit.

Wie hilft sich in diesem Tohuwabohu der erfahrene Praktikus? Ganz einfach. Er lehnt sich bei der Einfahrt aus dem Fenster und klopft jedem Kuli, der sich an den Wagengriffen anhängen will, mit seiner Reitgerte auf die Finger. Beim Halten steigt er aus, postiert sich vor die Wagentür und läßt dann nur seinen in einer niederen Wagenklasse mitreisenden Diener oder einen einzigen Kuli hinein. Von diesem läßt er die Gepäckstücke durch die Wagenfenster den draußen mit den Armen zappelnden Kulis stückweise herausreichen; gelassen behängt und bepackt er zuerst den einen, dann einen zweiten und dritten Kuli so gründlich von oben bis unten mit Kopf-, Schulter-, Rücken- und Handlasten, daß den armen Kerlchen jedes Davonlaufen zur Unmöglichkeit wird. Schließlich wendet sich der gestrenge Sahib um und schreitet ruhig zum Stationsmaster, um sich aus dem Wirrwarr bereitstehender Züge seinen Wagen zeigen zu lassen; mit schlotternden Knien folgt die überladene Träger-

Kolonnen ihrem Sahib, der sie keines Blickes würdigt, denn er weiß, daß die Kulis ihres Lohnes wegen an seine Sohlen geheftet sind. Beim Einsteigen läßt er wiederum keinen der Bande in den Wagen; sein Diener zieht die Gepäckstücke einzeln in den Wagen hinein und verstaute sie sorglich darin. Dann erst geht's ans Auszahlen. Der Sahib wirft jedem ein winziges Kupferstückchen, einen Viertelanna, aus dem Fenster in die zusammengehaltenen, abgemergelten, bebenden Hände. Winselnd und um reichlicheren Lohn bittend stürzt die dürstige Gesellschaft zu Boden, der Sahib läßt sie wimmern, heulen und zanken und steckt sich ruhig eine Birmazigarre an, die außer durch ihre Größe auch dadurch von den unsrigen ausgezeichnet ist, daß zwischen den Blätterlagen Kümmelkörner eingewickelt zu sein pflegen; so erwartet er das Zeichen zur Abfahrt, das gewöhnlich durch einen Hammerschlag gegen ein hängendes Stück Eisenbahnschiene gegeben wird. Nun erst wirft er gnädigst der Kulihorde noch ein paar Kupfermünzen aus dem Wagenfenster zu und ergötzt sich an der darum ausbrechenden Balgerei. So offenbaren sich auch hier die beiden obersten Grundsätze, mit denen die Engländer glauben, diese indischen Volksmassen meistern zu können; der eine lautet: Familiarity breeds contempt! und der andere, wichtigere: Gib und laß den Eingeborenen so wenig Geld wie möglich, denn Geld ist Macht!

Das Geräusch auf dem Bahnhof Friedrichstraße in Berlin ist friedvoll neben dem Getöse auf einer großen indischen Station. Ohne Geschrei kann der Hindukuli nichts tun. Um jede Kleinigkeit entspinnt sich ein hitziges Wortgefecht; es bleibt aber stets bei Drohungen, zugeschlagen wird nie! Und was wird alles auf den Bahnsteigen lauterschallend ausgedoten: Backwaren (Tafel 22) und Teppiche, Zeitungen und Früchte, Messingschüsseln und Fliegenwedel, Milch und Betelblätter, Süßigkeiten (Tafel 22) und Kokosnüsse, Blumen und Zuckerrohr, Papageien und Affen — kurz, beinahe alles, außer Bier und warmen Würstchen. Wer sich daheim in den Hundstagen bei jeder Station feuchtfröhlich einen Schnitt „frisch vom Faß“ einzuverleiben pflegte, ist also hier übel daran. Und Würstchen? In Indien gestopfte? Lieber nicht!

Was aber den Lärm so entsetzlich und nervenaufregend macht, sind Töne anderer Art, überirdische, blöckende Laute, von denen man zuerst nicht sagen kann, woher oder aus welcher Richtung sie kommen.

Die Bahnhofsmauern bestehen meist aus roten Ziegeln, die mit Lücken neben- und aufeinander geschichtet sind; durch diese weitmaschigen Mauerneze wird wenigstens eine geringe Bewegung der unter dem Wellblechdach des Stationsgebäudes siedenden Luftmasse ermöglicht. Aber durch diese Lücken zwischen den einzelnen Steinen grinst es von außen entsetzlich herein: alle die Krüppel, Fakire, Bettler (Tafel 22), Ausfägigen und Wahnsinnigen, die der Stoß des Polizisten vor dem Betreten der Bahnhofshalle zurückschreckt, sie schielen oder stieren blöden Auges durch diese Gucklöcher in das brausende, bunte Gewimmel auf den Bahnsteigen, strecken ihre hageren, nackten Arme mit krallenden Fingern — hier und da wohl auch einen verkümmerten Weinstummel — flehend durch die Maueröffnungen und geben dabei markdurchdringende, mitleiderweckende Jammerlaute von sich, viehisches, blödsinniges Brüllen oder gellendes Lachen. Was sich aber für Düfte zu diesen Tönen gesellen, wage ich nicht anzudeuten; es gibt einen ganz bestimmten indischen Geruch, der den in diesem Lande benutzten Sachen noch anhaftet, selbst wenn man es bereits lange verlassen hat, und der macht sich beim Zusammenkommen dieser Geister recht bemerkbar; Ole und Sandelholz, Jasminblüten, Rosenwasser und Kuhdünger sind die Grundstoffe dieses Parfüms.

Alles und jedes hat in Indien seine eigene Art. Der Zuckerbäcker wickelt seine klebrigen Schätze nicht in unsaubere Makulatur, nein, in ein saftig-grünes Stück Bananenblatt. Man verlangt einen Trunk Milch, und der Verkäufer reicht sie uns in einer nagelneuen, sehr dünnwandigen roten Tonschale; wir zahlen einige Pfennige, schlürfen den Trank und wollen die Schale zurückgeben — doch entrüstet schmettert der Verkäufer sie zu Boden; soll etwa ein brahminischer Hindu seine Lippen durch das von einem Europäer berührte und entwertete Gefäß verunreinigen?

Plötzlich sticht uns durchdringender Karbolgeruch in die Nase und verrät uns ein in der Heimat der Cholera gar nicht seltenes Ereignis: in dem Wagen nebenan ist soeben ein armer Teufel von Fahrgast verschieden; man schleppt die Leiche fort, wäscht und desinfiziert den Raum ein wenig, neue Passagiere steigen ein und nehmen unbekümmert auf den noch feuchten Bänken ihren Platz — das ist der Lauf der Welt in dem Lande der Palmen! Doch was wogt dort für ein Auflauf an dem Wagen

mit den dichtverschlossenen Fenstern? Aha, Women only, Frauenabteilung, steht daran. Eben wird eine dichtverhangene Sänfte an den geöffneten Wagenschlag getragen. Neugierig möchten wir etwas von den Glutaugen der Schokoladedamen erspähen, doch alsbald werden ein paar mächtige Lächer als Wände von eunuchischen Dienern in die Höhe gehalten, und nur das geheimnisvolle Geklimper und Gerassel von Armbändern und Fußspangen erzählt von der sich hinter den Vorhängen vollziehenden Überpackung holder Damen.

Doch es gibt eine noch viel praktischere Art, um die kostbaren Lebensgefährtinnen ungesehen von fremden Männern die Reise mitmachen zu lassen. Will z. B. ein Radschput mit seinen Frauen die Eisenbahn benutzen, so muß er hierbei ganz besonders vorsichtig zu Werke gehen, denn das übliche Ehrengesetz dieser einstigen Fürstensöhne und Nachkommen der Kriegerkaste gebietet, daß nicht nur derjenige sich den Tod geben muß, der sein Vermögen eingebüßt hat, sondern auch jeder Mann, dessen Frau von einem fremden männlichen Wesen erblickt worden ist. Er läßt deshalb jede der zarten Haremsinsassen fein säuberlich in einen Palki (Tafel 23), in einen geschlossenen Tragkasten, setzen, der mittels Stangen auf den Schultern von vier Trägern bis dicht an den Zug geschleppt wird; der Herr Gemahl nimmt dann gemütlich auf den Polstern der ersten oder zweiten Wagenklasse Platz, während die verschlossenen Sänften mit ihrem zarten Inhalt einfach in den Gepäckwagen geschoben und so an ihren Bestimmungsort geschafft werden.

Ich sollte eigentlich solche Vorkommnisse gar nicht ausplaudern, denn wer steht mir dafür, daß ein eifersüchtiger Wüterich nicht auch bei uns einmal den Versuch macht, seine Auserwählte als Kistenreisende zu befördern? Tatsache ist, daß auf einer Fahrt von Baroda nach Ahmedabad vor mehreren Jahren ein Zug in Brand geriet, in dessen Gepäckwagen sich eine derartige zarte Ladung befand. Der gestrenge Gatte sprang entsetzt aus seinem Wagen und verfiel alsbald in Wahnsinn und Raserei, nicht etwa vor Aufregung über die Feuergefahr, in der seine Frau schwebte, sondern aus Wut darüber, daß sie bei den Lösch- und Rettungsanstalten von anderen Männern, und noch dazu europäischen, aus ihrem Käfig gezerrt und erblickt worden war!

Europäische Geschäftsreisende, die mit den neuen Mustern ihres Hauses

die eingeborene Kundschaft besuchen, sieht man in Indien nur selten. Dadurch entfällt den Bahnen der entsprechende Teil von Passagieren der besseren Klassen. Im Hindu wurzelt tiefes Mißtrauen gegen den Europäer, und dies hält ihn ab, nach einer vorgelegten Probe auch nur für eine Kupie Auftrag zu geben. Wer seine Waren nicht sämtlich zur Stelle haben, zur Auswahl vorlegen und gleich abgeben kann, wie etwa Juweliere, tut besser, seine Reise zu unterlassen. Wohl kauft der eingeborene Großhändler vom Europäer, mit Vorliebe sogar vom Deutschen, dessen leutseliges Wesen und große Verschiedenheit der Preislagen ihm angenehmer ist als der Stolz des Engländers, der nur erstklassige Waren führen will, aber er kauft vom Lager weg, was er sehen und vor seinen Augen in seinen Basarspeicher überführen lassen kann, wo dann die Wiederverkäufer in gleich vorsichtiger Weise ihre Einkäufe vollziehen. Europäische Kaufleute bereisen Indien deshalb mehr, um für den Export einzukaufen oder um europäische Abnehmer aufzusuchen, die dann an Ort und Stelle die Hinduhändler versorgen, wobei alle größeren Einfuhrgeschäfte die Waren unmittelbar von ihren Stammhäusern in Europa bekommen.

Demnach setzt sich das in Indien reisende europäische Publikum nicht, wie dies bei uns der Fall ist, überwiegend aus Geschäftsreisenden, sondern aus Beamten und Offizieren zusammen, deren fortwährende Versetzungen und häufige Urlaube ein beträchtliches Kommen und Gehen veranlassen. Jedem aus einem Militärstaat kommenden Reisenden fällt dabei sofort der Mangel jeglicher Sonderstellung der Offiziere auf, auch in den Augen der heiratslustigen jungen Damen haben militärische Titel viel weniger Anziehungskraft als Amtsbezeichnungen der weit höher dotierten und gesellschaftlich den Offizieren allermindestens gleichberechtigten Vertreter des „Civil Service“. Einen Gatten aus diesem Civil Service, einen recht hochgestellten, nach kurzer Dienstzeit zu beträchtlichem Pensionsbezug berechtigten Beamten oder aber einen möglichst wohlhabenden Kaufmann zu ergattern, das ist das Ziel der praktischen Jungfrau in Angloindien. Daß die allgemeine Bildung vieler englischer Offiziere unglaublich gering ist, wird selbst von englischen Blättern zugegeben und beklagt.

Auf den indischen Eisenbahnen wird auf die berechtigten Eigentümlich-

keiten des Volkes weitgehende Rücksicht genommen, und namentlich muß dies gelegentlich aller Frauentransporte geschehen. Um z. B. in Hinterindien die Weiblichkeit für die Benutzung der immer weiter nach dem Norden Birmas vorgeschobenen Eisenbahnen hold zu stimmen, die dort über kurz oder lang Anschluß an die zum Brahmaputra führenden Bahnlinsen und dadurch auch nach Kalkutta erhalten werden, sind dort sogar Frauenabteile für rauchende Frauen eingerichtet, die durch ein Bild einer Birmanerin mit einer der landesüblichen fußlangen und fast zollbicken Zigaretten im Munde selbst Leuten, die keine Aufschrift lesen können, als Rauchabteilungen für Frauen vorgestellt werden (Tafel 23).

Überhaupt bietet der Aufenthalt auf den Eisenbahnstationen in Birma sowohl wie in Indien eine ganz vorzügliche Gelegenheit, das Benehmen und die Erscheinungen des Volkes zu mustern, weil ihnen die Eile, in der sich die meisten notgedrungen befinden, nicht allzuviel Zeit läßt, auf sich achtzugeben. Gleich leblosen Bündeln schleppen da oft Mütter ihre Kinder herbei (Tafel 23), um noch rechtzeitig einsteigen zu können, und mit einer sonst beim Indier ganz ungewöhnlichen Hast und Leidenschaft wird um die Leckerbissen gefeilscht, die von Händlern an die Wagen gebracht werden; jeder befürchtet, der Zug könne abfahren, noch bevor das wichtige Geschäft zum Abschluß gebracht ist.

So dicht aber auch bereits das Eisenbahnnetz über ganz Indien gesponnen ist, werden ungeheure Strecken des riesigen Landes doch noch für lange das auf Schienen daherbrausende Dampfros oder elektrisch betriebene Automobil entbehren und sich mit den Verkehrsmitteln begnügen müssen, die dort seit alten Zeiten Güter und Personen befördert haben. Für uns Europäer, die wir ganz anders geschulte Gelenke haben als die Asiaten, sind deren Fuhrwerke allerdings durchweg höchst unbequem, weil wir nicht gewohnt sind, stunden- und tagelang mit untergeschlagenen Beinen oder kauend zu sitzen; dabei ist die Tortur ganz gleich, ob der Wagen (Tafel 23) *Nekla*, *Ekka* oder *Gari* heißt, ob er zwei oder vier Räder hat und ob er von Kindern, Pferden, Eseln, Kamelen oder Elefanten gezogen wird. Selbst der Aufenthalt in Palankin-kasten oder Tragstühlen und in getragenen Jampanbetten oder Hängematten wird auf die Dauer unerträglich, und auch die *Saltikanoes* und andere Wasserfahrzeuge der Eingeborenen sind, vielleicht abgesehen von

den Sarnais, den aus aufgeblasenen Ziegenschläuchen hergestellten Flößen, deren Lenker und Treiber nebenher schwimmt, für unsere Beförderung wenig geeignet. Wenn man vergessen kann, daß die Rickshas und Pusch-Pusch von Menschen gezogen oder geschoben werden, sind und bleiben diese Wägelchen überall in Indien, wo keine Wagen europäischer Bauart zu haben sind, die behaglichsten Reisefuhrwerke abseits der Eisenbahnen.

Fünftes Kapitel

Im märchenhaftesten Indien

Gleich den wasserdampfenden Teakholzwaldungen Unterbirmas und dem regenfeuchten Südwesten Ceylons trieft auch die Westküste Südindiens vom Überfluß des fruchtfördernden Himmelssegens, den der Südwestmonsun in flockigen Wolkeneimern von Afrika her über den Indischen Ozean nach Indien hinüberschleppt, wo diese an den Hauptern des Nilgirigebirges anprallen, umkippen und ihre Wassermassen über diese Westküste Indiens, die Malabarküste, verschütten.

Die Ost- oder Koromandellküste und der Süden Indiens werden dabei jedoch überaus stiefmütterlich bedacht und sind auf die kärglichen, unzuverlässigen Regenspender angewiesen, die der Nordostmonsun bringt. Deshalb ist hier seit alten Zeiten künstliche Bewässerung im Gange, so daß man den überall in die Augen fallenden Schöpfbrunnen als ein wesentliches Merkmal Südindiens ansehen könnte. Wo Menschenkraft so billig zu haben ist, kann es nicht wundernehmen, daß bei jedem Acker ein, zwei oder drei Kulis nichts weiter zu tun haben, als beständig auf der einen Hälfte eines Schwebebaumes hin und her zu laufen, von dessen einem Ende eine Bambusstange mit einem Schöpfer in die Tiefe des „Pikotta“brunnens hinabtaucht, während am anderen Ende ein schwerer Lehmklumpen als Gegengewicht wirkt; aus leichteren Brunnen wird dagegen das Wasser von je zwei Arbeitern in Schöpfgefäßen emporbefördert, die an Stricken auf die terrassenförmig angelegten Felder von Stufe zu Stufe emporgeschwungen werden.

In den südindischen Tamulendörfern stehen die grauen, unscheinbaren Hütten der Eingeborenen dicht zusammengeschart, während auf Ceylon die behaglicheren Behausungen der Sinhalesen weit voneinander gebaut sind, weil dort jeder Sinhalese gern für sich und seinen engsten Familienkreis lebt. Nähert man sich jedoch größeren Orten Südindiens, z. B. Madura, der ersten Großstadt, die wir auf unserem Wege von Süd nach Nord antreffen, so bemerkt man inmitten der mageren, hier auf Moe und Euphorbien beschränkten Vegetation, die von dem roten Staube der mit Laterit makadamisierten Landstraßen dick überpudert ist, schon aus weiter Ferne auffallende wunderliche Baulichkeiten als Wahrzeichen eines von Ceylon wie von Birma völlig verschiedenen Landes. Ragten dort schneeweiß getünchte, glatte Glockenformen buddhistischer Dagobas in die Lüfte, so scheint hier das Brahminentum durch auffallende hohe Riesentürme verkünden zu wollen, daß seine Macht hier noch ebenso stolz und ungeschwächt fortbesteht, wie sie im grauen Altertum blühte, und daß sie sowohl den Reformationsdrang des Buddhismus wie den Ansturm des Islam siegreich überdauert hat. Jene halbkugelförmigen Reliquienschreine der Dagobas in Ceylon standen klar, einfach und schmucklos wie die ursprüngliche Lehre Buddhas vor uns, erdrückend schwer und ungeheuerlich, wie eine Verkörperung der gewaltigen uralten Hierarchie des Brahminentums, starren uns hier diese „Gopura“türme entgegen, die sich neben und über den Eingangstoren zu den brahminischen Tempeln erheben; doch ebenso wie dieser Kultus durch allerlei fabelhafte Legenden und gökendienerische Gebräuche entartet ist, so sind auch sie mit architektonischem Auspuß überladen. Diese Gopuras stehen vor uns wie Ausrufezeichen, die uns melden, daß wir nunmehr in das märchenhafteste Gebiet Indiens gelangt sind, in ein Gebiet, das freilich, so denkwürdig es in historischer wie mythischer Beziehung auch ist, längst von seiner stolzen, kulturführenden Bedeutung heruntergesunken ist und in nichts mehr daran erinnert, daß hier schon zur Zeit der ersten römischen Kaiser kraftvolle Könige geherrscht haben.

Unter den fast hunderttausend dunkelfarbigen Einwohnern Maduras verschwinden die wenigen in dieser Stadt wohnenden Engländer vollständig; man kann tagelang auf den Straßen herumgehen, ohne den weißen Sonnenhut eines Europäers zu Gesicht zu bekommen. Die ein-

geborenen tamilischen Inder sehen ganz anders aus als die Hindus des nördlichen Indiens, die wir bereits auf Ceylon trafen und denen wir hier in größerer Anzahl begegnen. In Südindien haben wir überall dravidische Sprach-, Rassen- und Kulturerscheinungen der einstigen Urbevölkerung vor uns, im nördlichen Indien dagegen diejenigen der von Nordwesten hereingebrochenen arischen Eroberer und Einwanderer, deren Sprachen dem indogermanischen Stamme angehören, ein Unterschied, der am nachdrücklichsten durch die uns hier umgebenden dravidischen Bauten zutage tritt.

Vor dem Eingang zu dem größten Tempel Maduras, der dem furchtbaren Gott Schiwa oder Mahadeo und seiner Gemahlin geweiht ist, traf ich ein so lebhaftes Gedränge, daß mir nichts anderes übrigblieb, als auf das flache Dach eines gegenüberliegenden Vasargewölbes zu klettern, um ungestört Bilder des Tempel einganges und des Torturmes (Tafel 24 und 26) aufzunehmen; einer der Kaufleute, die in der Halle ihre Verkaufsstände haben, ließ mir hilfsbereit ein Gitter aus Bambusrohr, eine Art Leiter, herbeischleppen, auf der ich mich auf das Dach des Gewölbes hinaufschwang, das ursprünglich ein Mandapam war, wie man in Indien alle gastlichen Hallen für Wallfahrer und reisende Tempelbesucher nennt, deren Dächer von künstlerisch bearbeiteten Säulen gestützt sind. Jetzt aber war jedes Winkelchen mit Verkaufsgegenständen vollgepfropft, und ein chaotisches, unsagbar malerisches Durcheinander von mehr oder weniger bekleideten Käufern und Verkäufern erfüllte die Halle, in der ein Geräusch wie Meeresbrausen widerhallte.

Der Wirrwarr phantastischer mythologischer Figuren zwischen dem von Säulengruppen getragenen Gebälk, geschweiften Wülsten oder sonstigen Bauverzierungen des Turmes und des Tores befremdet um so mehr, weil in der bunten Übertünchung dieser prahlerischen plastischen Ausschmückung rote Farbentöne überwiegen, so daß ein leuchtender Schimmer von Abend- oder Morgenröte auf diesen Bauten zu ruhen scheint.

Nach so prunkvollem Außenwerk hätte man volles Recht, zu erwarten, daß der eigentliche Tempel von unübertrefflicher, prachttrogender, fremdartiger Schönheit sein müsse, und erwartungsvoll betritt man den Durchgang.

Zunächst ist jeder Neuling erschreckt von den merkwürdigen Abzeichen der uns überall umdrängenden Schiwaanbeter; in Gestalt von drei dicken weißen Horizontalstrichen sind diese Zeichen auf der Stirn und auf anderen Theilen ihres braunschwarzen Körpers aufgemalt (Tafel 25), wodurch diese Leute in dem unheimlich düsteren, von phantastischen Figurenpfeilern getragenen Tempeltorbogen fast gespenstlich aussehen. Überraschend ist namentlich die durch die langgezogenen Augen bewirkte Physiognomieähnlichkeit dieser Figuren mit altägyptischen.

Gelingt es uns, durch zahllose Höfe und Wandelgänge und Pfeilerhallen schließlich den oder richtiger die beiden Haupttempel (Tafel 25) zu erreichen, so werden wir mit Verstimmlung gewahr, daß die zuerst so verblüffende architektonische Kunst des dravidischen Dombaumeisters doch nur recht äußerlich und inhaltsleer ist und durch die überladene Ausgestaltung der Außenwerke erschöpft scheint, wobei die wunderbarsten Handwerkskunststücke angewendet sind. Statt einen glorreichen Mittelpunkt der ganzen Anlage zu bilden, ist der Doppeltempel für das Götterhepaar nur durch die Vergoldung seiner Pyramidendächer von den anderen, willkürlich in- und aneinandergebauten Räumlichkeiten dieses riesigen Tempels zu unterscheiden. In diesem krankhaften, sinnverwirrenden Trachten nach erstaunlichen technischen Leistungen von noch nie dagewesener Art, jedoch ohne höheren Zweck und Sinn, in diesem Kokettieren mit allerdings nicht leichten Siegen über selbstgeschaffene, aber durchaus entbehrliche und vermeidbare Schwierigkeiten, in diesem Vergessen eines erhabenen Hauptzieles über dem völlig Nebensächlichen offenbart sich das Wesen dieser südindischen, dravidischen Kunst.

Eine so gewaltige Tempelanlage mit Gängen und Hallen zu versehen, deren gewaltige Pfeiler aus dem massiven Granitgestein einst hier tief im Sande vergrabener ungeheurer erratischer Felsmassen herausgemeißelt werden mußten, war schon an und für sich eine kaum verständliche Erschwerung des Tempelbaues. Daß die figürliche Ausstaffierung dieser absonderlichen Pfeiler mit mythologischen Geschöpfen, mit dem hier immer wiederkehrenden Jali, dem „Löwen des Südens“, oder mit Elefanten, den Sinnbildern göttlicher Weisheit, oder mit mythischen Heldenfiguren, fragenhaften Göttergestalten und phantastisch überladenen Kapitälern das Tollste bot, was die schaffenseifrige Tamulphantasie

zu leisten vermochte, kann weniger wundernehmen als die erstaunliche Tatsache, daß es den Tausendkünstlern von Baumeistern sogar gelang, Dinge in ihrem Bauwerk anzubringen oder darein zu verflechten, die allenfalls in ein Riesenraritätenkabinett, aber nun und nimmermehr in einen Tempel gehören. Eine lose, frei in dem fast geschlossenen Riesenrachen eines Jalilöwen bewegliche Steinkugel auszuarbeiten, einen ungeheuren Felsblock als Tempeldachfirst so geschickt wegzumeißeln, bis daraus schließlich eine steinerne Kette mit losen, beweglichen Gliedern wurde, und ähnliche technische Künsteleien, das waren die baulichen Probleme, die jene Künstler reizten, weil ihnen die flammend hehre Begeisterung fehlte, die nur aus einem geklärteren religiösen Empfinden hätte entspringen können. Das vorwiegend religiöse Gefühl dieser dravidischen Volksrasse ist und war stets nur die zitternde Angst vor Dämonen und entsetzlichen Gottheiten, besonders vor dem übermächtigen Schiwa, hier Sandarischwara genannt, verbunden mit dem Bestreben, unter dem Beistand der Priester diese Götter durch reichliche Opferspenden zu freundlichem Verhalten zu zwingen.

Die tyrannisch-eifersüchtige, skrupellos gebrauchte Macht der hier seit altersher herrschenden brahminischen Priester erhellt aus der Annahme, daß selbst der hochherzige König Tirumal Najak, dem der Tempel und seine Priester unendlich viel Wohlthaten zu verdanken hatten, von diesen selben Brahmanen umgebracht wurde, sobald er anfang, dem in Südindien überaus gewandt und erfolgreich wirkenden Jesuitenmissionar Robert de Nobilibus steigendes Wohlwollen zuzuwenden. Wie die wohl auf Wahrheit beruhende dramatisch wirkende Sage berichtet, sind sie nicht davor zurückgeschreckt, den König unter dem Vorwande, ihm einen neu entdeckten Schatz zeigen zu wollen, heimlich in die unter dem Tempel befindlichen Gewölbe zu locken und darin durch riesige, vor den Ausgang gewälzte Steine lebendig zu begraben; sie folgten dabei buchstäblich dem brahminischen Verbot, menschliches Blut zu vergießen, und erstickten zugleich durch die Ausstreuung einer plötzlichen Himmelfahrt des Königs alle Nachforschungen über dessen Verbleib.

Auf Schritt und Tritt begegnen wir in dieser wunderbaren Umgebung so seltsamen Überraschungen, daß uns schließlich die zahllosen Märchen und Sagen, die sich hier abgespielt haben sollen, nicht unglaublich er-

scheinen, und kaum wundert es uns noch, wenn mitten zwischen den Händlern und Schneidern, die in den geräuschvollen Tempelgängen ihre Geschäfte betreiben, urplötzlich riesenhafte Elefanten erscheinen, um uns so lange entsetzlich kreischende Töne in die Ohren zu trompeten, bis wir einige Münzen zum Besten des Tempels in den begehrtlich hin und her pendelnden Rüssel gesteckt haben.

Nicht weit von dem Allerheiligsten des erwähnten Tempels, unter dessen Steinfliesen König Tirumal sein Leben ausgehaucht hat, befindet sich ein von einem Kreuzgang umgebener Teich, wie solche in jedem Tempelbezirke für die täglichen religiösen Waschungen der Hindus angelegt sind. An diesem Tempelteich in Madura stand einst die berühmte Marmorbank, auf der nur die 48 Mitglieder der dravidischen Dichterkademie zu sitzen das Recht hatten; diese durften sogar im Tempel wohnen, da ihre 48 Mitglieder nach der Legende als 48 Teile der Göttin Saraswati betrachtet wurden, die von ihrem Gemahl, dem Welterschöpfer Brahma, zu 48 irdischen Existenzen verurteilt worden war, weil sie an den Liedern eines Barden zu viel menschliches Wohlwollen gefunden hatte, und die aus ganz besonderer Gnade diese 48 Existenzen in der genannten Verkörperung gleichzeitig statt nacheinander verbüßen durfte. Diese Sage ist für die Sinnlichkeit und Phantastik bezeichnend, die alle, selbst die religiösen Anschauungen dieser dravidischen Hindus, umkleidet, aber ebenso märchenhaft-charakteristisch ist auch ihre drollige Fortsetzung. Die Tamulen sind nämlich überzeugt, daß ihr größter Dichter Tiruwalluar, der längere Zeit vergeblich versucht hatte, auf der Dichterbank ein bescheidenes Plätzchen zu erringen, eines Tages mit seinem Hauptwerk, dem Kural, vor den bereits auf der Bank sitzenden göttlichen Kollegen erschienen sei und, ohne viel Worte zu machen, nur sein Buch auf eine Ecke der Marmorbank gelegt habe, worauf diese sogleich dermaßen zusammengeschrumpft sein soll, daß nur dies Buch darauf liegenblieb, die 48 lieben Kollegen aber Mann für Mann in den Tempelteich rutschten.

Das Getriebe in den südindischen Tempeln kann einen unerfahrenen Besucher so verblüffen, erschüttern und betäuben, daß er wie ein Fieberfranker oder Nachtwandler herumschwankt. Die ungewöhnlichen Gestalten fanatischer Büßer und religiöser Bettler, die kreischenden Krüppel

und Blödsinnigen, die feilschende, hastende, schnatternde oder vor un-
sauberen Götzen blutige Tieropfer darbringende bunte Menge, die trom-
petenden Tempel Elefanten, deren Zweck der Fremdling zunächst gar nicht
einsieht, und das warnende Geschrei ihrer Treiber, das Geklingel, Getute
und Tamtamgepauke der Priester, dazu die widerwärtige Mischung von
Gerüchen nach mit Senföl eingeriebenen schwitzenden Menschen, nach
rußenden Öllampen und den durchdringenden Düften von tropischen
Blumen oder Rosenölwasser inmitten der märchenhaften Szenerie —
fürwahr, kein nach Sensationen dürstender Maler kann wildere Träume
haben als das Schauspiel, das hier in beständig und rasch wechselnden
Bildern und noch dazu in geheimnisvollem Halbdunkel vorbeizieht!

Der bereits erwähnte kunstliebende König Tirumal mußte den Brah-
manen zuliebe für die zahlreichen Tempel und Gopuras, die er in Süd-
indien erbaute, die überlieferten, altdrawidischen Bauformen beibehalten.
Beim Bau seines Palastes schuf er dagegen mit Hilfe der wichtigsten
drawidischen Skulpturformen, z. B. des südindischen Löwen Jali, aus
gotischen Baumotiven und sarazenischen Bogen einen südindischen Re-
naissancestil, dessen ruhige und edle Schönheit wohlthuend gegen die krank-
haft üppige Eigenart der altdrawidischen Bauleistungen absticht. Liegt
Tirumals Palast auch größtenteils in Trümmern, so sind doch gegen-
wärtig außer dem von stattlichen Säulenhallen umgebenen Hof einige
Säle und Räume wiederhergestellt, die als Gerichts- und Verwaltungs-
kanzleien benutzt werden.

Die Reste des großen Königs Tirumal sind in einem stattlichen, einer
Gopura ähnlichen Mausoleum auf einer Insel inmitten des Tempel-
teiches Teppu Kulam beigesetzt. Auf dem Bilde dieses Tempelteiches
(Tafel 27) schreitet gerade ein durch seine weiße über die linke Schulter
gelegte Baumwollenschnur als Brahmane kenntlicher Mann die Stufen
zu dem trüben, aber durch Zusatz von Gangeswasser geheiligten Bade
hinunter, der ein zusammengerolltes Tuch unter dem Arm trägt, um
dies während des Bades mit dem getragenen Hüftenschurz auszuwechseln.
Sobald die bereits Badenden die vielsagende weiße Schnur erblicken,
weichen sie ehrerbietig aus oder ziehen sich ganz zurück, um dem Brah-
manen auch im Wasser die ihren verschiedenen Rasten vorgeschriebenen
Respektschritte vom Leibe zu bleiben. Diese Maßregel des Fernhaltens

der unteren Volksschichten wurde aber von den Brahmanen wohl nicht allein aus religiösem Stolz und Machtgefühl angeordnet, sondern mag der Erfahrung entsprungen sein, daß die in Indien endemisch grassierenden ansteckenden Krankheiten vorzugsweise die schlecht genährten, widerstandsunfähigen niederen Klassen heimsuchen und durch diese weiterverbreitet werden.

Bereits wenige Jahre nach dem geheimnisvollen Tode Tirumals ließ sein Sohn und Nachfolger, eiferfüchtig auf seines Vaters Ruhm und Schöpfungen, den Palast zerstören und das kostbare Baumaterial, die riesigen Granitsäulen und Marmorquadern nach der nördlich gelegenen Festung Tirisirapalli schaffen, deren Name von den Engländern jetzt in Tritschinopolis (Tafel 28) verballhornt ist; Jahre hindurch hatten unaufhörliche Züge endloser Ochsenkarren mit diesem Transporte zu tun.

Die Stadt Tritschinopolis verkündet sich schon aus weiter Ferne durch drei gewaltige weiße Felsmassen, von deren Gipfel und Flanken hellgetünchte Säulenhallen und Tempelmauern zu den Befestigungswerken hinunterschimmern, die aus den Steinen des Palastes in Madura als Bollwerk gegen die andringenden Mohammedaner errichtet wurden.

Jenseits des Kaveristromes beginnt ein durch Kanäle sorgfältig bewässertes und deshalb sehr fruchtbares Gebiet. An dem von Bambusgebüsch gesäumten Kanal plaudern badende Frauen, die sich bei unserem Nahen völlig in die noch triefend nassen Umschlagtücher einwickeln und in diesen glatt anliegenden Hüllen davonrennen.

Hier in diesem wahrhaft paradiesischen Gebiet erhebt sich als Haupt- und Lieblingsitz der Brahmanen in Südindien eine Tempelstadt, die sie sehr bezeichnend „Himmlische Wollust“ oder Srirangam nannten, was die Engländer Seringham (Tafel 27) schreiben, und die wirklich einen Inbegriff märchenhaften Brahmanenlebens vorstellt.

Wir schreiten durch die enge Öffnung eines ungeheuren Stadtttores, an dessen Außenwand zahllose Säulen mit wunderlichen, dravidischen Kapitälern prangen; dasselbe ist jedoch nur das unterste Stockwerk einer unvollendeten Gopura, von denen eine ganze Anzahl in der vor uns liegenden Straße, eine hinter der anderen, emporragt; am besten läßt sich dies von dem flachen Dache irgendeines Hauses aus wahrnehmen, wobei auch die Anlage der Stadt in sieben konzentrisch ineinandergefügt,

von Mauern umgebenen Höfen auffällt, deren Durchgangstore stets durch eine der genannten hochragenden, mit bunten Tonfiguren übersäten Gopuras ausgezeichnet sind (Tafel 29).

Daß diese ganze Stätte nicht wie der große Tempel zu Madura dem Kultus des Schiwa geweiht ist, sieht der Kenner aus der über dem Gopuradurchgang in einer Nische angebrachten, lang ausgestreckten Figur des Gottes Wischnu und an den hier ganz anders geformten Abzeichen auf den Stirnen der Gläubigen und der Elefanten. An diesen überaus wichtigen Stirnzeichen, deren Sinn zu begreifen viele der in Indien lebenden Europäer nicht einmal der Mühe für wert halten, kann man die Glaubensanschauungen der brahminischen Hindus erkennen und unterscheiden, dafern sie nicht zur untersten Kaste zählen; dann tragen sie solche Zeichen niemals, ebensowenig wie die mohammedanischen Inder.

Sobald ein brahminischer Hindu sein rituelles Morgenbad mit den vorgeschriebenen Rücken-, Kopf- und Schultergüssen genommen hat, geht er zu einem inmitten von Farbentöpfen nahe dem Badeplatz hochenden Brahmanen, kauert vor ihm nieder und läßt sich von dem kunstfertigen Priester das seiner Kaste oder Sippe zukommende Stirnzeichen, das Tilak oder Nama, auf die Stirn schminken, auf daß jedermann wisse, welchen Gottes Verehrer er ist. Doch nicht genug damit. Auch die in den Dienst der Tempel gestellten Zugtiere, die Elefanten, die bei festlichen Umzügen die Götterbilder auf schwerfälligen Karren (Tafel 31) durch die staubigen oder kotigen Straßen schleppen, müssen allmorgendlich vor dem priesterlichen Maler niederknien, um ihren Stirnstempel zu erhalten, nachdem sie mittels Besen und faseriger Kokosnußschalen in der Schwemme gründlich abgescheuert wurden. Ja selbst leblose Kultusgeräte und sogar die Wände und Tore der Tempel verkünden durch derartige Zeichen, welcher Gottheit die Stätte geweiht ist.

Von den 300 Millionen Bewohnern Vorderindiens sind etwa 250 Millionen brahminische Hindus. Diese stattliche Religionsgemeinschaft erkennt zwar Brahma als unbestrittenen Welterschöpfer an, zollt demselben aber als einem Gotte, der seine Aufgabe längst erledigt hat, keine sonderliche Verehrung mehr, sondern gliedert sich in zahlreiche Sekten, die aber alle entweder dem gütigen Welterhalter Wischnu oder dem auf Weltzerstörung bedachten Schiwa die höhere Machtstellung einräumen.

Diese beiden Hauptgottheiten treten jedoch ebenso wie ihre Gemahlinnen in vielfältigen Verkörperungen unter ebenso vielen verschiedenen Namen auf, und um jede dieser Inkarnationen bildet sich eine Verehrergruppe, die der von ihr bevorzugten Lieblingsgottheit besonders kräftiges Beistehen in allen Lebensfragen zutraut. Da es außerdem nach der brahminischen Götterlehre noch 330 Millionen untergeordneter Gottheiten gibt, kann es nicht wundernehmen, daß sich die beiden Heerlager der Wischnuiten und Schiwaiten aus sehr verschiedenen Sekten mit kleinen Unterschieden in ihren Wappenschildern oder Stirnzeichen rekrutieren.

Ein Hindu, der schlecht und recht dem guten Gotte Wischnu seine religiöse Verehrung zuwendet — wozu ihn natürlich niemals freie Überzeugung, sondern allein die in seiner Kaste seit uralten Zeiten herrschende Ansicht bestimmt —, läßt sich vom Hausbrahmanen, dem Guru, oder bei Familienfesten von den nächsten Verwandten ein Namazeichen in Gestalt eines unten abgestumpften römischen V auf die Stirn malen.

Dies Wischnuzeichen wird von den verschiedenen Sekten verschieden gedeutet, denn die einen erklären es für die beiden Fußsohlen des Gottes, und andere begnügen sich, darunter nur einen Fußabdruck desselben zu verstehen. Durch die Verschiedenheit der Länge und Neigungswinkel beider Seitenlinien dieses Stirnzeichens, durch fehlende, verzierte oder geradlinige Verbindung derselben drücken die Wischnuiten die verschiedene Verlausulierung ihrer Anerkennung Wischnus aus. Will z. B. der Inhaber eines solchen Zeichens zu verstehen geben, daß seine Hochachtung sich in gleichem Maße auf die bessere Hälfte dieses „guten“ Gottes erstreckt, d. h. auf die liebevolle Glücksgöttin Lakshi, dann erhält das Zeichen noch eine Mittellinie, so daß es dann einer Heugabel ähnelt und so aussieht: V. Der Hindu malt diese galante Aufmerksamkeit als brennend rote Linie, während die anderen Linien des Wischnu-Zeichens mit einer schneeweißen Farbe aufgetragen werden, die aus deckendem mineralischen Weiß, aus gebrannten Opfermuscheln, aus Asche verbrannten Düngers von heiligen Kühen und aus wohlriechendem Sandelholzpulver gemischt wird.

Eine andere Sekte dieser Wischnuanhänger, die Namawat-Sadhus, zeigt durch Bemalung ihres ganzen Körpers mit den Attributen des Gottes, mit Lotosblumen, Opfermuscheln, Schleudern und Keulen, an,

daß sie die von Wischnu in seiner Menschwerdung als Dämonentöter Rama bewiesenen heldenhaften Eigenschaften ganz besonders hochschätzt und durch diese Zeichnungen zu würdigen sucht.

Begreiflicherweise zählt der Schreckensgott Schiwa weit mehr opferbereite Anhänger als der milde Wischnu, und zu ihnen gehört auch die Mehrzahl jener berüchtigten religiösen Bettler und Büßer, der Jogis, Sanhasis, Bairagis, Agoris usw., über deren wunderbares Tun ich in dem Buche „Im Banne des Everest“ berichtet habe. Diese Schiwaiten malen ihr Tilak in Gestalt dreier dicker weißer horizontaler Linien auf die Stirn, und wenn sie, wie die von uns im Tempel von Madura getroffenen Fanatiker, in religiösen Dingen zu der äußersten Rechten gehören, auch auf Oberarme, Brust und Leib. Nähert sich ein derartig wie mit weißen Rippen bemalter frommer Mann, so erschrickt man und vermeint ein aus der Ferne heranwanderndes Gerippe zu sehen, zu dem der in der Regel fanatische Ausdruck des ausgemergelten Schiwaitengesichtes ganz vortrefflich paßt.

In einer der Pilgerrasthallen zu Seringham, deren Stülpfeiler durch außergewöhnlich eindrucksvolle, riesengroße, aus dem soliden Gestein herausgemeißelte Fabelwesen geschmückt sind, die sagenhafte Kämpfe zwischen indischen Helden und Halbgöttern mit götterfeindlichen Dämonen darstellen sollen und deren Aussehen nicht anders als durch das Wort märchenhaft wiederzugeben ist, traf ich eine Gruppe von Brahmanen an, in deren Gesellschaft sich ein hübsches Hindumädchen von etwa sechzehn Jahren befand, die sich bei meinem Erscheinen verhüllen und die Flucht ergreifen wollte, wie dies leider die meisten Hindumädchen, denen ich begegnet bin, zu tun pflegten, die ich nur schwer zu bewegen vermochte, mir zu der beigelegten Photographie (Tafel 30) zu sitzen, auf der die sie umgebenden Brahmanengestalten mit ihrer gemessenen Haltung und dem malerischen Faltenwurf ihrer Toga klassischen Kömerfiguren ähneln; jedoch meine ich damit nicht den beleibtesten dieser Priester, der es für nötig befunden hatte, seinen ganzen Oberkörper mit dicken Wischnuzeichen zu bemalen, während den beiden jüngeren zwei ganz dünne Linien als Stirnzeichen genügten.

Dieses junge Mädchen gehörte ebenfalls zum Tempelpersonal und wurde von den Brahmanen ausgebildet, um bei den großen Tempelfesten

als Dewa Dasi zu wirken. Die gewöhnlichen, auf allen Straßen oder bei den abendlichen Nautschunterhaltungen ihre Künste darbietenden Tänzerinnen dürfen die festlichen Reigen um die Götterbilder nicht ausführen; für diese feierlichen Tänze wählen die Brahmanen unter den Töchtern der Ortsbewohner diejenigen aus, die sie für würdig erachten, Tempeltänzerinnen zu werden. Da nun aber keine Jnderin unvermählt bleiben darf, so werden die Dewa Dasis der Tempelgöttheit angetraut, wobei die Brahmanen die mit einer Ehe verbundenen Pflichten dem Götterbilde abnehmen und für den Unterhalt der göttlichen Ballerina sorgen.

Beim Verlassen dieses merkwürdigen Wallfahrtsplatzes Srirangam fiel mir ein mit dicken Girlanden aus gelben Blumen behangener Elefant auf (Tafel 31), der nicht weniger als vier Reiter trug; der vorerste lenkte das Tier wie üblich, indem er seine Füße hinter dessen Ohren stemmte, der zweite schwenkte eine rote Fahne, und der letzte hielt seinen Vordermann fest, damit dieser, zwar noch ein Kind, aber der Held des ganzen Aufzuges, nicht von seiner stolzen Höhe herunterpurzelte. Der festliche Umzug dieses Knirpses zeigte allen guten Freunden und getreuen Nachbarn an, daß er heute vermählt worden war; natürlich handelt es sich dabei zunächst nur um eine durch die Eltern der jungen Leutchen abgeschlossene Verlobung, der aber die tatsächliche Hochzeit folgen muß, sobald das Pärchen die dazu nötigen Jahre erreicht hat. Neuerdings hat die englische Regierung diese Jahresgrenze mit 16 für Mädchen und 18 für Knaben gesetzlich festlegen lassen, um die früher durch zu frühe Heiraten vorgekommenen Übelstände, unter denen sogar Todesfälle nicht selten waren, zu beseitigen.

In Seringham wie in Tritschinopolis kann jeder Reisende die ortsüblichen Kuriositäten um billiges Geld erwerben: zierliche, aus dem schneeweißen Mark der am Kaweri wachsenden Sumpfpflanzen geschnitte federleichte Modelle von Tempeln und Gopuras (Tafel 25), Bilder, die auf dünne Scheiben aus dem in den Kalkfelsen von Tritschinopolis eingesprengt vorkommenden Marienglas gemalt sind, prächtige tamulische Hochzeitsgewänder für Frauen, sogenannte Tandschorarbeiten, d. h. Kupfergeräte, die mit gehämmerten Hochreliefs aus Zinn oder Silber besetzt sind, und dergleichen; bedauerlich ist dabei nur, daß den Fremden gewöhnlich von Hausierern allerlei geringwertige Ware auf-

gehängt wird, während der reelle indische Kaufmann aufgesucht sein will und es für unter seiner Würde hält, seine besseren Waren aufdringlich anzubieten oder sie gar dem Fremden zur Ansicht ins Haus zu tragen, bedeute dies Haus nun ein Zimmer im Hotel, den Wartesaal einer Eisenbahnstation oder ein Zimmer in einem Bungalow, d. h. einem der einfachen Kasten Häuser, die für reisende Beamte oder andere Europäer in jedem größeren Orte errichtet sind, die man aber selten leer, sondern gewöhnlich bereits durch früher eingetroffene Reisende besetzt findet.

Sechstes Kapitel

Die Herrenmeister von Madras

Mit besonderer Spannung sah ich den Erlebnissen entgegen, die meiner in Madras harreten.

Das bei der Annäherung an den Hafen von Madras schon aus weitester Ferne in die Augen stechende Gerichtsgebäude (Tafel 32) ist ein wahres Muster englisch-indischer Prachtbauten und wie diese ein Renaissance-salat von indischen, maurischen und englischen Motiven, die aus roten Ziegeln und weißem Sandstein zusammengeschnitten sind; derartige Bauten blenden und kitzeln zwar zuerst das Auge durch die vergoldeten Spitzen der zahlreichen buntbemalten oder auch farbig ornamentierten Kuppeln, bringen aber schließlich einen beinahe quälenden Eindruck gesuchter und gezwungener Originalität hervor. Die höchste dieser Kuppelspitzen überragt einen dicht vor dem Gerichtspalast stehenden älteren Leuchtturm und hat dessen frühere Aufgabe übernommen, allabendlich aus einer Riesenlaterne das warnende Licht auf die davor gärende, nur selten ruhig schlummernde raubgierige Wasserwüste hinauszusenden, in der im Jahre 1746 bei einem Orkan eine ganze französische Flotte mit nicht weniger als 1200 Seeleuten versank. Dies Ereignis erinnert an die gewaltigen Anstrengungen, die Frankreich im achtzehnten Jahrhundert gemacht hat, in Indien mindestens denselben Einfluß wie England zu erlangen, ja dieses sogar völlig zu verdrängen. Aber die leichtfertig und

feurig drauflosstürmenden Gallier verfügten nicht über die zähe, elastische Ausdauer und rücksichtslos listige Berechnung der angelsächsischen Rasse, zu deren beneidenswertesten Eigenschaften es gehört, daß sie sich von Kindesbeinen an durch hartangreifende Sportübungen zu unnachgiebigen Hartköpfen bei fatalen Wechselfällen des Schicksals erzieht und dadurch zugleich widerstandsfähig gegen das erschlaffende Klima der englischen Kolonien in den Tropen gemacht hat.

Madras gilt als Hauptquartier des fahrenden Volkes, das von hier aus Indien, ja selbst überseeische Länder in Gestalt der weltbekanntesten indischen Zauberer durchzieht. Die schwer kontrollierbaren Berichte von Indienreisenden früherer Zeit über die von dortigen Zauberern vorgebrachten Wunder wurden durch das Buch eines französischen Beamten in Ponditscherri überboten, das schon durch seinen Titel *Voyage au Pays des Fakirs Charmeurs* ahnen läßt, daß es Sensation hervorrufen sollte; daß es diesen Zweck auch tatsächlich erfüllt hat, geht daraus hervor, daß die nach Ansicht des Verfassers nicht auf natürlichem Wege zustande gekommenen und allen Naturgesetzen widersprechenden von ihm gesehenen Leistungen überall auf Treu und Glauben als Beweise rätselhafter Geisteskräfte der indischen Zauberer nacherzählt wurden. Leider übersahen die Leichtgläubigen die wichtige Klausel, die der stets ohne Zeugen beobachtende Autor auf Seite 47 des genannten Werkes einschaltet, indem er für den Fall, daß ihn jemand fragen würde: *Avez vous expérimenté scientifiquement tous les faits que vous nous racontez des fakirs?* mit einem deutlichen *Non* antwortet. Aber ebensowenig wie der Verfasser der *Voyage au Pays des Fakirs* die Apparate und Vorführungen der von ihm fälschlich *Fakire* genannten Zauberer im wissenschaftlichen Sinne einer Prüfung unterzog, hat er es auch der Mühe nicht für wert gehalten, sich mit den scheinbar ebenso unerklärlichen Kunststücken europäischer und amerikanischer Taschenspieler vertraut zu machen. In seiner Weltabgeschlossenheit in Ponditscherri ist es ihm offenbar entgangen, wie sehr derartige Künste inzwischen im Abendlande vervollkommenet wurden, und daß es jedem tüchtigen Zauberer möglich ist, die Schwerkraft scheinbar ebenso aufzuheben und spiritistische Manifestationen ganz gleicher Art zu vollbringen wie die „*Fakire*“ jenes französischen Beamten, der unter diesem ganz unzutref-

fenden Ausdruck sowohl profane Zauberer wie auch Jogis zu verstehen scheint.

Als Gegner des Aberglaubens habe ich mir vor Antritt meiner Reisen völlige Vertrautheit mit magischen Kunstgriffen und Geheimmitteln zu eigen gemacht, um den schon im Altertum als unbegreiflich und übernatürlich bekannten Wundertaten der indischen Zauberer auf die Spur zu kommen. Wenn es nun auch viel eindrucksvoller wäre, zu sagen: „Ja, ich habe ganz unfassbare Vorgänge mit angesehen“, muß ich doch von vornherein bekennen, daß es mir trotz aller darauf verwendeten Mühen und Kosten nicht gelungen ist, eine einzige Vorführung zu Gesicht zu bekommen, die nicht durch Taschenspielererei zu erklären gewesen wäre; Suggestion, Hypnose oder Spiritismus dabei als mitwirkend anzunehmen wäre nur für jemanden nötig gewesen, der glaubt, daß z. B. unsere Münzenbeschwörer die harten Taler wirklich aus der Luft greifen. Daß ich tüchtigere Künstler aufzusuchen trachtete als die armseligen Gaukler allerletzter Güte, die mit den Völkerausstellungen nach Europa geschleppt werden, brauche ich wohl nicht zu betonen, ebensowenig daß ich unter Zauberern nicht die im Bande Nepal besprochenen asketischen Wundertäter, die Jogis und ähnliche Büsser, sondern nur die Meister indischer Fingerfertigkeit verstehe.

Es ist keine Frage, daß die Taschenspielerkunststücke unserer europäischen „Prestidigitateure“ ursprünglich aus dem Osten, aus Indien zu uns gekommen sind. Während aber die weißen Zauberer alle Fortschritte der mechanischen Künste mit unglaublicher Findigkeit auf ihren Hokusfokus anwendeten und magnetische, elektrische und chemische Hilfskräfte in Anspruch nahmen, blieben ihre indischen Kollegen bei den von ihren Urahnen ererbten überaus einfachen Geräten und vielfach geradezu abstoßenden Kunststücken und ekelhaften Überraschungen stehen.

Die Gleichgültigkeit, mit der sich diese Burschen die Augen aus den Höhlungen zerren, lange, verrostete Nägel in die Nase hämmern oder ein unsauberes Bleichschwert nach dem anderen durch den Mund und die Speiseröhre drängen, wobei sie sich mittels künstlicher Gebisse und über die natürlichen Augäpfel gestülpter Niesenaugen ein gräßliches Ansehen geben, ist so recht auf die zarte Veranlagung der Verletzung und körperlichen Schmerz fürchtenden Hindus berechnet; loderndes Feuer,

kleine Schlangen oder Skorpione in den Mund zu stecken ist ein Scherz, der bei keiner Gauklerproduktion fehlen darf, und jeder Europäer erschrickt, der zum ersten Male sieht, welche Lasten derartige Künstler mittels Haken heben, die, an kugligen Platten befestigt, luftdicht gegen die Augäpfel gepreßt werden.

Aber selbst wenn man in Erfahrung gebracht hat, wie die Burschen alle diese Wunder vollführen, staunt man doch über die vollendete Sicherheit, mit der sie gelingen. An sich sind diese Vorgänge fast alle unglaublich einfach und harmlos. Man versuche gütigst beispielsweise nur einmal selbst, ein flammendes Korkscheibchen in den Mund zu stecken, das darin sofort erlischt und gar keine Wärme entwickelt; ebenso ist es durchaus nicht etwa schwierig, im geheimen eine Nähnadel durch die Haut der Zeigefingerspitzen zu stecken, diese Nadel dann mit zwei Fingern vor die Stirn zu halten und scheinbar mit einem Schläge durch den Kopf zu treiben, in Wirklichkeit aber im selben Augenblicke die Fingerspitze ein wenig hoch zu heben, die Nadel im Haar zu verbergen und am Hinterkopfe daraus zum Vorschein zu bringen. Kann es wohl etwas Einfacheres geben, als von zwei gleich langen Baumwollfäden den einen zusammengerollt heimlich zwischen zwei Fingern der linken Hand zu verbergen, dann den anderen genau messen zu lassen, zu verbrennen und die Asche im linken Handteller zu verreiben, sie dabei aber wegzustreuen und dafür den anderen Faden unverfehrt hervorzuziehen? Macht so etwas ein in unseren Wirtshäusern auftretender Zauberkünstler, so achtet niemand sonderlich auf den hübschen Scherz, macht ihn aber ein brauner halbnackter Hindu, so kann der reisende Deutsche die Wundertat daheim nicht hoch genug preisen! Kriecht die Schlange eines Gauklers geschwind in ein Loch an einem Bambusrohr, so glaubt man, sie sei vor seinen Augen „verschwunden“, während in Europa mit überlegener Miene sofort erklärt würde, sie sei „eskamotiert“ worden — so stark ist bei vielen von uns der Drang, dem Heimischen das Fremde vorzuziehen.

Mit denselben Fingern, deren Spitzen nach dem Munde greifen, um mit vieler Umständlichkeit einen ganz kleinen Gegenstand, z. B. eine Erbse, recht deutlich hineinzustecken, schiebt der Zauberer heimlich, aber ganz dreist, irgendeinen weit ansehnlicheren mit der Fläche dieser Hand bedeckten in die Mundhöhle, z. B. ein geschältes, hartgefotenes Hühnerei,

das er dann im Munde behält. Durch geschickt gespielte Magenbeschwerden und durch Herumzerren an der zeitweilig aus dem Mund hervorgestreckten weißen Eispitze stimmt der Zauberer seine naiven Zuschauer so mitleidig, daß sie gar nicht daran denken, seine Hand zu beachten, die inzwischen einem Versteck heimlich ein Ei nach dem anderen entnimmt, dieses mit geschlossener Hand emporhebt und den Eindruck hervorbringt, es sei dies jedesmal das vorgestreckte, in Wirklichkeit aber immer wieder in die Mundhöhle zurückgezogene Ei! Jedem erscheint die unererschöpfliche Masse von Eiern, die solcherart aus dem Magen des Übermenschen heraufzusteigen scheinen, bei der ersten Vorstellung dieser Art höchst rätselhaft. Auch das ungemein einfache, aber stets wirksame Kunststück, Eier oder andere Gegenstände aus einer leeren Tasche herauszunehmen, trotzdem der Magier darauf herumgetreten hatte, ist eine uralte Nummer der indischen Gaukler, die der Taschenspielerlei diesen Namen gegeben hat. Das Befreien aus einem Sack, in den sich der Wundermann einbinden und einsiegeln läßt, das Verwandeln von Reis in Milch oder das Kochen von Reis in kaltem Wasser, das Steigen- und Fallenlassen einer an einer Schnur schwebenden durchbohrten Hohlkugel, das Hervorquetschen von Wasser aus Steinen, das Erscheinenlassen von lebenden und gebratenen Tauben und andere Künste unserer Zauberer, die ich nicht erklären will, um diesen oft ungemein fleißigen Künstlern nicht Brot und Ansehen zu schmälern, sind die Gipfel der Leistungen indischer Magier, denen jetzt ihre europäischen Kollegen ganz entschieden „über“ sind.

Einen höchst verführerischen Trumpf spielte einmal einer dieser indischen Künstler mir gegenüber mit der Frage aus, wieviel Rupien ich für das Erlernen der Kunst zahlen wolle, die eigene Zunge abzuschneiden. Sofort wagte ich eine halbe Rupie für dieses unter Umständen zweifellos sehr nützliche Mittel anzulegen, dem allzu mittheilsamen Mund Schweigen zu gebieten. Mit diebischem Lächeln schnipselte mein Tausendsassa alsbald aus dem weichen roten Fleische einer Melone ein zungenähnliches Stück zurecht, das er eine Zeitlang geschickt im Munde verbarg, um es dann gelegentlich wie in scheinbarer Verzweiflung ein wenig aus dem Munde herauszustrecken, an der Spitze zu ergreifen und schnell abzusäbeln. Auf ein Hölzchen gespießt hielt er die scheinbare Zunge dann triumphie-

rend dem Publikum, will sagen meiner Wenigkeit, unter die erschreckten Augen.

Die indische Gauklerzunft scheint übereingekommen zu sein, wißbegierigen Fremden die Geheimnisse einer gewissen Gruppe ihrer Künste, zu deren Gelingen jedoch langdauernde Übung gehört, gegen bestimmte Mindesthonorare zu verraten. Eins der höchst bewerteten Kunststücke dieser Art besteht darin, drei Häuflein ganz verschieden gefärbter Pulver in einer Schale Wasser durcheinander zu quirlen und dieses dann nicht allein hinunterzuschlucken, sondern die Pulver nach einiger Zeit in gesonderten Farben wieder auf der Zunge zum Vorschein zu bringen und völlig trocken auf drei verschiedene Pläschen zu pusten, das gelbe für sich, das rote für sich und ebenso das grüne. Dies unbegreifliche Wunder wird ganz einfach dadurch erreicht, daß der farbige Sand mit Wachs getränkt wurde, so daß er sich beim scheinbaren Verrühren im Wasser zusammenballen, an der Innenwand der Bronzeschale festkleben und als Klümpchen in den Mund befördern läßt. Auch das Tragen von Wasser in einem Siebe verliert seine Unerklärlichkeit, wenn man darauf achtet, daß das Staubtuch, mit dem der Gaukler das Haarsieb abwischt, mit Fettpaste bestrichen ist, die durch das Tuch in die feinen Poren des Siebes gedrückt wird und diese wasserdicht zustopft.

Wie alle Kasten in Indien hat auch die Klasse des fahrenden Volkes ihre Unterabteilungen. Der Sohn des Bärenführers verliert an seinem Kastenrang, wenn er in die Familie eines Bänder-Wallah, eines Schau-stellers tanzender Affen, heiratet, und seine Sprößlinge werden nicht mehr als Bärenführer von „reinem Blute“ betrachtet; in europäische Damenkleidung und englische Uniformen gekleidete Affen, die schließlich miteinander vermählt werden, bilden nämlich die unversiegbarste Quelle des Ergökens für die Inder. Eine Tänzerin vergibt sich nicht wenig von ihrer Würde, wenn sie eine Seiltänzerin zu einer Schüssel „Curryreis“ einladet, und wenn sie gar gleichzeitig mit einer solchen ihre Fingerchen in den dampfenden Reisberg stecken würde, um die Körnchen — aber stets nur mit dem Daumen und dem vierten, nie mit Hilfe des Zeigefingers — in das Mäulchen zu schleudern, wäre es um ihre Kastenreinheit völlig geschehen! Ja selbst das Schmauchen von ein paar Zügen aus der Wasserpfeife eines gewöhnlichen Taschenspielers würde dem

Schlangenbeschwörer den Verlust seiner Kastenreinheit eintragen. Halb Schlangenzauberer, halb gewöhnlicher Gaukler, müßte er dann mit anderen Künstlern von gemischter Kaste seinen Reis essen, die natürlich ihren früheren Berufsgenossen nach Kräften Konkurrenz zu machen suchen und z. B. neben den Glanzleistungen fingerfertiger Taschenspieler auch Schlangentänze vorführen oder Kokosnüsse in die Luft werfen, die sie mit dem Schädel auffangen, so daß sie unter lautem Krachen zerplazen und der Saft ihr Antlitz überströmt.

Auf dem Bilde (Tafel 31) ist ein solcher Zauberer im Begriff, vor dem Hause, das der deutsche Klub in Madras bei meiner Anwesenheit bewohnte, der Dienerschaft etwas blauen Dunst vorzugaukeln. Der feiste Hausverwalter in europäischer Jacke, der tamulische Gärtner mit seiner Familie, der „Boy“, d. h. der „Bursche für alles“, in seiner Ecke, sowie der bescheiden hinter der Säule lehrende, von allen anderen tief verachtete Auskehrer, sie alle wissen, daß jetzt um 11 Uhr vormittags ihre gestrengen weißen „Sahibs“ an ihren Kontortischen schwitzen und das Vergnügen hier nicht stören werden.

Mit Scheu und mißtrauischem Entsetzen staunen die Leute die unheimlichen Künste des Wundermannes an. Noch stehen die kleinen mit roten, gelben und grünen Ringen bemalten Holzbecher vor ihm, unter denen er runde Nüsse erscheinen und verschwinden läßt, ein uraltes Kunststück, das auch bei uns für jeden Zauberünstler den Ausgangspunkt zur Erlernung der Handfertigkeit bildet. An einem der Becher lehnt auch noch das ausgestopfte Püppchen, dem auf geheimnisvolle Weise, nämlich mittels eines nicht senkrecht, wohl aber horizontal angebrachten starken Frauenhaares ab und zu Leben und Tanzlust in die Glieder gebracht wird, wobei der Zauberer durch Hin- und Herfahren mit dem Zauberstäbchen über dem Kopf der Puppe nachweist, daß sie nicht etwa an einem Faden hängt!

Als ähnliche unbedeutende Eingangsnummern bringt der Tausendkünstler noch schnell ein paar Kleinigkeiten aus dem Munde zum Vorschein: ein geöffnetes Taschenmesser, ein widerliches, skorpionähnliches Tier und fünf rohe Hühnereier. Dann aber nähert er sich der Höhe seiner Kunstfertigkeit. Er wickelt einen meterlangen dünnen Lederstreifen auseinander und hält ihn aufgerollt weit und frei hinaus in die Luft.

Unter Beschwörungen in hindostanischem Zigeunerrotwelsch rollt er das Band auf und ab, und siehe da, ein paar blanke Auglein blitzen aus dem unten herabhängenden Ende hervor, das Leder beginnt sich zu winden, zu drehen, zu wölben, und mit triumphierendem Schrei schleudert der aufspringende Teufelskerl den erschreckten Zuschauern eine lebendige Schlange entgegen!

Auch dieses Rätsels Lösung ist sehr einfach.

Vor dem Künstler lag ein offener Sack, der seine dürftigen Geräte barg und dessen Rand locker zusammengerollt war. Der Gaukler zeigt den Lederstreifen, hält ihn weit von sich, dreht ihn zur Prüfung hin und her — vorne nichts, hinten nichts! „O weh,“ sagt er plötzlich mit gut gespielter Bestürzung, „ich habe ja ganz vergessen, daß ich inzwischen einen Mangobaum wachsen lassen soll!“ Dabei legt er das Lederband aus der Hand und wie zufällig auf den Sackrand; dann nimmt er ein paar Mangokerne aus dem Beutel, bohrt neben sich ein Loch in die Erde, steckt anscheinend einen vom Publikum gewählten Kern hinein, bedeckt ihn mit Erde und spricht eine Zauberformel darüber, auf daß der Kern treibe; in Wirklichkeit hat aber der Schlauberger einen bereits zum Keime angetriebenen Kern verscharrt. Dann fährt er in dem angefangenen Kunststück fort.

Beim Aufnehmen dieses Streifens zeigt er diesen zunächst nochmals in ruhiger Bewegung vor, senkt ihn dann wie zufällig auf den Sackrand, wobei er ihn geschickt mit einer ähnlich aussehenden in den Sackrand eingerollten Schlange vertauscht, die von seinem Arm einen Augenblick verdeckt bleibt, worauf er zuerst den Kopf der Schlange hervorzüngeln läßt und dann erst die ganze Schlange vorzeigt.

Um den berühmten „Mangotrick“ war es freilich für diesen Tag geschehen! Während nämlich der schwarze Schwarzkünstler seinen Schlangenzauber ausübte und den keimenden Mangokern sicher im Schoß der Erde wähnte, hatte ein auf dem Hofe herumsuchendes Hühnchen die frisch aufgewühlte Erde durchstöbert und den bereits angetriebenen Fruchtkern heimlich seitwärts in die Büsche verschleppt. Den gefiederten Dieb habe ich in flagranti photographiert, war jedoch schadenfroh genug, dem Magier die Aufklärung zu verschweigen, als er mit ganz verstörtem Gesicht vergeblich in der lockeren Erde nach dem angekeimten Kern

herumspähte. Ich tröstete den guten Mann nur mit der sehr geistreichen Bemerkung, daß es noch viel wertvollere Dinge zwischen Himmel und Erde gebe, die ebenso spurlos verschwänden wie sein Mangokern.

Dem fahrenden Künstler schien es nunmehr in dem Hofe des deutschen Klubs nicht mehr recht geheuer vorzukommen; vielleicht meinte er auch, daß ich ihm in der Hererei über sei, wenigstens machte er sich aus dem handhoch liegenden Staube, indem er mir giftig zurief: „Sir, Sie werden in Indien massenhaftes Geld verdienen, aber Sie werden damit niemals lebendig nach England zurückkehren!“ Daß es außer England noch andere Länder in Europa gibt, bleibt nämlich den Hindus zumeist unbekannt, und ich galt ganz gewiß bei vielen für einen Erzausschneider, wenn ich auf die Frage, ob Deutschland denn nicht eine Provinz von England sei, höflichst erwiderte, daß dies keineswegs der Fall, sondern daß Deutschland sogar beinahe noch einmal so groß sei wie England.

Der soeben erwähnte Mangotrick wird übrigens in verschiedener Weise ausgeführt. Am überraschendsten ist das fast urplöbliche Hervorwachsen immer höherer Pflänzchen aus dem Kern, wobei diese mit großer Geduld und Kunst in den Falten der vom Gaukler jeweilig darüber gestülpten Tuchsegen untergebracht und mit geschicktem Handgriffe in die lockere Erde gesteckt werden. Manche Zauberer sollen jedoch aus indischen Ameisen einen Extrakt zu bereiten verstehen, der angetriebenen Fruchtkeimen tatsächlich zu einem überraschend schnellen Wachstum verhelfen soll, wobei man nicht vergessen darf, daß im indischen Klima frisch gesäter Reis bereits am zweiten Tage aufgeht! Auch junges Bambusrohr sprießt so rasch in die Höhe, daß birmanische Tyrannen zur Todesstrafe verurteilte Delinquenten über einer unwiderstehlich emporwachsenden Bambusrohrspitze festbinden und von dieser nach und nach durchbohren ließen, was auch noch heutigestags chinesische Marterkünstler fertigbekommen sollen.

Ein anderes beliebtes Schaustück ist der Basketrick, der sogar schon von Reisenden wegen des unbegreiflichen Verschwindens eines leibhaften Menschen als Beweis für das Vorhandensein und Wirken höherer psychischer, aber noch unbekannter Kräfte vierter Dimension angeführt worden ist, ebenso wie bereits die Tänze indischer Hampelmänner ohne sichtbare Schnur auf Rechnung des Hypnotismus gesetzt wurden! Der

Baskettrick wirkt allerdings beim ersten Sehen wegen dieses scheinbar spurlosen Verschwindens einer lebenden Person so beunruhigend, daß die christliche Geistlichkeit das Anschauen solcher Wunder noch vor hundert Jahren als gottlos verbot. Besonders erschrickt wohl jeder Uneingeweihte, wenn eine so zierliche passive Teilnehmerin mitwirkt, wie die auf Tafel 32 abgebildete junge Tamulin, die, von den Wundermännern aus der Mitte der Zuschauer herausgelockt, trotz ihres rührend gespielten Widerstandes gewaltsam in ein Netz gesteckt und durch die enge Öffnung eines nach unten ausgebauchten Korbes gezwängt wurde; über diesen wurde dann ein Deckel gestülpt. Mit jedem beliebigen scharfen langen Messer irgendeines Zuschauers pikten hierauf die Zauberer unter gräßlichem Geschrei wild durch die Maschen des Korbgeflechtes, rissen dann den Deckel ab, stürzten den Korb um und rollten ihn auf der hohen Kante hin und her. Plötzlich sprang einer von der Bande fest in die Mitte des scheinbar jetzt ganz leeren Korbes und trampelte darin herum, während sein Spießgefelle einer aus einem Flaschenkürbis geschnitzten Flöte markdurchbohrende Töne entlockte und ein dritter ängstlich umherlief, als ob er die aus dem Korbe Verschwundene suche. Der inzwischen von den Zuschauern untersuchte Deckel wurde schließlich einen Augenblick wieder auf den Korb gestülpt, aus dem dann die geschickte Akrobatin unverfehrt hervorschlüpfte; natürlich hatte sie ihn niemals verlassen, sondern in dessen bauchiger Wölbung wie ein Gummiring zusammengekrümmt gelegen und nur bei jedem als Stichwort geltenden Schrei ihrem schmiegsamen Körper schnell eine andere, aber wohlleinstudierte Biegung gegeben, so daß der auf den Schrei folgende Schwertstoß freien Durchgang fand. Häufig wird dieses Kunststück auch so ausgeführt, daß die Gauklerin nach jedem Schwertstich eine blutähnliche Flüssigkeit aus den Korbjungen hervorrieseln läßt.

Ohne scheinbares Blutvergießen darf eine echt indische Zaubervorstellung nicht schließen, und alle Gaukler, die sich Nadeln und Nägel durch kleine Löcher stoßen, die von Kindheit an in Wangen, Ohren und anderen Körperteilen offen gehalten sind, lassen auf Begehren durch neues Nigen der vernarbten Kanäle zu allgemeinem Entsetzen Blut dabei fließen. Die Zauberkünstler besserer Art verschmähen jedoch auch in Indien derartige höchst unästhetisch wirkende Tricks; die Mehrzahl glaubt aber

nicht bestehen zu können, wenn sie nicht das Publikum gehörig zum Gruseln bringt. Unter schrecklichem Würgen eine Schelle hinunterzuschlingen, die dann im Magen klingelt, sich ein Schwert durch den ganzen Körper hindurchzustossen, den Griff abzubrochen und die Klinge am Rücken wieder herauszuziehen, eine Handvoll Nähadeln und einen Zwirnsfaden zu verschlucken und nach einer halben Stunde die auf den Faden gereihten Nadeln wieder herauszuholen, derartige Nervenkitzel sind und bleiben die Lieblingstäuschungen der indischen Zauberer.

Sehr Bedeutendes leisten diese Burschen auch im Austüfteln und Herstellen von Geduldsspielen, die bereits auch bei uns als Unterhaltungsspiele nachgeahmt werden. Viele dieser Scherze beruhen allerdings auf den lebhaften Mustern der Faserstruktur indischer Holzarten, worin die dort angebrachten Schnitte nicht zu erkennen sind. Das auf Tafel 32 abgebildete Stück Holz ist z. B. von der Stelle, wo der Ring hängt, bis zu dem Loch, in dem das Querholz steckt, auseinandergeschnitten und läßt sich mit gelinder Kraftanstrengung auseinanderziehen, woran aber niemand denkt, der aufgefordert wird, Ring und Querholz von dem Klotz zu entfernen.

Selbst in südindischen Tempeln werden von Brahmanen niederen Ranges mythologische Legenden seit alten Zeiten durch wundertätige Vorrichtungen illustriert, die nichts anderes als physikalische Taschenspielerapparate sind. Ein sehr bezeichnendes Beispiel dieser Art ist der von den Karitätenhändlern Tantalus cup getaufte kleine Bronzebecher (Tafel 32), in dem die Figur einer Halbgottheit steht, die als Amme ein kleines Kind in den Armen hält. Füllt man diesen Becher mit Wasser, so bleibt es darin stehen, gießt man das Gefäß aber bis zum Rande voll, so entleert es sich plötzlich und veranschaulicht den Hindus das Zurücktreten der Wasser eines hochangeschwellenen Flusses, durch den der Gott Wischnu in der Verkörperung eines neugeborenen Kindes hindurchgetragen werden sollte. Da den unwissenden Leuten von Heberwirkungen nichts bekannt ist, so erscheint ihnen die Selbstentleerung wie ein Wunder, die eintritt, sobald das Wasser im Becher über den Beugungswinkel des im unteren Teil der Figur verborgenen Heberröhrchens hinaufsteigt; das Wasser fließt dann in ein Kästchen ab, auf dem der Wunderbecher zu stehen pflegt.

Das Allerwunderbarste an den Vorführungen der indischen Zauberer scheint mir die Tatsache zu sein, daß selbst in Indien reisende Männer der Wissenschaft beim Betrachten indischer Taschenspielerkunststücke den Wald vor Bäumen oft noch weniger als andere Leute gesehen haben; sie legten sich von vornherein ihr System des Spiritismus zurecht und hielten es nicht für möglich, daß gewagt werden könnte, den Menschenverstand durch die allergrößten Mittel zu übertölpeln. So wurde mir von einem beinahe unglaublichen Kunststück erzählt, dessen Schauplatz eine der unheimlichen, alten düsteren Felsentempelhallen gewesen war, an denen Indien so reich ist, und die durch flackerndes Licht brennender Kokosnußkerne beleuchtet wurde. Die angeblich nur durch Suggestion erklärbare Leistung bestand darin, daß der Magier ein zusammengerolltes weißes Seil in die Luft warf, wo es frei schweben blieb; dann kletterte ein Knabe daran empor, der schließlich in einer Wolke „verschwand“! Des Pudels Kern lag jedoch darin, daß der Hintergrund der Bühne durch schwarze Blendschirme, die hinter die Leuchtfeuer gestellt waren, in tiefstes Dunkel gehüllt blieb; dadurch konnte ein schwarzes Seil, woran das weiße Tau befestigt war und das von einem versteckten Gehilfen im Moment des Emporwerfens über einen im oberen Teil des Felsengewölbes angebrachten Haken gezogen wurde, nicht wahrgenommen werden, und ebensowenig ein schwarzes Tuch, das von oben heruntergelassen wurde, als der am Ende des weißen Strickes angelangte Seilkünstler dort ein Pülverchen abbrannte; dadurch entwickelte sich eine so mächtig qualmende Rauchwolke, daß der Jüngling darin auf den schwarzen Strick übergehen und ganz gemächlich hinter dem schwarzen Vorhang „verschwinden“ konnte.

Siebentes Kapitel

Die steinernen Wunder von Mawilipuram

(Hierzu die Tafeln 33—36)

Die Hauptstadt der Präsidentschaft Madras verdankt ihren Reichtum nicht allein dem Handelsverkehr durch die daselbst ein- und auslaufenden Seedampfer, sondern auch dem ausgedehnten Kanalnetz, mit dessen Hilfe die Frachtgüter seit alten Zeiten aus dem Inneren des Landes nach Madras geschafft werden.

Zum Besuch der Felsenbauten in Mawilipuram zog ich die vierzehnstündige Kahnfahrt auf einem solchen Kanal trotz der damit angeblich stets verknüpften Fiebergefahr einer aus Eisenbahn, Ochsenkarren und nur einstündiger Ruderbootfahrt zusammengesetzten Beförderung vor; zur See dorthin zu kommen ist, obwohl der Felsenbezirk von Mawilipuram, Mamallapuram oder Mahawalipur am Meeresstrande liegt, wegen der Riffe und Sandbänke nicht möglich.

Eine Bootfahrt in südindischer Mondnacht hat wunderbar idyllische Reize, zumal durch das gelassene Tempo, in dem die Schiffer den Kahn vorwärts ziehen, schieben und rudern; wie wohlthuend ist dann die dem modernen Kulturmenschen so selten bescherte Muße und Gelegenheit, einmal recht ruhig mit sich allein zu sein, unbelästigt durch irgendeine Schattenseite der bei uns zu Lande üblichen Dampffahrzeuge! Freilich, allzu ernsthaft darf man seinen Gedanken dabei nicht nachhängen, um nicht durch diesen Gegensatz mit unserer Lebensweise mit Schrecken wahrzunehmen, daß wir modernen Menschen unser Leben eigentlich recht wenig leben und der unbequemen Konzentration auf das eigene Innere fast unbewußt durch unausgesetzte Betäubungen aus dem Wege zu gehen suchen. Uns selbst in einem möglichst üppigen Rahmen zu sehen, das ist das Ziel, nach dem wir am meisten streben, und jener prunklose, einsame Weg nach innen, den die Zeitgenossen des Sophokles beschritten, kommt gerade so aus der Mode, wie er bei den Römern der Kaiserzeit in Vergessenheit kam.

Für eine solche beschauliche Reise muß man mindestens zwei Kähne (Tafel 36) mieten, einen für sich und seine Reisegesellschaft, den anderen für den Koch und dessen Küche, sowie für denjenigen Teil der Dienerschaft, dessen Anwesenheit auf dem Herrenboot nicht verlangt wird. Wie ein besserer europäischer Haushalt in Indien wegen des stets nur ganz beschränkten Leistungsgebietes, das jeder Diener übernimmt, ein wahres Heer von Dienstbotengeistern nötig hat, muß man auch auf einer längeren Bootreise, um für einen Gentleman zu gelten und in jedem leeren Bungalow standesgemäß hausen zu können, eine ganze Menge von Würdenträgern bis hinunter zum Wäscher, Lampenputzer und Hundefungen mitnehmen.

Für den Ausflug zu den „sieben Pagoden“ von Mawilipuram begnügte ich mich neben dem Küchenpersonal mit meinem Faktotum, einem pfiffigen Tamulen, der sich hatte überreden lassen, Christ zu werden, und der in der Taufe höchst geschmackloserweise den Rufnamen Jesus erhalten hatte. Weder für Geld noch gute Worte wollte sich der braunschwarze fromme Knabe dazu verstehen, wenigstens für die Zeit seiner Dienstleistung bei mir einen weniger heiligen Namen anzunehmen, und so konnte es nicht ausbleiben, daß mir hin und wieder ein aufgebrachtes „Jesus, wo steckst du denn?“ oder ähnliche Kraftworte über die Lippen sprangen; in der Nähe des Äquators gerät europäisches Blut gar leicht in Wallung.

Wie stimmungsvolle Landschaftsbilder bietet bei solchen Bootfahrten der Übergang der kühlen Sternennacht zu dem rasch aufdämmernden farbenreichen Morgen! Gleich geisterhaften Schemen nahen und verschwinden die Schattenrisse nackter, zur Arbeit gehender Ackerleute in dem dichten Nebel, den die steigende Sonne mit sichtlicher Lust aufsaugt, bis die Acker in strahlendem Lichte erglänzen; selbst aus weiter Ferne kann man dann die vorsintflutlichen Pflüge (Tafel 33) oder richtiger Haken erkennen, womit der Erdboden nur aufgerissen wird, die Schollen aber nicht umgelegt werden können. Die Reisfelder werden dabei, der Bewässerung wegen, möglichst terrassenförmig angelegt, denn von dem Grade der Bewässerung hängt der höchst ungleiche Ertrag dieser Felder ab, zwischen denen vereinzelte Gruppen von Palmyrapalmen ihre malerischen Blattfächer ausbreiten, Gewächse, die für die Eingeborenen fast noch ergiebiger als die Kokospalmen sind, da sie ihnen, neben Zucker als

Nahrungsmittel, Toddy und Arrak in reichen Mengen als Getränke verabreichen.

Die Felsenstadt Mawilipuram ist zweifellos eine der wunderbarsten Stellen ganz Indiens; nirgends fällt auf den dunklen Ursprung des dravidischen Baustils und seiner Motive ein helleres Licht, und nirgends umfängt uns eindringlicher als hier der Abglanz einer Zeit, in der sich überquellende Schaffenskraft mit einem einfaltsvollen, aber heißglühenden Volksglauben vereinte. Alle die auf weiter, sandiger Fläche zerstreuten, durchweg aus dem soliden Urgestein herausgemeißelten und deshalb eigentlich nicht als Bauten zu bezeichnenden Felswerke stammen aus dem siebenten Jahrhundert, doch damals bewegte sich zwischen ihnen das Getümmel eines kräftigen, großen, opferfreudigen Volkes, während sie jetzt tot und verödet wie eine vergessene Welt dastehen, wo nur ekelhafte Reptilien von einem rauchgeschwärzten Schlupfwinkel zum anderen kriechen; ob dieser Rauch von darin angelegten Feuern zerstörungswütiger Mohammedaner, wie Auringzeb ein solcher war, herrührt oder nur von Pilgerfeuern, die wärmen oder wilde Tiere verschrecken sollten, kann heute niemand mehr sagen. Nur religiösen Zwecken geweiht, wurden diese Räume ursprünglich von buddhistischen, keineswegs von brahminischen Steinmehren geschaffen und sind erst später, nachdem das gewaltige Brahmentum den reformierenden Buddhismus wieder aus Vorderindien verdrängt hatte, von den Siegern mit Vasreliefs vielarmiger brahminischer Götterbilder und mit Lingamidolen besetzt worden. Im Gegensatz hierzu haben in den aus dem achten Jahrhundert stammenden Felsentempeln von Ellora alle drei indischen Kulte: der Brahminismus, der Buddhismus und Dschainismus der Nachwelt wohlerhaltene Denkmäler hinterlassen.

Der buddhistische Ursprung Mawilipurams verrät sich in den Relief-friesen, deren Motive fast durchweg die sonderbaren sargähnlichen Zellen buddhistischer Asketennönche sind, und die sich über den Eingängen zu den tief in die Felsenberge hineingetriebenen Hallen sowie rings um die aus Granitblöcken herausgearbeiteten pyramidenförmigen oder um den Saum in die Länge gestreckter Tempel herumziehen. Dieser aus Stein gehauene, aber Holzschnitzerei nachahmende Zellenfries wurde einer der Ausgangspunkte dravidischer Bauweise, die bald eine Überladung mit

figürlichem Schmuck annahm und dadurch einen unerfreulich verworrenen Eindruck hervorbringt. Daß diese Bauart der assyrisch-babylonischen ähnelt, ist erklärlich, wenn man sich an die einstigen Handelsbeziehungen zwischen Persien und Indien und an die Herkunft auch der dravidischen Stämme aus nordwestlich von Indien liegenden asiatischen Gebieten erinnert. Aber welchen Überfluß an Phantasie zeigen diese Denkmäler z. B. im Vergleich mit den Pyramiden Agyptens, wenn man diese für Monumente gelten läßt, und nicht vorzieht, sie für riesenhafte stilisierte Phallus- oder Lingamidole zu halten; über dieses interessante Problem habe ich in dem Kapitel „Mysterien des Swajambunath-Gipfels“ in meinem Buche „Im Banne des Everest“ ausführlich gesprochen.

Es ist schwer, einen Standpunkt zu finden, wo man auch nur einige der auffallendsten Erscheinungen dieser Felsenwelt gleichzeitig überblicken könnte, die uns zu grenzenlosem Erstaunen über die unendliche hier einst verwendete und verschwendete Mühe hinreißen. Selbst beim Ersteigen des auf dem Jemapuramtempel ebenfalls aus dem Vollen herausgehauenen kleineren Tempels, der jetzt eine Leuchtturmlaterne trägt und einen weiten Ausblick über Land und See erlaubt, bleiben die wunderlichen, gewaltigen Reliefs verborgen, die viele Felswände überkleiden. Zum Kampf ausziehende Massen von Menschen- und Tiergestalten und götterfeindlichen Dämonen, die Szenen aus dem Heldengedicht Mahabharata, wie z. B. Arjunas Buße, verkörpern sollen, sind der Gegenstand dieser Felsbilder, während auf anderen Felsblöcken in gigantischen, tief in das Gestein eingekerbten Lettern auf die Welträtsel bezügliche Sprüche buddhistischer Weisheit verkündet werden.

Auch die Steinbilder der als Wächter der Tempel aufgestellten buddhistischen Legendentiere, des Löwen und Elefanten, entziehen sich dort oben unserem Blick. Wohl aber können wir von der Höhe herab bis zum Meerstrande sehen; auch dort hat titanenhafter Bildnertrieb die daselbst umherliegenden monolithischen Blöcke zu fabelhaften Tempelpyramiden umgeformt, in deren düsteren Gewölben das Brausen und Wallen der steigenden und sinkenden Flut, zeitweilig unterstützt von dem Wogengebrüll tobender Orkane, dem in der größern Felsenhalle stehenden riesenhaften Lingamgottheitsbilde einen ewig widerhallenden Lobgesang darbringt.

Achstes Kapitel

Beim Brahmanen

Etwa achtzig Kilometer westwärts von Madras, in Kondscheweram, einem der sieben heiligsten Wallfahrtsplätze Indiens, hatte ich das Glück, einen Brahmanen in höherer Beamtenstellung kennenzulernen, der die Freundlichkeit besaß, mich nach und nach über allerlei mir bis dahin rätselhafte Erscheinungen des Brahminentums aufzuklären.

Dies Kondscheweram mußte, gerade weil ich es unmittelbar nach Mahawalipur besuchte, einen überaus wirksamen lebendigen Gegensatz zu dem dortigen versteinerten Altindien bilden.

Man braucht kein Architekt zu sein, um bei dem Betrachten der dravidischen Tempelanlagen immer neue, wenn auch oft nur kleinliche Bau-eigentümlichkeiten zu entdecken. Jedenfalls bedauere ich es nicht, daß ich mich durch die stehende Redensart vieler Europäer in Indien: „Ach was, ein indischer Tempel sieht aus wie der andere!“ nicht abschrecken ließ, möglichst viele derselben zu besuchen. Es geht dabei wie mit dem Ersteigen von Berggipfeln innerhalb ein und desselben Gebietes: die Aussicht von dem einen Gipfel ähnelt zwar der von einem anderen, ergänzt sie aber doch oft in überraschender Weise. So tritt z. B. wohl nur bei wenigen dravidischen Gopuras die Verwendung jener aus dem buddhistischen Baustil entlehnten länglichen, fargähnlichen Mönchszellen, die als Stilzeichen buddhistischer Felsstempelfriesen in Mawilipuram auffallen, so rein und deutlich wie in den Gopuras von Kondscheweram zutage, und ich stehe nicht an, den dort in neun Stockwerken 200 Fuß hoch aufsteigenden, schlank und edel geformten Torturm für einen der schönsten zu bezeichnen, die ich in Indien gesehen habe (Tafel 37).

Die beiden Haupttempel in Kondscheweram, von denen der eine dem furchtbaren Schiwa, der andere dem gütigen Wischnu geheiligt ist, liegen volle fünf Kilometer weit voneinander, woraus am besten die Ausdehnung dieses Ortes erhellt, der in alten Zeiten die glanzvolle Residenz des

Chola-Königreiches war, heute jedoch fast nur noch durch den Verkehr der Pilger und Wallfahrer besteht.

Als ich Kondscheweram besuchte, standen von dem letzten Tempelfeste her noch ein paar Tempelkarren in einer Straßenecke, deren Auspuß eben abgenommen wurde; die ungeheuren, grell bemalten oder vergoldeten aus Holz geschnittenen Pferde und Talilöwen, sowie die mit buntem Flitterfram besetzten Zücher wurden sehr sorgfältig fortgepackt, um bei dem Umzuge im nächsten Jahre wieder mitzuwirken. Nur ein scharfes Auge konnte dabei die dunklen Figuren der lebenden Tamulen zwischen den krausen, phantastischen Erscheinungen der Tiere und ihrer Reiter herausfinden, die das Brettergerüst des Karrens umgeben, auf dem während des Festzuges das Bild der Gottheit thront. Die Götterbilder werden für diesen Zweck aus dem Schlamm heiliger Ströme geformt, dann an der Sonne getrocknet und uralten Vorschriften gemäß angepußt, um für die Dauer des Festes durch Zaubersprüche der Brahmanen Leben zu erhalten; nach Ablauf der Festtage bleibt das Idol nicht mehr Träger und Wohnsitz der Gottheit, sondern wird, als nunmehr wieder wertloser Ton, der auch von Nichtbrahmanen berührt werden darf, unter Musik und Lustbarkeiten in den Tempelteich geworfen, um darin zu zerfallen.

Es gibt kaum ein seltsameres Schauspiel, als solches Fest, wenn der plumpe Karren von der glaubenseifrigen Volksmenge an Tauern durch die weiten Tempelanlagen gezogen wird, wobei die Tempel­elefanten nach Kräften mithelfen müssen. Bei dem ungeheuren Geräusch und Tumult während eines solchen Transportes ist es gar kein Wunder, daß unaufmerksame, aufgeregte oder alte hilflose Leute hinstolpern und unter die wuchtigen Wagenräder geraten und zerquetscht werden; die angeblich im Fanatismus begangenen absichtlichen Selbsttötungen unter den Rädern der Tempelkarren dürften zumeist auf derartige Unglücksfälle zurückzuführen sein. Dagegen schweben oder schwebten bis vor wenig Jahren bei solchen Festen tatsächlich Büßer mit Hilfe von langen Bambusstangen um die Karren herum, an deren Enden sie mittels Stricken und eiserner, durch ihre Rückenmuskeln gebohrter Haken aufgehängt wurden. Zum Verdruß der brahminischen Hindus sucht die englisch-indische Polizei derartige Schwingfeste und ähnliche Selbstquälereien mehr und mehr zu verhindern, um dadurch den Zulauf zu solchen Festen allmählich zu ver-

mindern, der stets den Ausbruch oder ein Anschwellen ansteckender Seuchen im Gefolge hat.

Die dem Wischnu gewidmete Pagode in Kondscheweram ist durch eine Halle mit 96 besonders sorgfältig aus Monolithblöcken gemeißelten Pfeilern ausgezeichnet, an deren Dachsim eine jener höchst merkwürdigen Steinketten kriegerischen Zerstörungsgelüsten entgangen ist, die mit dem ganzen Tempel, mit dem Dach und den Säulen aus einem einzigen soliden Felsblock herausgearbeitet und von den drawidischen Baumeistern in Ermangelung der Befähigung, religiöse Anschauungen in erhabener Formensteigerung kristallisieren zu lassen, als ganz besonders schwierige Künstelei für einen hervorragend würdigen Tempelschmuck gehalten wurden (Tafel 39).

Während meiner Aufnahme dieser Mandapamhalle tauchte als willkommene Belebung des Bildes zwischen ihr und dem Tempelteich ein hellgrauer Elefant auf, der mit herzerreißenden Tönen um Opfermünzen bettelte, mich aber durch seine Zudringlichkeit fast in den Tempelteich drängte; nächst Benares gilt der Tempelteich von Kondscheweram für die gesuchteste von den sieben heiligen Badesstätten Indiens, da ein Bad darin jeden Herzenswunsch des Menschen in Erfüllung gehen läßt: Entsündigung, Macht, Zufriedenheit und Gesundheit, Reichtum, Gelehrsamkeit und alle sonstigen Glückstore stehen dem gläubigen Badenden offen, vorausgesetzt, daß er es an den entsprechenden Opfergaben nicht fehlen läßt. Jedenfalls ist es kein Wunder, daß bei solchen Gaben zu Festzeiten gleichzeitig bis zu dreimalhunderttausend Wallfahrer in diesem Teiche baden, wodurch das Wasser dann mehrere Zoll hoch steigt, was den mit schwachen physikalischen Kenntnissen ausgerüsteten Hindus natürlich nur ein Beweis mehr für die wunderbaren Eigenschaften dieses gottgeweihten Ortes wird.

Die Hindus sind das einzige Kulturvolk, das bei der uralten Vielgötterei verblieben ist, während Christen wie Judentum, Buddhismus und Islam diese Religionen zum Monotheismus zu veredeln suchten; aber wenn auch den Indiern bereits tausend Jahre vor dem Entstehen des Christentums die Vorstellung von einer Menschwerdung der Gottheit nicht unbekannt war, muß doch die vielfach behauptete wesentliche Ähnlichkeit des Christentums sowohl mit dem Buddhismus wie mit dem

Brahminentum bestritten werden, wobei natürlich unter Brahminentum nicht der gögendienerische Kultus und Aberglauben des modernen Hindutumes zu verstehen ist. Unter Brahminentum verstehe ich jene reine Lehre der arischen Eroberer Indiens, die den Teufels- und Schlangendienst der ersten Urbewohner Indiens verdrängte und die Grundlage jener alten Hierarchie von beispielloser Gewalt wurde, die sich zwar vor dem unwiderstehlichen Siegeszug des Indien reformierenden Buddhismus kurze Zeit beugte, ihn aber schließlich mit Hilfe der listigen Ausstreuung, der Reformator Buddha sei gar nichts anderes als eine Menschwerdung der brahminischen Gottheit Wischnu gewesen, überwand und überdauerte. Manche äußerliche Dinge der indischen Kulte, wie Rosenkranz und geweihtes Wasser, Weihrauch und Glockengeläut, mögen in die christlich-katholischen Religionsformen übergegangen sein, aber niemand kann die wichtigen Unterschiede der Lehren übersehen. Die brahminische Religion verlangt nicht, gleich der christlichen, den Glauben, daß sie selbst oder ihre heiligen Bücher, die Wedas und Puranas, von Gott eingegeben seien; ebensowenig kennt sie einen Religionsstifter oder ein kirchliches Oberhaupt, ja, sie verlangt nicht einmal gemeinschaftliche gottesdienstliche Andachtsübungen und Gesänge, sondern überläßt es einem jeden, sich mit seinem Gotte privatim auseinanderzusetzen. Auch der Unterschied zwischen dem energielosen, fatalistischen Pessimismus, der das Wesen des aus dem Brahminentum hervorgegangenen Buddhismus ausmacht, und dem rüstigen Wirkens- und Kampfesmut des Christentums fällt sofort in die Augen, obgleich das ethische Grundgebot des Buddhismus: stets Gutes zu denken, Gutes zu sprechen und Gutes zu tun den christlichen Lehrsätzen natürlich nicht widerspricht.

In Kondschereram glückte es mir, einer der wichtigsten, feierlichsten und geheimnisvollsten Kultushandlungen beizuwohnen, die der Schiwadienst kennt, und noch dazu an einer für Europäer im allgemeinen nicht zugänglichen Opferstätte dicht neben dem Tempelteich unter dem Schatten eines heiligen Bobaumes. Daß es sich hier um Schiwaverehrung handelt, zeigt das gewaltige Lingamidol, die abgerundete Steinsäule als Symbol der Schöpfernatur des Gottes Schiwa, der dadurch in seiner erhabensten Form als Mahadeva, d. h. als zwar zunächst zerstörende, aber zugleich mit der Gabe des Wiedererschaffens ausgestattete Gottheit verehrt

wird; als Zeichen dieser gleichzeitig männlichen und weiblichen, aktiven und passiven Schaffenskraft ist das Lingam gewöhnlich, selbst bei den winzigen silbernen Lingams für den Hauskapellengebrauch, inmitten eines anderen Idols, der Yoni, angebracht, das als Symbol eben dieser gleichzeitig weiblich-produktiven Schaffensfähigkeit Mahadevas aufzufassen ist (Tafel 39); aber nicht oft genug kann man sich darin erinnern, daß die Schöpfungen der bildenden Kunst der Inder in bezug auf religiöse Dinge nur Symbole und Gleichnisse und nicht etwa die materiellen Erscheinungen selbst auszudrücken versuchen. Die Phantasie der Hindus ist lebhaft genug, selbst aus ganz zufälligen Naturspielen ein Lingamabbild herauszufinden; so wird z. B. jeder Donnerkeil oder sonstiger, etwa durch Wassergewalt konisch abgeschliffener Stein von den Hindus als Lingam verehrt. Die große Masse hat freilich die eigentliche Bedeutung des Lingam vergessen, und für diese ist es tatsächlich zum toten Götzen geworden.

Das Bild (Tafel 38) stellt den Augenblick dar, wo der Brahmane dem Lingam durch andächtiges Begießen desselben mit Ghi, d. h. geklärter Butter, opfert, die bei allen Kultushandlungen der Hindus als ein von der heilig geachteten Kuh stammendes Produkt eine wesentliche Rolle spielt. In dem dargestellten Falle war demnach das Opfer nicht eine der alltäglichen Huldigungen, die das Lingam durch Übergießen mit heiligem Gangeswasser und durch Bekränzen mit Blumen und Reiskörnern erfährt, sondern es sollte dadurch den Wünschen und Hoffnungen der Angehörigen der beiden kleinen Mädchen Ausdruck gegeben werden, die sich auf deren kürzlich stattgefundene Vermählung bezogen; diese Wünsche gipfeln darin, daß der Ehebund dereinst in erster Linie mit männlicher Nachkommenschaft gesegnet werde, ein Wunsch, der seine Erklärung in dem zum Gesetz gewordenen Brauch findet, daß nur ein männlicher Nachkomme die Trauerfeierlichkeiten für abgeschiedene Verwandte leiten und den Scheiterhaufen, worauf deren Leichen verbrannt werden, in Brand setzen darf.

Vor, während und nach diesem feierlichen Schmücken und Begießen des Lingam und Yonidolens muß der opfernde Brahmane halblaut Stellen aus den heiligen Schriften hersprechen, die sich auf ein glückliches Eheleben beziehen, wobei er, solange er nicht mit der Opferhandlung be-

schäftigt ist, mit in genau vorgeschriebener Weise untergeschlagenen Beinen, deren Fußflächen nach oben zeigen, niedersitzen und während der Rezitationen mit seinen Fingerspitzen die mehrerwähnten Idole nachbilden muß.

Selbst der Löffel und das Gefäß (Tafel 39), womit die Opferflüssigkeit über das Lingam gegossen wird, erinnern an religiöse Vorstellungen; der Stiel des ersteren stellt den auf Schlangen ruhenden Gott Wischnu dar, während die Einlage von Kupferstreifen in das Bronzegefäß die Vereinigung der Dschamna mit dem heiligen Ganges, also eine symbolisierte Vermählung bedeutet, die dem Kenner zugleich sagt, daß das Gefäß in Allahabad für seine Bestimmung geweiht wurde.

Bei einer solchen Kindervermählung handelt es sich zunächst nur um eine vorläufige Trauung, um eine allerdings unlösbare Verlobung der jungen Leute, die sich nach Beschluß der beiderseitigen Eltern und deren Berater zu heiraten haben, sobald sie erwachsen sind; über diese wichtigste Angelegenheit der indischen Kultur denke ich im sechzehnten Kapitel nähere Mitteilungen zu machen.

Im Lebenslauf jedes Hindus, und vor allem natürlich bei den Kultushandlungen der Brahmanen, ist jede Kleinigkeit durch uralte Vorschriften aufs genaueste geregelt, und ein Verstoß gegen dies Zeremoniell ist undenkbar; selbst wenn Angehörige der Brahmanenkaste heutzutage nicht mehr dem Priesterberufe obliegen, sondern bürgerlichen Gewerben nachgehen, wie z. B. unter den Kaufleuten und Beamten Brahmanen zahlreich vertreten sind, gelten für diese die strengen Sanktionen ihres Kastensystems, deren genaue Befolgung den Vorzug sichert, die weiße Schnur um Schulter und Hüfte tragen zu dürfen, die allein den Brahmanen zukommt; dieses Abzeichen verleiht ihnen überall eine Ausnahmestellung, selbst im Gefängnisse, wo die Speisen für gefangene Brahmanen in einer besonderen Küche von Brahmanen zubereitet werden und wo selbst die einem Brahmanen etwa verordneten Prügel nur von Kastengenossen verabreicht werden dürfen. Die indische Regierung mußte sich nämlich vor etwa 20 Jahren zur Wiedereinführung der Prügelstrafe entschließen, weil deren Abschaffung von Faulpelzen ausgebeutet worden war, um sich durch Verübung von Freveltaten auf Staatskosten beherbergen und füttern zu lassen.

Die Brahmanenkaste zerfällt gleich jeder der anderen drei Hauptkassen in zahlreiche, ebenfalls streng voneinander geschiedene Dschatis, d. h. Gilden oder Sekten, die sich durch mehr oder weniger buchstäbliche Erfüllung der Kastengesetze unterscheiden. So wird z. B. von den vorgeschriebenen drei täglichen Religionsübungen nur die am frühesten Morgen tatsächlich von allen Brahmanen erfüllt, dagegen verzichten alle weniger streng Gesinnten am Abend und zu Mittag auf diese vier Stunden Zeit raubenden, höchst umständlichen Andachtsverrichtungen.

Ohne bis in die letzten Tiefen dieses großartigen, geheimnisvollen Zeremoniengebietes eindringen zu wollen, möchte ich wenigstens in aller Kürze einiges von den Kultushandlungen erzählen, die in frühester Morgendämmerung beginnen, aber in dem Augenblick beendet sein müssen, wo das junge Tagesgestirn am Horizonte emporsteigt. Viele Indienbesucher können hierüber von in Indien lebenden Europäern keine genauere Auskunft erlangen, da diese häufig angesichts ihrer völligen Unwissenheit diesbezügliche Fragen mit der Bemerkung abfertigen: „Ach, das ist ja alles Humbug und verdrehtes Zeug und nicht wert, daß man sich damit beschäftigt!“

Schon die körperliche Reinigung, womit die Zeremonie auf den Stufen des Tempelsteines eingeleitet wird, und die darauf folgende Abtrocknung mit Asche von verbranntem Dünger heiliger Rinder muß mit feierlicher Ruhe vollzogen werden, wobei, wie stets für den Hindu, die Materie ganz gleichgültig und nur die damit verbundene religiöse Idee von Belang ist; das unsauberste Wasser ist für die Hindus rein, sobald es durch die Erinnerung an seinen Ursprung reine religiöse Vorstellungen erweckt! Auf diese körperliche Reinigung folgt die andächtige und nur Brahmanen Händen erlaubte Bemalung der Stirn und anderer Körperteile mit den Tilaks, Pundras und Namas, den von mir bereits im fünften Kapitel ausführlich beschriebenen Abzeichen der betreffenden Gottheiten. Hierauf wird der Schädelspiegel glatt rasiert, wobei von den Schiwaiten jedoch in der Mitte ein langer Haarschopf ausgespart wird, der später zu einem dicken Knoten aufgetürmt wird, demjenigen ähnlich, den der Gott Schiwa auf bildlichen Darstellungen zu tragen pflegt, und der die Idee ausdrücken soll, daß der Brahmane nach seinem Ableben an diesem Haarbüschel vom Gotte Schiwa in dessen Bereich emporgezogen wird, ohne

gleich den Hindus minderer Kasten nochmals irgendein Erdendasein durchmachen zu müssen.

So vorbereitet, beginnt der Brahmane seine eigentlichen Andachtsübungen, die auf Nichthindus, denen die Gründe und Beziehungen dieser symbolischen Handlungen unbekannt sind, befremdend, manchmal sogar drollig wirken.

Zunächst wird das heilige Badewasser mit der hohlen Hand geschöpft, zum Munde geführt und, falls z. B. der Badende ein Wischnuverehrer ist, in 24 winzigen Portionen gurgelnd ausgeschlürft, wobei jedesmal einer der Namen der 24 Inkarnationen ausgerufen wird, in denen dieser Gott auf Erden körperlich erschienen sein soll. Diese zahlreichen, ganz verschieden gestalteten Verkörperungen ein und derselben Gottheit trifft die Schuld, wenn dem flüchtigen Beschauer die indische Mythologie viel verworrener und schwerverständlicher vorkommt, als sie in Wirklichkeit ist, und wodurch manchem die Lust benommen wird, sich überhaupt in dies scheinbare Labyrinth zu begeben. Vor Beginn dieses rituellen Tropfenschluckens wird, aber ebenfalls stets mit gemessener Andacht, der Hals durch Gurgeln mit Wasser gesäubert und ebenso ruhig und sorgfältig die Reinigung des Näschens mittels Durchblasens von Luft durch die Luftwege der Nase vorgenommen, wobei die Nasenflügel gravitatisch mit Daumen und Zeigefinger abwechselnd zusammengedrückt werden; hierauf schöpft der Brahmane eine vorgeschriebene Anzahl von Malen tief Atem, den er so lange wie möglich in der Lunge zurückzuhalten sucht. Bei dieser vorbereitenden körperlichen Reinigung muß aber beständig die beschauliche Sitzweise des Religionslehrers mit untergeschlagenen Beinen beibehalten werden, und erst wenn alle diese Vorbereitungen erledigt sind, darf das geheimnisvolle, vieldeutige Wörtlein *Nom!* über die Lippen des Brahmanen treten, das nicht nur jede der Hauptgottheiten der dreigeteilten Einheit Trimurti, nämlich Brahma, Schiva und Wischnu, sondern auch das große, unbekante, ewige, den gesamten Makrokosmos ausdrückende Wort „Es“ andeuten soll. Dieser gewichtigen Anrufung folgt die ebenso feierliche von Erde, Luft und Himmel.

Unter tiefen Verneigungen gegen Osten beginnt dann die Haupthandlung (Tafel 39), die Begrüßung der Morgenröte, die mit den andachtsvollen Worten beginnt: „Ich verehere diesen Abglanz des alleinigen

Schöpfers, der in mir fromme Betrachtungen entzündet!“ Selbst der Inhalt dieser eben genannten Redewendung, dieser Begriff der Gottesverehrung im Bilde der aufgehenden Sonne verkörpert sich für den Hindu zu einer eigenen Gottheit; diese Gajatri genannte Göttin wird unter der Gestalt eines schönen jungen Mädchens verehrt, das mit dem fortschreitenden Tage zur Greisin altert, wobei sich ihre helle Hautfarbe ständig dunkler schwärzt, und auch dieser Göttin widmet der Brahmane besondere „Sandhya“, Gebete oder Lobgesänge, indem er in seiner Rezitation folgendermaßen fortfährt: „Ich will jetzt die Sandhya vollziehen und die Göttin Gajatri anbeten! Ich will mich dadurch dem höchsten Wesen, dem Brahma, dem Inbegriff alles Seins, angenehm machen, um Befreiung von meinen Sünden zu erlangen.“

Es würde ein eigenes Buch geben, den weiteren Verlauf der religiösen Reinigung der Brahmanen sowie dessen schließliche Selbsttaufe mit bestimmten Güssen über Kopf, Brust, Rücken und Schulter aus einer „Lota“ (Tafel 39) genannten Bronze-, Kupfer- oder Silberschale und andere mit dem Morgengottesdienst verbundene religiöse Handlungen durchzugehen; die sonderbarste, fast unglaublich klingende Maßregel dieser Art ist jedoch die Reinigungsförmlichkeit, die nötig wird, wenn ein streng denkender Brahmane das Unglück gehabt hat, von einem Kastenlosen oder, was ebenso schlimm, wenn nicht schlimmer ist, von einem Europäer berührt zu werden. Wäscht sich selbst der mildestdenkende Brahmane sorglich die Hand, die wir ihm etwa beim Abschied in herzlicher Freundschaft gedrückt haben, so muß ein strenggläubiger Brahmane in seinem inbrünstigen Verlangen nach gründlicherer Reinigung eine ganz besonders wirksame Pille verfertigen und hinunterschlucken, für die ebenfalls nur Produkte der heiligen Kuh in Betracht kommen: rohe und geklärte Butter, weicher, weißer Kuhkäse und gedörrter, zerpulverter Kuhdünger nebst Asche von verbranntem Kuhdünger zum schließlichen Bestäuben der zierlich gedrehten Reinigungspille; diese Materialien trägt ein solcher Reinigungsfanatiker jederzeit in einer fünfteiligen, aus Bronze gearbeiteten Dose in den Falten seines Lendenschurzes bei sich. Auch mein bereits genannter Gastfreund Wiswanatha Aiyar, einer der aufgeklärtesten Brahmanen, die ich kenne, empfing mich niemals vor seinem Bade oder vor Beendigung seiner in streng ritueller Form eingenommenen ersten Mahl-

zeit und machte gar kein Hehl daraus, daß er, dem Kastenzwang folgend, nach meinem Abschied aus seinem Heim mit sich und seinem Hause allerlei religiöse Reinigungsprozeduren vornehmen müsse.

Die Entwertung von Nahrungsmitteln durch die Nähe von kastenlosen Parias oder Europäern geht erstaunlich weit; die ganze Mahlzeit eines Brahmanen wird ungenießbar und muß fortgeworfen werden, wenn auch nur der Schatten eines Europäers darüber hinglitt. Am weitesten gehen in dieser Hinsicht wohl die Mitglieder der besonders strengdenkenden Bikkhusekte, die z. B. die ganze Reisladung eines Karawanenzuges als verunreinigt betrachten und den Parias schenken, wenn ein Kastenloser auch nur einen einzigen der auf die Kamelrücken aufgepackten Reisäcke von außen angetastet hat! Kochgeschirre, Löffel, Gabeln oder gar Trinkgefäße zu allgemeinem Gebrauch, wie z. B. die bei uns üblichen Bierseidel, wären für den Hindu demnach ganz undenkbar; nicht der Gedanke an Unsauberkeit oder Ansteckung ist dabei maßgebend, sondern die Ungewißheit, ob sie nicht bereits von einem Menschen niederer Kaste oder gar von einem Europäer gebraucht worden sind. Selbst der bepackteste Kuli schleppt deshalb auch stets neben seiner Bürde noch seine zum Kochen, Speisen und zu den religiösen Begießungen erforderlichen schweren Bronzegefäße mit sich herum.

In der Wohnung des genannten Brahmanen durfte ich nicht zwanglos in alle Räume gehen, sondern mich nur in einer Halle im ersten Stockwerk aufhalten; sie stieß an einen gedeckten Gang, der rings um den offenen Hof des Gebäudes herumführte. Eine tamulische Dienerin, die mit ihrem allerliebsten kleinen Baby auf der Erde kauerte und auf einer der üblichen, aus zwei runden Mühlsteinen hergestellten tragbaren Handmühlen Weizen zerkleinerte, wollte natürlich, ebenso wie ein Töchterchen des Brahmanen und ein paar andere weibliche Wesen, bei meinem Erscheinen Reißaus nehmen, und sie waren nur schwer zu überreden, ihre Plätze beizubehalten.

Der Zweck meines Besuches in dem Brahmanenhouse war etwas delikater Natur. Während der Brahmane mich in den Anlagen des Schwitampels herumführte, hatte ich hier und da Gruppen von Tempelmädchen, von Dewa Dasis, erblickt, die mir zwar neugierig nachschauten, aber stets die Flucht ergriffen, sobald ich mich ihnen zu nähern versuchte. Mein Brahmane versicherte mir, daß sie sehr in der Hochschätzung des Volkes

sinken würden, wenn sie der von mir erbetenen Gefälligkeit entsprächen und sich von mir abkonterfeien ließen. Dreist und dickfellig, wie man es — ich weiß nicht, ob ich sagen soll „leider“ — durch Weltreisen wird, schlug ich dem gern zu jeder Hilfsleistung bereiten Brahmanen den höchst sinnreichen Ausweg vor, die gottgeweihten Tänzerinnen im geheimen in seine Privatwohnung kommen zu lassen, wo sie mir gegen annehmbares Honorar nicht nur einen ihrer heiligen Reigen zum besten geben, sondern auch ungestört zu einem Bilde sitzen konnten. Unbedachtsamerweise fügte ich scherzend hinzu, er möge aber so gut sein, die Besten und Schönsten zu bestellen, die in dem Ballettkorps des Tempels aufzutreiben seien.

Hätte ich diesen begreiflichen Wunsch lieber nicht geäußert! Hätte ich wenigstens versucht, bei der Ausmusterung selbst zugegen zu sein! Wohl mit der Absicht, mir die taktfestesten und bewährtesten Vortänzerinnen zuzuführen, und entsprechend der bei Asiaten ziemlich verbreiteten Anschauung, daß zu weiblicher Schönheit rundliche Körperfülle gehört, erschienen nach langem Warten ein paar Tamulinnen, die bereits seit einiger Zeit „aus dem Schneider“ zu sein schienen und denen eine nachhaltige Kur in Marienbad gewiß recht zuträglich gewesen wäre. Mein Gastfreund, der etwas bestürzt über meine nicht verhehlte Enttäuschung schien, wies auf die kostbaren Fuß- und Handgelenkspangen und die reizend ziselierte Goldplatte hin, die das Haupt der auf dem Bilde (Tafel 36) links Tanzenden bedeckte, und auch aus der Würde, mit der die stattlichen Damen ihre Tanzschritte ausführten, konnte ich merken, daß ich es mit ein paar hochangesehenen Altmeisterinnen der Tempeltanzkunst zu tun hatte.

Diese feierlich-schwungvollen Tanzvorführungen, mehr aber wohl noch mein Hantieren mit der photographischen Kamera, lockte nach und nach sämtliche Insassen des Brahmanenhauses herbei, und auch hinter dem Gitter eines Fensters in dem Frauengemach blühte ab und zu das Feuer dunkler Augen hervor. Ich erriet, daß dort noch eine bedeutendere Person als die bereits anwesenden Töchter und Hausdienerinnen regen Anteil an den sich vor dem Fenster abspielenden unerhörten Vorgängen zu nehmen geruhete. Kurz entschlossen, bat ich auch um die Ehre, die hinter dem Gitter vermutete gnädige Frau Brahmanengemahlin auf meine Platte bannen zu dürfen, erhielt aber von dem Brahmanen die betrübende Antwort: „Meine Frau ist kürzlich gestorben!“ Hierbei warf ich wohl unwill-

fürlich einen ziemlich vielsagenden fragenden Blick nach dem vergitterten Fenster, denn der Brahmane rückte alsbald, wenn auch etwas verlegen, mit dem Geständnis heraus, daß ihm zur Zeit die Schwester seiner Frau die Wirtschaft führe, die er, sobald die Trauerzeit um sei, wahrscheinlich ebenfalls heiraten würde, da kein Hindumann unbeweibt bleiben solle; die Afszetensekten, die den Freuden der Ehe entsagen, bilden die einzige Ausnahme von dieser Regel.

Ich ersuchte den Brahmanen, der noch immer in dem Frauengemach versteckten Gemahlin in spe meine ergebensten Empfehlungen mit der Bitte zu übermitteln, mir zu einem Porträt zu sitzen, errang aber erst nach einem wahren Hagel von ablehnenden Körben die Erlaubnis, die braune Dame, jedoch nur inmitten der ganzen Familie, abbilden zu dürfen; vielleicht glaubte sie, daß eine drohende Gefahr in Gesellschaft leichter überstanden werden kann als allein. Da die beiden Töchter des Brahmanen gerade bei einem Brettspiel mit Bohnen als Zahlmittel beschäftigt waren, ergab sich die Gruppierung ganz von selbst (Tafel 39).

Der Brahmane hatte für die Aufnahme einen blendendweißen Musselinschurz angelegt und schickte sich an, seine Schwägerin aus ihrem Gemach zu mir herauszuführen. Ich war darauf gefaßt, daß das derzeitige Fräulein Bizefrau so sanft und ruhig auf der Bildfläche erscheinen würde, wie dies eine nordindische Hindufräulein sicherlich getan hätte. Wie betroffen war ich deshalb, als durch die Thür, die der Brahmane kaum geöffnet hatte, eine nur mittelgroße, aber wahrhaft kraftstrotzende junge Tamulin wie aus einer Pistole geschossen auf mich losgerannt kam, dicht vor mir halt machte und mich mit beinahe wilden Blicken fest ansah. So stand sie da, wie aus Bronze gegossen, und ich fürchte, daß ich im ersten Augenblick vor lauter Verblüfftheit den Mund unziemlich weit aufgesperret habe. Ich war tatsächlich von dieser Temperamentsprobe so überrascht, daß ich kaum auf die Einzelheiten der ungewöhnlichen Erscheinung zu achten vermochte, auf ihr dunkelrotes, reich mit Gold besticktes Jäckchen und ihr kurzärmeliges Gewand unter einem seidnen Tuch in hellerer roter Tönung; auch ihre Schmuckverzierungen, besonders die der Füße und Zehen, waren von hervorragender Schönheit.

Fast trozig, aber ohne viel Umstände, nahm die Dame den Platz ein, den ich ihr vorschlug, zuckte bei der Aufnahme mit keiner Wimper, sprang

aber, sobald mein „Fertig“ erklang, empor und eilte, ohne sich aufzuhalten oder noch einmal nach mir umzusehen, wie ein scheues Reh wieder in ihre Stube. Ob der Widerstreit zwischen grundsätzlicher Abneigung gegen jeden Europäer und Nachgiebigkeit gegen die Wünsche des Brahmanen, zwischen abergläubischer Scheu vor dem Photographiertwerden und der Neugier, auch einmal zu erfahren, wie dies Vergnügen schmecke, oder ob gar Mitleid mit meinem inständigen Gebettle ihr halb sprödes, halb freundliches Benehmen veranlaßt hat, vermag ich nicht zu enträtseln.

Neuntes Kapitel

In der Neisamstadt

In wenig anderen Großstädten des britischen Indiens trifft man so außerordentlich selten einen anderen Europäer und hat man so sehr das Gefühl, auf kritischem Boden zu wandeln, wie in der Hauptstadt des Neisams oder, in englischer Schreibweise, des Nizams von Heidrabad. Keinem Kenner indischer Zustände ist es unbekannt, wie tief gerade in dem großen, an Gold, Edelsteinen und Kohlen reichen Staate Heidrabad der Haß gegen die englische Fremdherrschaft bei Fürst und Volk unter scheinbarer Loyalität immer noch fortglimmt, ein Haß, der wiederholt ganz unverhüllt zutage getreten ist.

Die ganze Gegend um Heidrabad, zu deutsch „Löwenstadt“, ist der Schauplatz wichtiger Begebenheiten und heroischer Sagen: von der Höhe grüßt uns eine Felsenfestung, die altberühmte Diamantenstadt Golkonda mit ihren prunkvollen Königgräbern, im Hintergrunde breitet sich das waffenstarrende Heerlager bei Sikandrabad aus, wohl das größte, das die Engländer in Indien haben, und nicht weit davon befinden sich die Trümmer eines Räubernestes des berühmten Mahrattenhelden Morari Rao, dessen grillenhaften Vorliebe für das Schachspiel denjenigen unter seinen Gefangenen, die ihn darin matt zu setzen vermochten, das Leben rettete, während verlierende Spieler von den Wällen des Schlosses gestürzt wurden. Fürwahr, mehr auf die Spitze kann Spielleidenschaft wohl nicht getrieben werden!

Von den 450 000 Einwohnern der Stadt Heidrabad ist die übergroße Mehrheit aller Vornehmen mohammedanisch, wie der „Neisam“ selbst; dieser Titel, der zu deutsch etwa selbständiger Vizekönig bedeutet, wurde dem Urenkel eines Kadi aus Buchara vom Großmogul verliehen, dessen Sohn dem Islam den Dienst erwiesen hatte, die Mahratten, die gefährlichsten Feinde der Mohammedaner in Indien, aufs Haupt zu schlagen. Der volle Name des Fürsten ist aber noch klangvoller, denn er lautet: Asaf Ja Muzaffur Mumulik, Neisam-ul-Mulk, Neisam-ud-daulah, Nahwab Mio Nahbub Ali Kahn Bahadur Feteh Jung. Mehr als zehn Millionen Bewohner zählt das Reich dieses Fürsten und stellt damit den bedeutendsten unter den indischen Vasallenstaaten Englands dar.

Wir treffen es günstig, nämlich gerade die für den Islam festlichste Zeit des Jahres; das neuntägige Fasten des Moharrem wird heute durch ein großes Fest beendet, das Erinnerungsfest an den Tod Hassans und Husseins, der beiden Söhne Alis, des Schwiegersohnes des Propheten, die im Kampfe gegen die sunnitischen Mohammedaner unter Sultan Yazid im Jahre 680 in der Schlacht von Kerbela fielen. Heute ist der wichtige Tag, wo die prunkvolle große Lunganprozession stattfindet, in der die Fahne des Propheten durch die Straßen der Stadt geführt wird, um das fanatische Volk bis zum rasenden Toben zu entzücken. Bangen Herzens schleichen die brahminischen Hindus umher — wehe ihnen, wenn sie heute ihren aufgeregten muselmännischen Mitbürgern begegnen!

Wir verlassen unser Gasthaus, das, ebenso wie die mit einem Festungswall umgebene Residenz des englischen Gesandten und die Wohnungen der anderen Europäer in Heidrabad, in der Vorstadt Eschadar Ghat liegt, vier Kilometer abseits der Stadt. In der Nähe befinden sich einige Papier- und Baumwollfabriken, und das Bearbeiten und Auskämmen der Baumwollflocken ist eine Aufgabe, der sich die Mohammedaner mit Vorliebe zuwenden, während sie als Händler Parfümerien, Schmuckwaren und besonders Juwelen bevorzugen; hier im Staate Heidrabad war ja einst der Haupthandelsplatz für die Diamanten Indiens, die im nahen Golkonda kunstvoll geschliffen wurden, als diese Naturschätze in Indien noch nicht so vergriffen waren wie heutzutage.

Überall wird wegen des hohen Festes gefeiert, und deshalb herrscht

heute Sabbatstille in den Fabriken wie auf den Feldern, sei es aus Frömmigkeit, sei es aus Furcht.

Wir überschreiten den Musi auf granitner vielbogiger Brücke, die seit 1830 diesen in der Regenzeit viel wasserreicheren Zufluß des Kistna überspannt. Unten am seichten Ufer kommen und gehen die Elefanten aus dem Marstall des Neisams, um mit Sand und Asche, mit Hilfe riesiger Besen und halbirter Kokosnüsse gründlich abgeseuert zu werden, ehe ihre zarte Haut zum Feste geschminkt wird (Tafel 40). Die Standplätze dieser Elefanten in den Höfen des Neisampalastes bieten namentlich durch das drollige Benehmen der jungen Elefantenkälber und ihrer besorgten Mütter unerschöpflichen Stoff zur Ergökung; dabei hat man oft, gerade wie beim Spielen junger Hunde, das Gefühl, als hätten die Tiere eine Ahnung davon, wie wohlthätig sie auf das menschliche Lachbedürfnis wirken.

Mit leuchtendem Rot und Gelb werden nach vollbrachtem Bade Stirn, Rüssel und Ohren der Dickhäuter in allerlei Mustern verziert, wodurch zugleich die Stirnzeichen verspottet werden sollen, mit denen die brahminischen Hindus sich und ihre Tempelelefanten bemalen, denn geärgert müssen die andersgläubigen Mitbürger werden, wo immer es angeht. Natürlich rächen sich diese dafür an anderen Orten, wo die Moslems in der Minderzahl sind, durch heimliches Anbinden von Schweinen in den Vorhöfen der Moscheen oder ähnliche sinnige Aufmerksamkeiten.

Nach der Bemalung werden die Elefanten aufgezäumt. Auf den Kopf kommt eine riesige Kappe, scharlachrot mit goldner Vorte, auf den Rücken eine ebensolche Decke mit reicher Goldstickerei; Duzende von Händen sind behilflich, auf diesen Rücken dann die ungeheueren, aus Silber und Gold getriebenen Haudahsfessel zu schnallen. Über den Haudahs wölben sich scharlachfarbene, goldstrohende Baldachine, die das Haupt des Neisams und anderer Nawabs des Dekhans oder der Würdenträger des Reiches während des Umzuges vor der sengenden Tropensonne schützen sollen. Schließlich werden goldene Ringe mit einem zierlichen pyramidenförmigen Auspus glänzender Steine um die Stoßzähne der Tiere geschoben und die Zähne selbst nötigenfalls durch Ansätze künstlich verlängert, auch werden klirrende Silberketten um Hals und Füße geschirrt; dann lassen sich die Mahauts von ihren Elefanten mit dem Rüssel auf den Rücken des Tieres heben, stemmen die Füße zur Lenkung des Elefanten hinter dessen

Ohren und erwarten ihre Herren. Am stolzesten und kostbarsten ist der Elefant angeschirrt, der die Fahne des Neisams und zugleich die schwergoldene, „Lungar“ genannte Halskette trägt, die von der Mutter eines Prinzen gestiftet wurde, als dieser von einem bei einem solchen Fest durchgehenden Elefanten mit dem Rüssel erfaßt, aber wohlbehalten in einem Dickicht niedergelegt wurde.

Inzwischen sind wir vor der niedergelassenen Fallbrücke des Stadtttores angelangt. Wie kindlich erscheinen heutzutage diese mittelalterlichen Verteidigungsmittel, die rosafarbigem Lehmmauern mit Schießscharten, diese veralteten, von Elefanten gezogenen Geschütze des Neisams, dem die Engländer keine modernen Feuerwaffen erlauben.

Wir weisen unsere Erlaubniskarte zum Besuche der Stadt dem Torwächter vor, starren ihm aber verblüfft ins Gesicht, denn unser Auge fällt nicht auf die regelmäßigen Züge eines Hindu, sondern ein unverkennbarer Afrikaner fletscht uns seine schneeweißen Zähne entgegen; er gehört zu der arabischen Siddihleibwache des Neisams, deren uralte Feuersteinflinten vortrefflich zu ihrem mittelalterlich-wilden, räubermäßigen Aussehen stimmen (Tafel 40).

Nun betreten wir die Stadt, jedoch nicht etwa zu Fuß, das würde sich für einen Vertreter des herrschenden weißen Volkes nicht ziemen. Nur in stolzer Karosse, auf dem Rücken eines edlen Pferdes oder Elefanten oder in einer Sänfte darf sich der Europäer den gaffenden Hindus zeigen; wir besuchen die Stadt aber ganz auf unsere eigene Gefahr, denn kein einziger Europäer wohnt innerhalb der Stadtmauern, und nach einem Konsul würde man sich natürlich ebenfalls vergeblich umschauen. Werden uns von der fanatischen Menge die Knochen im Leibe zerbrochen, so zahlt uns niemand einen Pfennig Schmerzensgeld dafür!

Von fernher dringt das Brausen des Volkslärms aus der inneren Stadt. Indische Fuhrwerke aller Art, verhangene Ochsenwagen zur Beförderung von Frauen und ganz moderne Wägelchen englischer Herkunft rollen durch das Stadttor; auch eine Sänfte, ein Palankin oder Palki, begegnet uns. An dem großen weißen Namazeichen auf der Stirn des Mannes, der darin kauert, erkennen wir einen brahminischen vornehmen Hindu, der sich wohl geschwind aus der Stadt tragen läßt, weil er es vorzieht, sich draußen im Freien, etwa an den Ufern des nahen Hussein-

Sagar-Zeiches, seinen Curryreis aufzischen zu lassen, statt im Innern seiner verriegelten Stadtwohnung, vor deren Thür bereits die brüllende Menge unter wütendem Anruf Hassans, Hussains und Mustapha Reimans in wüstem Takte die Brust zerschlägt.

Doch nun hinein in das Festgewühl des Basars! Den Mittelpunkt der Stadt bildet der Palast Tschar Kaman mit vier Minaretttürmen und vier Torbogen, unter denen sich die beiden Hauptstraßen der Stadt kreuzen; eine große Moschee, die nach dem Vorbild der Kaaba zu Mekka gebaute Dschumamoschee, steht in der Nähe. Wie ein Ameisenhaufen kribbelt das Volk auf den Straßen durcheinander, und dicht gedrängt stehen die bunten Massen auf den flachen Dächern der rosa, gelb oder lachsfarbig, also stets hell, getünchten Häuser; prächtige Teppiche hängen aus den Fenstern und von den Balkonen.

Schon naht der Zug, ein wahres Meereswogen greller Farben und ungeheurer Gestalten. Vorauf laufen, wie allerorten bei solchen Gelegenheiten, Pöbel und Straßenbuben; dann folgt der Polizeipräsident, der Kotwal, auf seinem Staatssefanten. Zunächst erscheint eine Schwadron eingeborener Reiter, einzeln oder zu zweien auf ihren Kamelen hockend (Tafel 40), schnige, martialische Hindus oder Kamelreiter aus Sansibar, und hinter diesen kommen die trefflich einexerzierten, aber mit veralteten Waffen ausgerüsteten Fußtruppen. Moderne Waffen in Indien einzuführen, ist nicht nur streng verboten, sondern bei dem von den Engländern in Indien benutzten Heer von Geheimpolizisten und bei der unablässigen Überwachung jedes Verdächtigen geradezu unmöglich. Somit blieb dem Reifam nichts anderes übrig, als seine Truppen wohl oder übel den Engländern zur Verfügung zu stellen, denn dort auf den Hügeln im Rücken der Stadt stehen die Batterien, die endlosen Zeltreihen des englischen Heerlagers bei Sikandrabad! Die Stadt Heidrabad ist zwar von englischen Soldaten entblößt, aber in demselben Augenblick, wo der Signalwimpel an dem hohen Mast im Burghof des englischen Residenten emporflattern oder der drahtlose Funkentelegraph hinaufmelden würde, daß der Reifam seine Vasallenstellung vergessen und den Versuch gemacht habe, in seinem Lande den Herrn zu spielen — in demselben Augenblicke wäre er selbst nebst seinem Palast und seiner Residenz mit ihrer halben Million Einwohner in Atome zerschmettert! Mit der größten Liebens-

würdigkeit wird der Neisam zumeilen eingeladen, sich auf dem Schießplatz von der Leistungsfähigkeit und Wirkung der englischen Granaten zu überzeugen, die in den Schanzen von Sikandrabad zu Tausenden lagern. Er begnügt sich weislich mit dem äußeren Schein von Macht, der sein öffentliches Auftreten, zumal an Festtagen wie dem heutigen, umgibt.

Dort thront er, der Neisam, schneeweiß gekleidet, Diamanten im Turban, in höchsteigener Person auf dem Balkon eines Palastes und nimmt die Heerschau, die siebenmal wiederholten Begrüßungsverbeugungen seiner Vasallen ab, umringt von seiner seltsamen arabischen Leibwache. Wie Söhne der Hölle gebärden sich diese Araber an dem heutigen Tage! Gräßlich, markdurchdringend schallt das schrille Quäken ihrer Querpfeifen, das wüste, wilde, unregelmäßige Stampfen und Trommeln auf ihren kupfernen Kesselpauken in das kreischende, fauchende Anrufen Alis und seiner Söhne aus den rauhen Kehlen opiumtoller Fanatiker. Mit den plumpen Kolben ihrer vorsintfluthlichen, zwei Meter langen Gewehre stoßen und hauen andere Wächter der Ordnung in die Massen des Volkes, um den unaufhaltsam vorwärtsschreitenden, einander folgenden plumpen Elefanten den Weg zu bahnen, von denen in den weiten Höfen des Neisams nicht weniger als dreihundert solcher Festtage zu harren pflegen. Auch Reiter in mittelalterlichen europäischen Uniformen, in Eisenharnischen, Schuppenpanzern und mit zweihändigen Schwertern, die auf Schimmeln mit rotgefärbten Mähnen, Schweifen und Beinen sitzen, sind in dem Zuge. Selbst die Scharfrichter mit ihren Richtschwertern und im erdfarbigen Gewande fehlen nicht.

Jetzt schwankt der Mittelpunkt all des Festjubels daher, die grünseidene Fahne des Propheten, hinter der die Modelle der Grabstätten der gefeierten Märtyrer getragen werden, die man nach Schluß des Festes in den Strom stürzt. Wo sich die Fahne zeigt, steigt das Toben zum Wahnsinn: da krachen die Schüsse aus den alten Steinschloßflinten, die von den Arabern unermüdlich aus schneckenförmigen Pulverhörnern aufs neue geladen werden, da sausen Raketen und Schwärmer in das blendende Tageslicht, deren Knattern, durch Kanonenschläge verstärkt, den lauten Gesang der Tänzerinnen übertönt, die in dichter Schar den Fahnen- elefanten umgaukeln und dabei Lanzen und Stäbe schwingen, an deren Spitzen Zitronen und Betelblätter gebunden sind.

Hierauf folgt ein unheimlich grotesker Zug von Maskenträgern, die Vögel, Ungeheuer und sonstige Tiere vorstellen, die den auf dem Schlachtfelde bei Kerbela gefallenen Helden als Wächter gedient haben sollen; die Hauptfigur spielt darunter ein als Tiger verkleideter Clown, der im Bunde mit anderen Tierkarikaturen den Festtaumel auf den Gipfel zu bringen versteht, so daß es unmöglich ist, einzelne Laute aus dem wild brandenden Meer von Tönen herauszuhören, dessen Grundakkorde die von all diesen Tausenden unaufhörlich hervorgestöhnten, geschrienen, geblökten oder erschöpft hingezischten Namen der gefeierten Märtyrer sind. Weherufe der Bequetschten und Zertrretenen oder mit Stentorstimme gebrüllte Befehle, denen die entfesselten Horden den Gehorsam versagen, blöde Fisteltöne wahnsinniger Fakire, dazu das Geklirr der Waffen, das Rasseln des Elefantenschmuckes, das Geklimper der Ringe um Beine und Arme, in Nasen und Ohren der Tänzerinnen, die laute, mistönende Musik — fürwahr, es ist ein Getöse, ganz dazu angetan, die durch reichlichen Opiumgenuß erhitzten Gemüther der Stadtbewohner zum Rasen zu bringen! Wie toll und blind rennen mit Flitterkram und Goldpapier gepuhte Männer durch die Gassen, in der einen Hand den krummen Säbel, in der anderen einen Knüttel, und schreien und gestikulieren und verfluchen alles, was anderen Glaubens ist als diese fanatischen Scharen.

Bis tief in die Nacht währt das blendende geräuschvolle Treiben, das die Armen ihr Elend und die Kranken ihre Schmerzen vergessen läßt, denn selbst aus den Hospitälern klingt beim Vorbeiziehen der Prozession der heisere Anruf Hassans und Hussein's; ja sogar aus dem winzigen Luftloch in einem vermauerten Turm, in dem ein kürzlich eingefangener Verschwörer gegen das Leben des Meisams lebendig begraben wurde, heult der wimmernde Ruf.

Ist der Jubel des Moharremfestes auf den Straßen der Stadt verstummt, dann haben die Sängerinnen im Innern der Häuser noch in später Nacht vollauf zu tun, der Festfreude zu dienen (Tafel 41). Dann müssen sie den mohammedanischen, im Harem auf Ruhebetten bequem hingestreckten Frauen, die das Haus nicht verlassen dürfen, unter Begleitung von Trommel und Fiedel die Legenden vortragen, die sich auf das heutige Fest, auf Ali und seine Söhne, auf die blutige Religionschlacht in der Ebene von Kerbela beziehen; dieselben Lippen, die sonst

jauchzend die Freude der Liebe und des Lebensgenusses preisen, stimmen heute mit ein in die preisende Anrufung Hassans und Hussains, der Helden des Festtages.

Am andern Morgen nimmt dann die Stadt wieder ihr alltägliches Gesicht an: der brahminische Hindu öffnet ruhig wieder seine Geschäftsräume, und die nackten langhaarigen, mit Kuhdüngerasche bestäubten Gestalten brahminischer Bettelmönche und Jogis (Tafel 41) wagen wieder ebenso dreist wie die moslemitischen Fakire von einem Bazarhändler zum andern zu pilgern, um stillschweigend die Bettlerschalen auszustrecken, in die von mildtätigen Händen bald Früchte, bald Reis oder sonstige Speisen gelegt werden.

Zehntes Kapitel

Spaziergänge durch Bombay

Schroffe Gegensätze sind das Wahrzeichen Indiens, und auch der einstige Brennpunkt des Landes, die Riesenstadt Bombay, birgt solcher Gegensätze genug. „Hie weiß — hie schwarz“ ist die Losung.

Das „Fort“, der Stadtteil der Weißen, der Europäer, zeigt bis auf die lustigere Anlage und die meist bis über die Fenster hinausragenden Schattenspender durchweg europäische Bauart und Sauberkeit; die Läden sind von weltstädtischer Ausdehnung und glänzender, höchst moderner Ausstattung, während im Häusermeer der Eingeborenen, der Black-City, sich das Leben und Treiben der Hindus in nie geänderten Formen des Altertums abspielt. Der Hindu bleibt bei den alten Gewohnheiten und ist Neuerungen abhold.

Es gilt nicht für sonderlich vornehm oder gentlemanlike, sich als Vertreter der weißen Klasse aus der Park- und Gartenstadt des englischen Bombay in die entlegenen Gassen der schwarzen Stadt zu verirren, und sie gar zu Fuß zu durchstreifen, wäre eine Schädigung des Ansehens der gestrengen „Sahibs“. Der Reisende aus Europa begnügt sich infolgedessen im allgemeinen mit einer hastigen Fahrt durch die bedeutenderen

Straßen, die den Nativebasar labyrinthisch durchschneiden, und mit ein paar eiligen Einkäufen — dann eilt er aus dem Qualm und erotischen Duft des bunten Getümmels wieder so schnell wie möglich zurück in die vornehme Ruhe des Watsonhotels zum gekühlten Sekt und zur L'hombrepartie. Die flüchtigen Blicke in das Bazargewühl berechtigen ja den Globetrotter, sein „Dagewesen“ auch hinter diese Nummer seines Reiseprogramms zu setzen.

Welch eine verwickelte Welt ist aber diese schwarze Stadt, ein Mikrokosmos, ein Studium! Wollen Sie sich auch hier meiner Führung ein wenig anvertrauen? Freilich habe ich eine üble Konkurrenz. Vor Ihrer Hoteltür drängen sich alsbald nach Ihrer Ankunft listig mit den Augen zwinkernde, sich Lokal-„Guides“ nennende Ortsführer an Sie heran; diese mischrassigen gelben Schufte, sogenannte Portugiesen, klimpern in der einen Hand gewöhnlich mit allerlei unkenntlichen, angeblich in Indien gefundenen römischen oder griechischen Goldmünzen, in der anderen haben sie eine Mappe voll ebenso unkontrollierbarer „Native Stamps“, längst verschollener Briefmarken einst unabhängiger indischer Radschahs. Nur zu gut wissen diese Gutedel, was einen Teil der Vergnügungsreisenden nach Indien lockt: Wunsch nach Abwechslung, nach Sensation, nach etwas ganz Apartem, besonders in bezug auf Damenbekanntschaften; unverblümt greifen diese Kerle deshalb der Frage: „où est la femme broncée?“ mit faunistischem Grinsen vor und stehen sich gut bei ihrem Geschäftchen.

Als ob in diesem reichgesegneten Lande der Gegensätze selbst der Fluch auf die Spitze getrieben sein müsse, erreichen hier auch alle Landplagen die verheerendste Kraft: Dürre und Hungersnot, Reptilien und Raubtiere, Cholera und Pest! Aus ihrem ständigen Neste in der Nordwestprovinz Kumaon schlich das scheußliche Pestgespenst menschlins in die dichtestbevölkerte Stadt Indiens. Wie ein Drommetenstoß des Jüngsten Gerichts ertönte der Schreckensschrei, der ihre Ankunft in Bombay begrüßte und mit Windeseile zu einem Sturm anschwell, der mit rasender Schnelle Tausende von Eingeborenen besinnungslos flüchtend aus dem indischen Babel hinauswirbelte. Und wie entsetzlich rechtfertigte die Beulenpest ihren gefürchteten Namen! Mehr als fünftausend sanken in jeder Woche während der fünf Hauptepidemien der Pest in der Präsi-

dentschaft Bombay dahin, angehaucht von dem giftigen Odem dieser Garrye!

Um zu begreifen, wie die ansteckende Seuche sich so unhemmbar in Bombay verbreiten konnte, wollen wir einen Augenblick hineinschauen in die Lebensweise jener ungeheuren Massen, die in der Eingeborenenstadt zusammengepfercht hausen.

Aber noch sind wir nicht dort, noch sitzen wir unter den wehenden Riesenfächern, die über der mit Blumenschmuck überladenen Table d'hôte hin und her pendeln, noch schauen wir behaglich vom Balkon des Hotels zu den Gauklern hinunter, die dort nach dem Gabelfrühstück, nach dem Tiffin, ihre von mir bereits ausführlich geschilderten Künste produzieren: der eine hegt ein dressirtes Schneumon gegen dessen Todfeind, die Kobraschlange, ein anderer zaubert solche garstigen Reptilien scheinbar aus dem losen Straßensande hervor, und ein dritter läßt seine abgemergelten, mit roten englischen Soldatenjäschchen angepukten Affchen auf spindeldürren Ziegen oder Hunden herumgaloppieren.

Wir klettern in die Gari, die Droschke, einen wahrhaften Schwitzkasten, der Diener setzt sich neben den Kutscher, der Pferdejunge, der Sais, schwingt sich hinten auf, und dann geht es vorwärts. Wir sausen vorüber an dem Grasplan des University Garden und dem stattlichen University Tower, einem Kirchturmähnlichen Erinnerungszeichen, das der reiche Jnder Prembschand Raittschad seiner Mutter Radscha Bai errichtet hat, vorüber an wohlgepflegten Gartenanlagen mit herrlichen Fächerpalmen und Marmorstatuen von Bombays Wohltätern, zumeist reichen Parsen, vorbei an der Fontäne vor den gotischen Riesenkasernen des Hauptpostamtes und des Public Work Office, und schließlich auch vorbei an dem verblüffenden Prunkgebäude des Hauptbahnhofes, dem blaßgrauen Sandsteinpalast der Viktoria Terminus Station (Tafel 41). Es kann keinen verblüffenderen Mischmasch von indischen und gotischen Motiven geben, als den wunderlichen Renaissancestil dieses Bahnhofes, auf dem sich ein Wald von sechzig kleinen Türmchen um vier kugelförmige Spitzen und eine große und zwei kleine Kuppeln gruppiert. Eine Viktoria prangt auf der Mittellkuppel, heraldische Figuren, zwei Riesensrossetten, eine Uhr und zahlreiche Reliefs zieren die Front, die, von nicht

weniger als 230 Fenster- und Türöffnungen durchbrochen, wie ein prachtvolles, säulenreiches Gitter oder Spitzenwerk aussieht.

Beim Bahnhof sind wir an der Grenze des Forts; bei den herrlichen Markthallen am Crawford Market beginnt bereits die „schwarze“ Stadt. Zunächst freilich finden wir noch keinen auffallenden Unterschied in den Gebäuden; Ehrgeiz der Hausbesitzer und wohl auch obrigkeitlicher Befehl haben hier die einstigen Basarschuppen verschwinden und große, gewölbereiche Kaufhäuser mit gedeckten Balkongalerien und einfachen, aber geschmackvollen Verzierungen durch Gitter erstehen lassen. Nur das Straßengetriebe ist bereits völlig verschieden von dem im Fort; der Europäer mit seinem weißen Sonnenhut ist hier wie mit einem Schlage verschwunden und die zweirädrige Ochsenkutsche der Eingeborenen ist an die Stelle der von Pferden gezogenen Wagen getreten (Tafel 42). Durch die Abdul Kaman Street könnten wir in der Pferdebahn das hier am Crawford Market beginnende Basarlabrynth nach Norden zu durchfahren, aber der Europäer, der etwas auf sich gibt, benützt dieses Fuhrwerk nicht gern, dessen Einführung übrigens den Kastengeist der Hindus ebensowenig zu beeinflussen vermochte wie die Eisenbahnen, wo sich auch die Reisenden stets Abteile mit gleichartigen Insassen aussuchen. Der orthodoxe Brahmane wartet lieber zehn Trambahnwagen ab, ehe er neben einen ihm in der Kaste nicht Ebenbürtigen Platz nimmt; so gesellt sich doch schließlich auf den Bänken „gleich und gleich“, und jeder echte, rechte Brahmane meidet auch hier den gefürchteten, aber doch innerlich verachteten Europäer. Befremdlich ist es für den Neuling, die Köpfe der Straßenbahnzugpferde mit riesigen weißen Korlhüten vor der Sonne geschützt zu sehen, eine Tierschutzmaßregel, die man in heißen Sommern in Europa nachzuahmen anfängt. (Jetzt fährt die Tram meist elektrisch!)

Schwenken wir einmal von dem Schienenstrange links ab und in die Jenziker Street. Schon nach wenigen hundert Schritten kommen wir an einen unregelmäßig erweiterten Knotenpunkt dreier Straßen, an dem uns ein blendendweiß getünchtes Gebäude in die Augen fällt. Vier zierliche Minarets stehen über dem rundbogigen Tor, zwei moderne Glaslaternen daneben. Hier ist der Zugang zur Juma Mashid, der Moschee für den mohammedanischen Teil der Hindubevölkerung von Bombay, die ein arger Dorn für die Augen der brahminischen Hindus ist (Tafel 42).

Auf beiden Seiten der Moschee ist der untere, etwas zurücktretende Teil der Umfassungsmauer in Duzende von Verkaufsstellen abgeteilt, in denen aber nur muselmännische Händler ihre Waren feilbieten dürfen; die mit armseligen bunten Lumpen gegen die Sonne geschützten Büdchen stehen gegen das obere schneeweiße Stockwerk dieser vornehmen Moschee und dessen lange Reihe hoher vergitterter Fenster auffallend ab.

Gegenüber liegt der Leinwandbasar. Das flache Dach, das seine unzähligen Standplätze überwölbt, ist mit einer schützenden Balustrade gesäumt. Ein gutmütiger Leinwandhändler erlaubt uns, durch seinen vollgestopften Speicher und mittels einer Hühnerstiege auf dies Dach zu klettern; von hier können wir das Basargetümmel ungestört betrachten.

Man hascht förmlich nach ruhigen Punkten inmitten der allgemeinen Bewegung. Die auf dem Bilde (Tafel 42) neben dem Brunnenrohr mit ihren Babies niederkauernde Frau scheint sich z. B. wenig darum zu kümmern, daß sie sich inmitten des Basarverkehrs auf die Erde gesetzt hat, wo jeden Augenblick ein Trupp Büffel oder ein Ochsenkarren ihre dort spielenden Kinder zerquetschen kann, zu denen ein anderes Hinduweib hinunterblickt, das ihrer Mutterpflicht nachkommt und ihrem Säugling die nährenden Mutterbrust darbietet. In Indien werden bis zum Abschluß des dritten Lebensjahres alle Kinder als Säuglinge betrachtet, wobei sie rittlings in der Hüfte getragen werden, was viel weniger lästig als das Halten im Arme zu sein scheint. Ist dann das Söhnlein entwöhnt, so wird es möglichst bald, aber ohne gefragt zu werden, unlösbar verlobt und in einem Alter, in dem bei uns die Jünglinge schüchtern und heimlich die ersten verhängnisvollen Züge aus der Zigarre zu naschen beginnen, mit der ihm ausgesuchten Lebensgefährtin vermählt! Erst in neuester Zeit ist von der Regierung hierfür ein Mindestalter von 18 Jahren festgesetzt worden.

Doch nicht in ein eigenes Heim führt ein junger Gatte die ihm durch solch Brahmanen- und Elternbeschuß zugeteilte Ehehälfte, nein, die ganze Familie bleibt hübsch beieinander. Hat ein Elternpaar sieben Söhne, so drängen sich in dem Hinduhaufe neben den Großeltern und Geschwistern der Eltern dann schließlich sieben Schwiegertöchter mit ihrer gesamten Nachkommenschaft zusammen! Wären die Hindus nicht von Haus aus eine so durchaus liebenswürdige, sanfte Menschenart, was würde aus

so dauernd enger Nachbarschaft entstehen? Eins aber entsteht sicher aus dieser patriarchalischen Lebensweise, die zur Aufrechterhaltung der Kastenreinheit beitragen soll: ein Herd für Epidemien, wie er furchtbarer gar nicht gedacht werden kann! Sehen wir uns nur einmal diese Hinduhäuser an. Wie ineinandergeschachtelt, ohne Höfe, ragen da diese engen Hinduhäuser in die Luft, bald als überaus niedrige, bald hohe Bauten mit niedrigen Zimmern. Nicht Familien sind es, nein, ganze Kolonien, die dort unter ein und demselben Dach dieselben Lebensbedingungen miteinander teilen. Eine Handvoll Getreide, das auf irgendeine Weise zum Träger und Verbreiter der Seuche geworden ist, vergiftet sofort die ganze Masse gleich empfänglicher, weil in gleicher Weise lebender und aus demselben Topf gespeister Hausbewohner, und dann greift von hier aus die Ansteckung mit lawinenartigem Anwachsen um sich.

Schauen wir uns aber von unserm Standpunkte, dem Dache des Leinwandmarktes, noch etwas weiter um. Natürlich kommen und gehen hier besonders diejenigen ein und aus, die ihren Bedarf an Leinwand zu decken wünschen, der ja in diesem Klima durch das Entfallen dicker Tuchkleider recht bedeutend ist. Hier schleppt ein Kuli einen wahren Berg von Leinwandbündeln davon, und dort geht eine Kulifrau mit einem wohl zentnerschweren ungeheuren Paket gebügelter Leinenware auf dem Kopfe. Was doch diese Art des Lasttragens den Frauen im gewöhnlichen Leben für eine freie stolze Haltung gibt! Dadurch scheinen sie zu lernen, den Nacken aufrecht zu tragen und festen Schrittes einherzugehen.

Dort huschen gesenkten Auges zwei Mädchen vorüber. Wie unendlich einfach ist doch diese Art der Inderinnen, das Gewand nur aus zwei losen, lichtfarbigen Tüchern zu schlingen, eins um die Hüften, das andere um Busen und Kopf, zu Zeiten auch vor das Gesicht! Diesen beiden folgt ein Hindu, der kaum so viel auf dem Leibe trägt, wie bei uns in einer Schwimmanstalt üblich ist; wie sticht dieser arme Teufel von den beiden vornehmen, in weite, luftige weiße Linnengewänder gehüllten Kaufleuten ab, die ihrem hoch mit Einkäufen beladenen Zebukarren folgen! Wahrscheinlich bergen die sauberen Ballen Seide oder Linnen von besonderer Güte; rohe Baumwolle ist keinesfalls darin, sonst würde diese in weißen Flocken durch alle Poren der Umhüllung hervorquellen, wie man dies bei den endlos langen Ochsenkarrenzügen bemerken kann,

die tagtäglich dies wichtigste Ausfuhrmaterial Bombays an den Hafen befördern, das während des nordamerikanischen Bürgerkrieges infolge eines beispiellosen Hasardspieles und Gründungsschwindels fabelhaft im Preise stieg und zahlreiche Baumwollenhändler über Nacht zu steinreichen Leuten machte. Auf dem höchstgepackten Baumwollballen hockt dann stets der Knirps, dem gelegentliche Fütterung der Zugtiere obliegt: indische Kutscher kümmern sich hierum ebensowenig wie um die Straßenpassanten, denn merkwürdigerweise wird von dem indischen Publikum nicht der Kutscher, sondern der Überfahrene ausgescholten. Geradeso wie diese Kutscher dufeln die meisten Hindus niederer Rasten gedankenlos und träumerisch vor sich hin, ganz als ob sie durch ihr erbärmliches Los um jede Besinnung gebracht wären. Sie rennen blindlings gegen spitze Stöcke, stolpern über jeden Stein und tappen in jede Pfütze, werden aber dabei durch neuen Schrecken noch ängstlicher und linkscher. Ein trübseliges Volk, diese Kulis! Selbst in fettesten Zeiten haben sie nicht genug zum Sattessen, und daß sie in den Zeiten furchtbarer Hungersnöte nicht zuviel zum Verhungern haben, beweisen die grauenhaften Ziffern der Verhungerten.

An allen Straßenecken lungern derartige arme Kerle herum und warten auf Arbeit, am liebsten aber halten sie sich in der Nähe der Barbierere auf, die ihre haarschneidende Tätigkeit an jedem beliebigen Platze, selbst inmitten herumtrabender Kälber und hin und her laufender Basarbesucher vollziehen. Den vor dem Barbier kauern den Opferlammern wird aber der Schädel nur dann spiegelblank rasiert, wenn dem Kunden irgend-ein naher Verwandter gestorben war und diese Trauertracht gewünscht wird oder falls er ein Mohammedaner ist; sonst muß ein mehr oder weniger stattlicher Haarschopf ausgespart bleiben. Der Friseur gestattet hierbei seinem Kunden großmütig, einen verschämten Blick auf einen blanken Spiegel zu werfen, den er ihm während der Behandlung in die Hand gibt, ähnlich den Verkäuferinnen von Betelblättern, die ihren Abnehmern ebenfalls einen Gratisblick in ihren Spiegel erlauben. Seinen Spiegel legt der Barbier sonst aber nicht gern aus der Hand, denn nur mit einem solchen gilt dem abergläubischen Hindu das Begegnen eines Barbiers für eine gute Vorbedeutung.

Der überwiegende große Teil aller den Basar belebenden Gestalten sind

Kulis, denn selbst zum Tragen ganz geringer Bürden hält sich jeder andere Hindu für zu gut; das Zeichen ihres Gewerbes, den runden Marktkorb, stülpen sie als durchaus zweckmäßigen Sonnenschirm über den Kopf, wenn sie nichts zu tragen haben. So sieht man sie neugierig am Basar und in den Markthallen herumstehen, die eine Hand ängstlich und nachdenklich an den Mund, die andere an diesen unsauberen Korb gelegt, in dem sie bald gedörrten Dünger heiliger Kühe, bald saftige Bananen oder wohlriechende Ananas in die Hinduhäuser schleppen.

Eine nicht minder häufige Basar- und Straßenerscheinung ist der Pani-Wala, der Wasserträger. Gleich den Kulis tragen auch die Wasserträger rote Turbantücher und eine rote Schärpe um die Hüfte, diese jedoch nur dann, wenn das Wasser in ihren Schläuchen auch von dem orthodoxesten Hindu als „religiös rein“ gebraucht werden kann, was sonstige Reinheit nicht immer einschließt. Fast an jedem Brunnen findet man einen Wasserträger mit dem Füllen seines Lederbeutels beschäftigt, dessen Mundloch er mit der Linken zusammendrückt, um die staubige Straßestelle zu besprengen, wobei er durch Nachlassen des Fingerdruckes das Wasser brausenartig ausströmen läßt. Aus seinem Käppchen und seinen genähten Beinleidern ersehen wir sofort, daß er ein Muselman ist, während seine brahminischen Kollegen schon äußerlich durch gewickelten Turban und ungenähte, nur durch ein um die Hüften geschlungenes Stück Leinwand gebildete Beinbekleidung kenntlich sind. Selbstverständlich tragen letztere ihr Wasser auch nicht wie der schmöde Moslem in Haut, die einem heiligen Rindvieh über die Ohren gezogen wurde, sondern in Ziegen- oder Schafsbälgen; geschähe es aber doch einmal — etwa aus Hilfsweise — so würden sie diese entsetzliche religiöse Verunreinigung ihren brahminischen Landsleuten sofort durch schleuniges Ablegen der genannten roten Schärpe kenntlich machen.

Inzwischen sind wir, nachdem wir unseren Standpunkt am Leinwandmarkt verlassen haben, in die Memon Street gelangt und gehen an einer langen Mauer fort, hinter der wir plötzlich durch ein geöffnetes Thor eine Wasserfläche schimmern sehen, zu der von allen vier Seiten Stufen hinunterführen, auf denen brahminische Hindus, mit ihren Gewändern angetan, in das missfarbige Naß dieses Momba-Devi-Zeiches hinuntersteigen, um dann ihres Weges weiterzugehen. Diese von den Hindus ge-

wöhnlich Nombay oder Bambah, im Sanskrit Mahi Ma genannte Göttin hat der Insel, auf der die Stadt Bombay erbaut ist, den Namen gegeben, keineswegs die portugiesische Bezeichnung Von Bahia, „guter Hafen“. Allerdings suchten bereits im Mittelalter die kleinen Küstenschiffe die mächtige Seebucht auf, die alle Flotten der Welt aufnehmen könnte und von den Engländern durch zahllose versteckte Batterien und zwei Monitoren mit Panzerdrehtürmen fast uneinnehmbar gemacht wurde. Daß der Hafen nebst dem kleinen, inzwischen zu einer Weltstadt von größerem Umfange als London herangewachsenen Fischerdorf Bombay im Jahre 1661 dem König Karl II. von England seitens der Portugiesen, die es schon länger als hundert Jahre besaßen, als Mitgift der Prinzessin Katharina von Braganza geschenkt und von diesem an die Ostindische Handelskompagnie abgetreten wurde, ist bekannt.

Unseres Weilens ist hier nicht lange; ein heiser krächzender, ekelhafter Kerl, splitterfasernackt und mit heiliger Kuhdüngerasche bestreut, mit endlosen verfilzten Haaren und wie wahnsinnig rollenden Augen kreischt der uns umgebenden Menge ein paar fanatisierende Worte zu, und sofort nähern sich uns ein paar würdige Brahmanen mit nicht unliebenswürdigem Selbstgefühl, um uns feinschmeckend darauf aufmerksam zu machen, daß unser Betreten des heiligen Tempelbezirkes ein Greuel für jenen frommen Herrn ohne sichtbare Kleidungsstücke sei. Wir befolgen den klugen Grundsatz der englischen Regierung in Indien, die Eingeborenen in ihrem religiösen Empfinden möglichst wenig zu kränken, und verlassen den ummauerten Badeplatz.

Schon nach wenigen Schritten finden wir ein Seitenstück hierzu, das berückigte Pindschrapol. Hier verschreckt uns kein wüster Fanatiker; in Frieden könnten wir die Wunder dieses Platzes genießen, wenn — ja, wenn diese nur in etwas besserem Geruche ständen! Nase wie Auge werden gleichermaßen beleidigt. Verkrüppelte, sieche oder altersschwache Tiere jeder Art genießen hier ihr Gnadenfutter durch die Barmherzigkeit von Mitgliedern der Dschainsekte, die sich die Pflege jeden tierischen Lebens als Folge ihres Glaubens an die Seelenwanderung zum Ziel setzt. Was dabei für nutzlose Tierquälerei herauskommt, sieht man hier voll Schauder und Ekel; mißgeborene Kälber, die nicht recht zu atmen vermögen und gewiß lieber sterben würden, schwindstüchtige Esel, dreibeinige Hühner

und räudige Hunde werden hier so sorgfältig gepöppelt wie Wiegenkinder.

Einen besonders unheimlichen Glaskasten vermag man vollends nicht ohne Schaudern und Hautjucken zu mustern; die Insekten von jener fatalen Art, die Mephisto so vollzählig zu beschwören versteht und die zeitweilig wohl selbst die frommen Dschains peinigen mögen, werden von diesen milden Herren nicht etwa fröhlich gefangen und jauchzend zerknickt, sondern fein säuberlich hierher in das Pindschrapol getragen und nun behutsamst mit Mehl und Honig gefüttert, ja böse Mäuler behaupten sogar, daß allwöchentlich ein armer Paria für Geld und gute Worte in dieses Glashaus klettern müsse, um sich dort ein Stündlein regelrecht ausaugen zu lassen!

Viel weniger Umstände als mit diesem lebendigen Viehzeug macht der Hindu mit dem aus diesem Leben abgeschiedenen Mitmenschen. Alles Vergangene hat ja für den Hindu keinen Wert und kein Interesse mehr, woher es kommt, daß uns das älteste Indien so wenig historische Andenken aufbewahrt und hinterlassen hat; es gibt keine Funde, die über das dritte Jahrhundert unserer Zeitrechnung zurückreichten.

Da eilt gerade ein Leichenzug durch die Gasse daher; der fahle Mondschein läßt den Aufzug durch die Schlagschatten noch grausiger erscheinen, als er wirklich ist! Im hurtigen Schritt, unter Plaudern und fortwährendem „Sat hai“-Rufen wird die Holzbahre einhergetragen, auf der ein in ein gelbes, rot gesprenkeltes Tuch eingehüllter Leichnam ruht, über den Jasminblüten gestreut sind. Da die Pest, also eine ansteckende Seuche, die Todesursache war, wird beständig ein Rauchfaß geschwungen, auch werden die Kleider mit dem Toten zum Verbrennungsplatz getragen und dort gleichfalls durch Feuer vernichtet. Die Verbrennungsplätze liegen zumeist in der Vorstadt. Dort erst, wo die letzten Häuser stehen, zeigt sich das Leben der ärmsten Hindus in seiner ganzen unbeschreiblichen Dürftigkeit, besonders an den Plätzen, an denen die geringen Lebensbedürfnisse dieser Vorstädte verkauft werden; unter diesen schwachen Schemen findet der Hyänenhunger des Pestgespenstes widerstandslos seine hingälligste Beute.

Am häufigsten sind auch hier die Händler mit den für das Hindumundwerk unentbehrlichen Süßigkeiten oder Betelblättern und Rauchtobak ver-

treten. Die einen bieten viereckige, in Sirup gebackene Reiskuchen oder große Kugeln aus grobem Marzipan feil, andere eine merkwürdige Füllung für die beliebte Wasserpfeife, einen schwärzlichen, tonartigen Tabak, der aus allen möglichen Blättern, selbst aus denen der Rose, mit etwas Opiumabfall und Honig zusammengewalzt und dann an der Sonne getrocknet wird, und auch an Palmwein- und Dattelschnapsbudikern ist kein Mangel.

Selbst ganz draußen, unter den schattigen Ficusbäumen der Landstraße, vegetiert noch ein magerer Geschäftsverkehr. Da kauern die Heilkünstler und Scharlatane, die keine Ladenmiete erschwingen können oder wollen, und kurieren und operieren nach Herzenslust. Wer die wundervollen Instrumente unserer Chirurgen kennt, muß sich mit Entsetzen abwenden, wenn er diese rohen Eingriffe in die Gehör- und Nasengänge oder in das Gehege der Zähne mit geradezu vorsintflutlichen Werkzeugen, mit Sichel und großen Nägeln nur ansieht. Der mürrische Gesichtsausdruck ihrer Patienten scheint uns aber andeuten zu sollen, daß unser, des gestrengen weißen Sahibs, „böser Blick“ nicht als ersprießlich für des Heilkünstlers Tätigkeit gilt! Wir tun den Leuten den Gefallen und kehren ihnen den Rücken, um aus dem schwarzen Viertel heimzufahren und in dem herrlichen Park des Bycullaclubs oder in den schattigen Gärten auf dem Malabarhügel, dem Villenviertel der vornehmsten Einwohner Bombays, unsere Nerven nach den aufregenden Eindrücken dieser Stadtwanderung in ruhigere Schwingungen kommen zu lassen. —

Im Hinblick auf meine Schilderung der Felsentempel von Mawilipuram kann ich es mir wohl versagen, den Felsentempel auf der Insel Elefanta, den kein Reisender zu besuchen versäumt, ausführlich zu beschreiben, zumal es mir nicht vergönnt war, ihn bei der einzigen Gelegenheit zu sehen, wo man sich eine zutreffende Vorstellung des darin zu den Zeiten seiner Entstehung, also im achten oder zehnten Jahrhundert, waltenden Lebens machen konnte, ich meine, wie ihn seinerzeit der König Eduard von England als Prinz von Wales besuchte; damals wurde durch die Anwesenheit zahlloser indischer Großen in Prunkgewändern sowie durch den Gesang und Tanz der schönsten Bajadereen in den bengalisch erleuchteten Hallen ein Abglanz jener Zeit geschaffen, wo sich in diesen aus den Felsmassen der Insel herausgekrastten Hallen und vor den noch nicht durch

portugiesischen Inquisitoren eifer zerstückelten Riesenstatuen der indischen Trimurtigötter Brahma, Wischnu und Schiwa noch Scharen gläubiger Pilger drängten, während das Facellicht die damals vorhandenen Wandgemälde und die als Opfer niedergelegten Kleinodien und sonstigen Schätze erhellte. Wohl aber muß ich erwähnen, daß ich niemals dem Tode näher war, als hier in einer dieser dunklen Höhlen, die wie zu Schlupfwinkeln für Schlangen geschaffen scheinen. Solange die laut lärmenden und lachenden Scharen fröhlicher Gesellschaftsreisender in diesen Gewölben weilen, in denen einst unbekannte, titanenhafte Baukünstler danach trachteten, ihre Gottheitsbegriffe für alle Ewigkeit irdisch zu verkörpern, lassen sich die schleichenden Reptilien allerdings nicht blicken; trotz fehlender äußerer Hörorgane scheinen diese Tierchen doch gut hören zu können, wie ihre Beachtung von Musiktönen zeigt, die ja sogar bis zu krampfhaftem, schmerzlichem Zusammenzucken bei falsch gespielten Noten gehen soll. Aber sowohl wegen der wunderbaren Szenerie dieser geheimnisvollen Räume und versteinerten Rätsel, deren Bedeutung wir zu entziffern versuchten, wie auch wegen der besonderen technischen Schwierigkeiten, dort gute photographische Aufnahmen zu machen, hielt ich mich stundenlang einsam darin auf — da empfand ich, mit dem umfänglichen Apparat auf dem Stativ hin- und hermanövrierend, plötzlich das Gefühl einer völligen Lähmung, als ich, den Kopf unter dem Einstell Tuch hervorziehend und mit dem Fuße rückwärts tretend, ein Auge zufällig oder instinktiv nach hinten wendete und sah, wie über dieselbe Stelle, auf der ich eben den schon emporgezogenen Fuß niedersetzen wollte, der Kopf und Leib einer mindestens drei Meter langen Kobraschlange dahinglitt, die in einem Spalt in der Felsenwand hinter meinem Rücken verschwand! Mit Hilfe des alten Invaliden, dem die Führung der Fremden durch die Höhlen obliegt, gelang es auch schließlich, das entsetzliche Tier unschädlich zu machen.

Über die grauisigen „Türme des Schweigens“, in denen die Parsen ihre Toten aussetzen und durch Geier verzehren lassen, kann niemand viel sagen, weil ja nie ein anderer Mensch durch die kleinen Pforten in diese fünf runden Mauerringe hineinschauen darf, als die für verfeimt geltenden Angestellten, von denen die Leichname auf den kreisförmigen Stufen niedergelegt werden. Sobald diese die eiserne Tür wieder hinter sich ins

Schloß geworfen haben, stürzen sich die auf den umliegenden Bäumen lauernden Vögel gierig in die oben offenen Amphitheater, und binnen ein bis zwei Stunden ist jede Spur des Fleisches verschwunden; die Skelettreste werden allmählich vom Regen in einen riesigen Brunnen in der Mitte des Gebäudes geschwemmt, worin die Rückstände im Laufe von 50 Jahren noch nicht zwei Meter hoch steigen. Daß diese Bestattungsmethode für tropische Länder hygienische Vorteile bietet, ist wohl nicht zu bestreiten, auch wird dadurch dem Erdboden nicht wie durch das Verbrennen fruchttragendes Humusmaterial entzogen. Nirgends habe ich einen Ort gefunden, der einen besseren Überblick über Bombay und die anderen Inseln der Meerbucht böte, als diesen auf der Höhe des Malabarhügels liegenden Garten, in dem sich die Thürme des Schweigens erheben.

Von den etwa 100 000 existierenden Parsen kommen etwa 50 000 auf Bombay. Hier haben sich diese im 17. Jahrhundert nach der Flucht ihres Sassanidenkönigs Jesdedschird von den Mohammedanern aus Persien vertriebenen und in Bombay wohlwollend und tolerant aufgenommenen Anhänger der Lehre Zoroasters durch skrupellosen Geschäftssinn neben den von ihnen geschickt umschmeichelten Engländern fast zu Herren über Bombay, um nicht zu sagen ganz Indien, aufgeworfen; das Großkapital, die Geschäftsvermittlungen und die Presse sind überwiegend in ihren Händen und sie wissen diese Machtfaktoren gehörig zu gebrauchen. Sicherlich wäre ihre Betriebsamkeit, ihr Zusammenhalten, ihr Unternehmungsgeist und Wohlthätigkeitsinn nur zu rühmen, wenn nicht von Kennern der Verhältnisse behauptet würde, daß ihre Loyalität gegen die Engländer wohl nur der Gemeinschaftlichkeit der Handelsinteressen und dem Respekt vor ihrer politischen Macht, die erwähnten milden Stiftungen aber weniger wahrer Hochherzigkeit als vielmehr einem stark entwickelten Reklamebedürfnis entsprängen. Jedenfalls leugnet niemand den in allen Kreisen Indiens bedenklich anwachsenden, teils stillen, teils lauten Haß gegen die immer mehr zutage tretende Überhebung der Parsen, die in ihren faltigen schneeweißen oder pechschwarzen und dann eng anliegenden Gewändern sowie mit ihren hohen schwarzen Kopfbedeckungen aus Glanzleder, die an jene auf den Königsbildern des Darius erinnern, überall auffallen und durch ihr geschäftiges Wesen viel zahlreicher erscheinen, als sie wirklich sind. Mir versicherten brahminische wie moham-

medanische Inder in Bombay wiederholt: wir beide vertragen uns gegenseitig eigentlich ganz gut, aber wenn uns die englische Regierung einen Herzenswunsch erfüllen will, braucht sie nur für fünf Minuten die Augen zuzudrücken, damit wir in dieser Zeit unsere gemeinschaftlichen Feinde, die Parsen, samt und sonders mit Knüppeln totschlagen können!

Ein großer Irrtum wäre es, die Parsen kurzerhand als Feueranbeter zu bezeichnen, da sie in der Sonne und im Mond, wie im Feuer, dem Wasser und der Erde nur Symbole der allmächtigen Gottheit verehren. Herrlich und ganz unvergleichlich sieht es aus, wenn in zarte, helle Farben gekleidete Parsenfrauen und -mädchen in bezaubernd anmutigen Gruppen am Meeresstrande stehen, um im Scheine des sinkenden Tagesgestirns Blumen und selbst Süßigkeiten als Opfergaben in das nasse, endlos vor ihnen liegende Element zu streuen.

Elftes Kapitel

In der Kriegerheimat

Kriegerheimat! Wie läßt dieses Wort alle Saiten schwingen, die bei der Stichnote Indien nicht sofort in unserem Inneren erklingen. Ich habe immer das Gefühl, als ob die Tonfarbe des Wortes Indien zunächst die feinfühligste, musikalische und poetische, ja, ich möchte fast sagen, weibliche Hälfte des deutschen Gemütes in Schwingungen bringt; beim Namen Radschputana, Kriegerheimat, wird dagegen mit lautem Schall, wie wenn es sich um das alte kraftvolle Hellas handelte, die männliche Seele erregt.

Die Radschputana! Wem daran liegt, aus dem allzu bunten Völkerwirrwarr Bombays zu den individuelleren Eindrücken des eigentlichen, man könnte fast sagen, des vorhistorischen Indiens zu flüchten, der wende sich in dieses nordwestliche Gebiet Indiens, das freilich vom Mai bis zur Regenzeit zu den heißesten Gegenden unseres Erdballes gehört. Aber noch heute danke ich es dem Künstlersinn des Grafen Lanckoronski, der die Freundlichkeit hatte, mich nach einem Vortrage in Wien auf Dschodpur,

als eine den von Indienreisenden gewöhnlich besuchten Ort Dscheipur weit überstrahlende Schatzkammer anregender Motive hinzuweisen.

Mein erster Versuch, diese wunderbare Stadt kennenzulernen, glückte freilich keineswegs nach Wunsch. Ich kam mir vor wie behert; auf Schritt und Tritt stieß ich auf passiven Widerstand und ich fühlte, daß ich mir eher den Kopf an den Burgmauern Dschodpurs einrennen als Hoffnung machen könnte, dort irgend etwas Sehenswertes kennenzulernen. Erst als ich der scheinbar so ungastlichen Stadt mißmutig den Rücken gekehrt hatte und bereits in der Schmalspurbahn saß, die dort sei kurzem Dschodpur mit dem übrigen indischen Eisenbahnnetz verband, während es früher nur durch langwierigen Transport auf Kamel-, Ochsen- oder Elefantenwagen zu erreichen war, löste sich das Rätsel.

Es bleibt wohl keinem Weltreisenden erspart, gelegentlich irgendwo hinterrücks angeschwärzt zu werden, und so war es mir hier bei den hohen Herren des Landes ergangen, freilich nicht ganz ohne meine Schuld. In Dschodpur, wo es wegen des kaum nennenswerten Verkehrs von Europäern keine Gasthöfe gibt, war ich in dem Bungaloo, dem Gasthause für reisende Europäer, eingekehrt; dies einstöckige Haus liegt etwas außerhalb der Stadt in der Nähe der Residenz des englischen Gesandten, der den Maharadscha zu „beraten“ hat, und bietet eine prächtige Aussicht auf die Felsenburg Dschodpur (Tafel 43). In einem anstoßenden Raume dieses einfachen Gebäudes hatte sich ein anderer Reisender aus Europa, der sich hinsichtlich seines engeren Vaterlandes etwas gummilastisch ausdrückte, niedergelassen, ein Händler mit allerlei schönen Dingen, die aber nicht völlig waschecht waren und die einen bestechenden Eindruck auf die indischen Großen machen sollten. Dieser talentvolle Geschäftsmann hatte, bevor ich seine Spezialität erkannt hatte, gesprächsweise von mir erfahren, welche Verdriesslichkeiten mir bei meinen Reisen im Himalaja durch den mir boshafterweise aufgebürdeten Verdacht, ein russischer Spion zu sein, erwachsen waren, und in der Befürchtung, ich könnte seinen Kunden die Minderwertigkeit seiner Kostbarkeiten ausplaudern, hatte der wackere Mann auch hier diese selbe Verdächtigung in Umlauf gesetzt, um mir den Kredit zu untergraben. Ein mitreisender Engländer, der am Hofe des Maharadscha einen wichtigen Posten bekleidete, verriet mir diesen schönsten Grund der unverkennbaren Mißachtung.

Andere Abmachungen erlaubten es mir nicht, sofort umzukehren, dem Herrn des Talmis und der Similis meine Meinung zu sagen und mich am Hofe des Fürsten zu rehabilitieren. Mein freundlicher Reisegefährte versprach mir, nach seiner Rückkehr aus Australien, wohin er im Begriff war zu reisen, um Zuwachs für den fürstlichen Marstall einzukaufen, sich meiner anzunehmen, falls ich jemals wieder nach Indien käme und Lust verspüren sollte, das Versäumte nachzuholen.

Nach zwei Jahren kam ich wieder nach Dschodpur und merkte, daß es gar keinen höheren Genuß gibt, als ein Ziel zu erreichen, von dem man wegen scheinbar unüberwindlicher Schwierigkeit zeitweilig absehen mußte, ohne es deshalb für immer aufzugeben! Mein getreuer Helfer hatte Wort gehalten. Ich wurde mit allen Ehren aufgenommen, und ein Hindu in höherer Beamtenstellung sollte beständig um mich sein, um jeden meiner Wünsche zu erspähen und zur Erfüllung zu bringen. Pferde und Wagen wurden mir zur Verfügung gestellt, der englische Gesandte lud mich in seinen Palast, kurz, ich konnte keine glänzendere Genugtuung erwarten.

Bereits nach zwei Tagen hat ich den Hofbeamten, der mir wie ein dienstbereiter Schatten folgte, mich freundlichst mir selbst zu überlassen, wobei es allerdings schwer hielt, ihm in nicht verletzender Weise auseinanderzusetzen, daß seine ständige Begleitung und das Gefolge seiner Diener für mich beinahe ein Übelstand sei, der mich bei meinen Beobachtungen und photographischen Arbeiten nur hindere, da vor lauter Respekt alle mich interessierenden Leute fortliefen, sobald sie unsere Karosse und meine pomphafte Begleitung in der Ferne gewahrten. Ich begnügte mich, mir einen Passierschein zum Besuche der Burg auszubitten, die sich wie ein Adlerhorst auf hohem Fels hochragend aus der ebenen Steppe erhebt und deren Besichtigung mir bei meinem ersten Aufenthalt verweigert worden war. Ich hatte eine größere Freude daran, statt den großen Herrn zu spielen, der ich von Haus aus doch gar nicht bin, recht einsam und nach Herzenslust in der Stadt herumzustreifen, nur von einem unscheinbaren Kuli begleitet, der meinen Apparat trug (Tafel 47), und der mich nicht störte, da ich ihn und sein Tun bald nur wie einen gut arbeitenden Mechanismus auffaßte. Lautlos richtete er mir den Dreifuß auf und ging mir geschickt und schweigend zur Hand; besonders gut aber konnte ich ihn als wanderndes Stativ benutzen, um scharfe Momentaufnahmen zu machen,

denn hierfür hatte ich mir einen eigenen Apparat gebaut, da alle im Handel erhältlichen durch ihr befremdendes, fast beängstigendes Aussehen und ihre funkelnden Metallteile fast stets die Eingeborenen, die ich aufnehmen wollte, ihres bisherigen harmlosen Aussehens beraubten. In einem ganz unauffälligen Kasten hatte ich eine Kamera untergebracht, in der ich das Bild durch eine kaum kenntliche Öffnung von obenher mittels eines darin schräg stehenden Spiegels auf einer horizontalen Mattscheibe haarscharf einstellen konnte, ohne daß die von mir ins Auge gefasste Person dadurch belästigt wurde oder diesen Vorgang ahnte. Ich konnte mit diesem Apparat, den mein Kuli dann wie einen Tornister festgeschnallt auf dem Rücken trug, gewissermaßen „um die Ecke“ photographieren, denn während ich ebenso wie der Kuli geradeaus sah, zeichnete die nach der Seite gerichtete Linse auf der vor mir liegenden Mattscheibe ab, was sich der Linse gegenüber zu meiner Seite ausbreitete; stand nun dort jemand, der mich und mein Hantieren, weil ich ihn nicht ansah, gar nicht beachtete, so konnte ich dessen Porträt durch leises Hin- und Herschieben des Kulis unablässig auf der Visierscheibe im Auge behalten, scharf einstellen und im geeigneten Augenblick unbemerkt aufnehmen. Aber freilich haben solche schikanenreiche photographische Aufnahmen in Indien, die zu einer Tageszeit gemacht werden müssen, wo die Sonne am heißesten brennt und in der sich die Europäer schattensuchend hinter kühlen Mauern aufzuhalten pflegen, eine ähnliche Wirkung wie türkische Bäder.

Ich hatte meinem liebenswürdigen Beamtenadjutanten gelegentlich und fast wie im Scherz gesagt und ohne mir dabei Hoffnung auf die Erfüllung meines Wunsches zu machen, daß es mir besonderes Vergnügen machen würde, die wegen ihrer Kunstleistungen in besonderem Ansehen stehenden Tänzerinnen von Dschodpur bewundern und abbilden zu dürfen; ich ahnte nicht, daß ich dadurch eine der merkwürdigsten Überraschungen meines Lebens heraufbeschwor.

Erschöpft von dem nächtlichen Plattenwechseln und -verpacken, das in Indien das Photographieren wegen der zur Nachtzeit am heutigartigsten herum schwirrenden Moskitos besonders lästig und aufreibend macht, schlief ich etwas länger als gewöhnlich und hätte gewiß trotz der bereits hell ins Zimmer lachenden Morgensonne noch länger fortgeschlummert, wenn mich nicht ein ganz merkwürdiges Geräusch, ein ganz seltsames

Schellengerassel mit dem Quietschen und Quarren von Wagenrädern vermischt, ermuntert hätte; das Geräusch schien aus weiter Ferne näher und näher zu kommen, aber dicht vor der Bungalohalle hörte es plötzlich auf.

Neugierig fuhr ich in die Kleider und lugte zur Türspalte hinaus. Ich glaubte einen Märchentraum lebendig werden zu sehen! Vor dem Bungalow hielt eine schier endlose Reihe von Karren, durchweg mit Kindern bespannt, deren Geschirrglocken jenes Schellengeklingel hervorgebracht hatten und deren rundum heruntergelassene purpurrote Vorhänge ver-raten hätten, daß es sich hier um einen Damentransport handele, wenn mir dies nicht die an allen Ecken unter den Gardinen hervorkriechenden Insassen gezeigt hätten, deren Geschwäk, Gelicher und Schmutzfahengeklimper einen Ohrenschmaus abgab, vor dem niemand sein eigenes Wort zu verstehen vermochte. Schlaftrunken und gänzlich ohne Frühstück, wie ich war, wurde mir nicht allein bunt, sondern geradezu wirr und schwach vor den Augen, als mir die Wortführerin der Damen klarmachte, daß sie das gewünschte Ballettkorps seien und ich nun gefälligst anfangen möchte, Bilder zu machen.

Der Tag fängt ja gut an, dachte ich, während ich meinen Apparat aufstellte und die Kassetten bereitlegte; dabei ließ ich meine Augen prüfend über einzelne Gestalten schweifen, wobei ich aber von deren farbenreicher Gesamtheit wie betäubt blieb.

Ich will es nur gestehn: mir war, ich wußte nicht wie! Weniger wäre entschieden mehr gewesen, denn wohlgezählte fünfunddreißig gar nicht sonderlich blöde oder spröde, fortwährend lichernde und schwakende Künstlerinnen hatten sich inzwischen um mich angesammelt, beobachteten gespannt meine Vorbereitungen des Apparates und drangen dann zungenfertig und dabei bald hier bald dorthin huschend, mit tausend Fragen auf mich ein; zwei der Damen schleppten dabei zwanglos stramme Babies mit sich herum, die ihnen nach Landessitte auf der Hüfte saßen.

Ich fühlte soviel vereinter weiblicher Kraft gegenüber etwas wie eine Ohnmachtsanwandlung über mich kommen. Daß mit dieser unbändigen Amazonenschar im ganzen nichts anzufangen war, wurde mir bald klar, als ich die stattliche Zahl ehrwürdiger Semester sah, die hier neben ein paar allerliebsten kleinen Füchschen oder richtiger Katten als jedenfalls hocherfahrene Meisterinnen der Tanzkunst glänzten und gewiß schon

manchen Ballettsturm erlebt hatten; freilich darf man hierbei nicht an die Fußgeschicklichkeit unserer Ballerinen denken, um nicht ungerecht gegen die Leistungen der indischen zu werden, die sich vor allen Dingen bestreben, durch lebhaftes Mimik und eine eigentümliche Beredsamkeit des in allen Muskeln beweglichen Rumpfes Gedanken, Empfindungs- und Leidenschaftsentwicklungen auszudrücken, die für den Europäer schon deshalb langweilig sein müssen, weil er die während dieser Mimerei gesungenen, genauer gesprochen sogar häufig arg geplärzten Liedchen nicht versteht. Der Inder dagegen faßt alles dies sofort auf und folgt einer solchen Nautschaufführung mit für uns unbegreiflicher Geduld und Wonne. Die wundervollen deutschen Übersetzungen, die Leopold von Schröder, Brunnhofer, Hertel und in freier Nachbildung auch Adolf Wilbrandt von diesen Liedern geschaffen haben, setzen nummehr jeden in die Lage, einen Begriff von der zierlichen Feinkunst indischer Lyrik zu bekommen. Wie überaus gefällig malt z. B. der ebenso geniale wie launige Hala selbst Alltäglichkeiten wie folgende Küchenszene:

Töchterlein fein,
 Laß dein Blasen mal sein,
 Bringst doch kein Feuer zustande!
 Zu schwach ist noch dein Hauch,
 Noch heißt dich ja der Rauch,
 Schon glühn dir die Augen am Rande!
 Nicht so mit Tränen den Herd besprengt,
 Nicht so mit Wallen den Busen beengt,
 Sonst sprengt er noch alle Wände!

Der freundliche Leser möge sich jedoch gefälligst selbst in diese Sahnadahüpfelschätze vertiefen, in denen das indische Volksleben aller Stände seine innerste Seele ausströmt und bald in naiver, bald in geistvoller Weise zeigt, wie dieses Volk zur Zeit seines geistigen Höhestandes geliebt und empfunden, gedacht und genossen hat. Daß aber der Inder durchaus nicht so stumpf für Naturschönheit ist, wie manche argwöhnen, bezeugen Gedichte wie desselben Halas „Einzug des Lenzes“, das ich ebenfalls in Brunnhofers Übertragung zitiere:

Ordnet den Festzug und schmückt euch mit Kränzen,
 Flechtet Girlanden und streichet frisch an!
 Niemals selbst bei eines Fürsten Empfahn

Bricht unter Jubeln und Spielen und Tänzen
 Also die Freude des Volkes sich Bahn,
 Wie bei dem jährlichen Einzug des Lenzen!

Ich komme förmlich in Versuchung, den indischen Dichtergarten nach Herzenslust zu plündern und eine Blumenlese, zumal aus den erotischen Liedchen, wie sie die Bajaderen zwitschern, hier einzuflechten, begnüge mich jedoch, in der Hoffnung, recht viele Leser zum stillen Genuß der erwähnten Sammlungen indischer Geistes Schäze angeregt zu haben, von dieser Gattung nur Kalidasas von L. von Schröder übertragene Verse anzuführen:

O Mädchen mit den Lotosaugen,
 Schau mich noch einmal wieder an,
 Vielleicht, daß ich von meinen Leiden
 Durch deinen Blick genesen kann.
 Ich hör' es oftmals schon erzählen,
 Daß Gift bekämpft wird durch Gift:
 Die Krankheit, die dein Blick erzeugte,
 Sie heilt, wenn neu dein Blick mich trifft!

Sollte jemand aber gar grämlich werden, daß ich dieses Werk mit poetischen Federchen ziere, dem rufe ich mit dem fröhlichen Spotte des Regarasatakas zu:

Der Weise sieht versunken ganz;
 In ihm strahlt hehren Wissens Glanz.
 Neuhäuglein kommt und schielt ihn an:
 Gleich ist's um seinen Wis getan! —

Doch kehren wir zu unseren Künstlerinnen zurück.

Höheres Alter ist zwar stets etwas Achtungsgebietendes, bei Tänzerinnen, die ungeschminkt im grellen Sonnenschein stehen, legt man aber wenig Wert auf besonders hohe Semesterziffern. Angesichts der bunt durcheinander gewürfelten Jahrgänge wagte ich deshalb den Versuch, wie ein Feldwebel die ganze Amazonenschar zunächst erst einmal gründlich zu rangieren, d. h. die mir für die Aufnahme erwünschten aus der dichten Masse herauszuziehen und seitwärts treten zu lassen.

Durch diese Auslese schien ich aber einen Griff in ein Wespennest zu tun; ich habe ja schon manche Entrüstungsrufe aus weiblichen Kehlen vor und hinter den Kulissen mit angehört, aber was sich hier an indisch frischer gekränkter Eitelkeit bemerkbar machte, das überstieg alles Denkbare.

Kurz und bündig wurde mir auseinandergesetzt, und zwar immer von der rüstigsten Koryphäe, deren überreife Formen am allerwenigsten der bei uns gangbaren Vorstellung von Bajadern entsprachen, daß ich ein ganz unaussehlicher Mäkelfris sei, daß die Damenschar einen ungemein kräftig entwickelten Korpsgeist besäße, und daß sie mich vor die Wahl stellte, entweder alle zusammen aufzunehmen oder gar keine; meine Ausmusterung sei eine unerhörte Kränkung für die zurückgesetzten und beweise nur, daß ich von der richtigen Wertschätzung gerade der allerbesten Kräfte noch himmelweit entfernt sei. Mit Damen muß man niemals brechen, deshalb machte ich gute Miene zu dem beabsichtigten Streik und formierte die Kompagnie in drei Glieder, da beim Abbilden eines ihrer gemeinschaftlichen Tänze eine die andere verdeckt haben würde; so entstand das hier abgedruckte Gruppenbild (Tafel 43) tatsächlich ganz gegen meine Absicht.

Mein Pfiffikus von Diener glaubte wohl bei dieser Gelegenheit einen Extrabackfisch verdienen zu können und hielt bei der Abfahrt der Tänzerinnen den Kutscher des zuletzt stehenden Wagens unter irgendeinem Vorwand zurück, was die beiden darin kauenden Fahrgäste gar nicht übel aufzunehmen schienen; schelmisch lächelnd und sichtlich geschmeichelt kletterten sie von dem Karren wieder herunter, wohl überzeugt, daß sie es mir ganz besonders angetan hätten, was für sie, da indische Tänzerinnen sich nicht durch Unzugänglichkeit auszeichnen, den Anfang eines pikanten Romanes bedeuten mochte. Sichtlich enttäuscht, daß sie nur einen Augenblick vor dem photographischen Apparat stehen (Tafel 43) und sich dann wieder heimtrollen sollten, erschwerten sie mir durch Schmollen und Kokettieren ihre Aufnahme nach Kräften; auf der Gesamtgruppe sitzt die eine dieser Grazien in der vorderen Reihe als zweite von links, die andere, eben die wichtigste Stimmführerin, als vierte von rechts gezählt.

Ich wußte nicht recht, ob ich über dieses Erlebnis lachen oder zürnen sollte, als schon ein neues Schauspiel vor meinem Bungalow erschien, der prachtvoll angeschirrte Staatselefant des Fürsten (Tafel 44); das in Silber getriebene Muster des von goldenen Tigern gestützten Sighes, die blendende Goldstickerei seiner Purpurdecke, die funkelnden Goldketten um Hals und Fuß und die Juwelen auf den um die Stoßzähne gelegten Ringen ließen mich vor Staunen über den auf meiner Bisierscheibe mir entgegenstrahlenden Glanz kaum zum ruhigen Aufnehmen des riesigen

Tieres kommen. Auch ein Jagdfalkenträger des Fürsten hatte sich eingefunden, der sich wohl ebenfalls für eine ganz besondere Merkwürdigkeit hielt.

Um in die Stadt und bis an die Burg zu kommen, stand mir ein Hofwagen zur Verfügung, der mir meiner Apparate wegen sehr willkommen war. Im allgemeinen wird in diesen sandreichen Teilen der Radschputana jedoch der „Segler der Wüste“, das Kamel, sowohl als Last- wie als Reittier bevorzugt, aber auch Fuhrwerke, von der eleganten Kutsche des Fürsten bis zum einfachsten Ackerkarren, werden mit Kamelen bespannt, sobald es gilt, den fußhohen Sandstaub auf den Landstraßen der schattenlosen, baumarmen Umgebung von Dschodpur in der Wüste von Marwar zu durchfahren, deren Holzarmut hier eine besonders starke Benutzung von an der Sonne gedörrten Kuhdüngerfladen als Bremsmaterial nötig macht. Auch die veralteten Kanonen, die dem Maharadscha zum Salutschießen belassen wurden, sind zumeist mit Kamelen, zum Teil auch mit Ochsen bespannt (Tafel 42 u. 47). Daß derartige störrische Zugtiere in einem ernststen Gefecht allerlei Verwirrungen anrichten können, liegt freilich auf der Hand.

Die Straßen und Märkte von Dschodpur (Tafel 44) bieten dem Architekten mindestens ebenso fesselnde Bilder wie dem Freunde urindischen Volkstums; hat man aber wie ich das Glück, gerade während der festlichen Woche in der Stadt zu weilen, in der sämtliche für das laufende Jahr geplanten Eheschließungen vollzogen werden, dann kann man sich förmlich berauschen an diesen unsagbar malerischen, festlich geschmückten Erscheinungen, die dann auf dem Wege von und nach den Tempeln gleich lebenden Märchen vorüberziehen. Jeder Bräutigam trägt dann an diesem seinem Festtage, und ebenso jede neuvermählte junge Frau trotz ihrer dichten Verschleierung, neben allem sonstigen Ausruf an Zieraten noch einen phantastischen Busch aus Metallflittern und blitzenden und schimmernden Steinen an der Seite des Kopfes, wodurch ihre Gestalten einen theatraleisch-phantastischen Eindruck hervorbringen.

Die Radschputen von Dschodpur fallen nicht nur durch ausdrucksvolle Gesichtszüge, sondern auch durch ihre stolze Tracht und durch ganz besonders kühn und selbstbewußt um das Haupt geschlungene Turbantücher auf, und das Bild eines fürstlichen Radschputen mit seiner Umgebung

(auf Tafel 45) zeigt den Aufwand an Zubehör, den dort ein hoher Stand erfordert. Der wichtigste Würdenträger ist der Träger des fürstlichen Sonnenschirmes, der auch ein köstlich gesticktes seidenes Umschlagetuch und einen zierlichen Rohrspazierstock in Bereitschaft zu halten pflegt; ferner darf der Schwerthalter und der Fächerchwinger nicht fehlen und ebensowenig der Jüngling, der die Wasserpfeife zu Füßen des Gewaltigen gebrauchsfertig hält. Von besonderer Wichtigkeit ist auch der Würdenträger, dem das goldne Tablett anvertraut ist, worauf grüne Betelblätter liegen, das Begrüßungszeichen der Hindus für Gäste; neben den Blättern steht eine Dose mit gelöschtem Kalk, der auf die Betelblätter gestrichen und mit diesen zerkaut wird, sowie ein Fläschchen mit Rosenwasser zum Besprengen der Gäste, das diese Bewillkommungsgarnitur vervollständigt. Alle diese Erfordernisse lassen uns ahnen, welch ein asiatisch-erhabenes, prachtvolles und pomphaftes Zeremoniell an den Fürstenhöfen der Radschputana üblich war als sich die Radschputen noch ihrer Machtfülle erfreuten.

Das heutige Dschodpur stammt etwa aus dem Jahre 1460, und die aus jener Zeit herrührenden Steinbauten und die mit entzückender Sorgfalt aus dem blauen Marmor Dschodpurs gemeißelten Nachahmungen zierlicher, edelgemusterter, durchbrochener Holzschnitzereien an Erkern, Dächern, Fenstern in der Burg muß man auffuchen, um sich eine zutreffende Vorstellung von dem einstigen Glanze dieser Stadt zu bilden (Tafel 46), die damals noch von waffenstarrenden, nach Kampf und Todesgefahr wahrhaft lechzenden Männern durchwogt war.

Nirgends blühte im alten, gewerbfleißigen Indien die Waffenschmiedekunst so herrlich wie hier in der Radschputana, bis im Jahre 1857 auch dieses wichtige Kunsthandwerk durch die „arms act“ der Engländer, die das Waffentragen bis auf einen nichtsagenden Rest einschränkte, lahmgelegt und dem Untergange geweiht war. Staunt man über den unaufhaltsamen Verfall der alten Gewerbe und Hausindustrien der Inder, so ist dafür keineswegs, wie man dies bei uns zu Lande den Engländern nachzusprechen pflegt, die schlaffe Trägheit der Hindus, sondern die Annektierung sämtlicher einstigen indischen Fürstentümer durch die Engländer verantwortlich zu machen; nur das Königreich Nepal darf sich noch seiner Unabhängigkeit erfreuen. Seitdem die Radschahs aufgehört haben,

wirkliche, ihr Land völlig selbständig regierende Fürsten zu sein, und nachdem ihnen die Mittel zur Lebensführung zu knapp zugeschnitten wurden, um den früheren Prunk aufrechtzuerhalten, gebriecht es an Stellen, von denen aus das dem Volke durch Steuern abgenommene Geld, sei es durch verschwenderische Hofhaltungen oder fürstliche Geschenke und Gegengeschenke, ins Rollen und wieder unter die Leute gebracht wird; jetzt wandern zum Ingrimme des indischen Volkes alle diese Gelder nach England, um in die Taschen der für unsere kargen Verhältnisse geradezu unglaublich hoch bezahlten Zivilbeamten in Indien zu fließen oder um das in Indien unterhaltene Heer zu füttern. Außerdem aber überschwemmt England und andere Länder Europas Indien mit wohlfeilen, durch Maschinen hergestellten Massenartikeln oder sonstigen Maschinenindustrieerzeugnissen, wie z. B. Webereiprodukten, gegen die das indische Hausindustriegewerbe nicht aufkommen kann und deshalb die Hände verzagend in den Schoß legt. Die Vergnügungsreisenden, die gewöhnlich möglichst billig einzukaufen suchen und den Feinheiten der vollendetsten indischen Kunstleistungen, wie z. B. der entzückenden Miniaturbildchen auf Elfenbein, selten verständnisvolle Würdigung entgegenbringen, kommen als Verbraucher derartiger Erzeugnisse um so weniger in Betracht, als sie in Indien häufig sogar mit in Europa fabrizierten geringwertigen Nachahmungen indischer Altertümer abgespießt werden.

Mit unwiderstehlicher Gewalt dringt die Erinnerung an die alten Zeiten Indiens, die in mancher Hinsicht gar nicht so entsetzlich waren, wie sie uns von den Fürsprechern englischer Gewalt- und Realpolitik hingestellt werden, beim Besuch der Burg von Dschodpur (Tafel 46) auf uns ein, zu der wir auf steilen Pfaden emporsteigen.

Selbst wer nur mit schwachem Phantasiefluge begabt ist muß von gewaltigen Gemütsbewegungen erfaßt werden, wenn er über diese Burggräben und durch diese gewaltigen mit Götterbildern geschmückten Tore schreitet und sich erinnert, was an diesen Felsenwänden, diesen wie für die Ewigkeit aus Steinquadern errichteten Wällen vorbeigezogen ist, aus denen mächtige Eisendorne als Abwehr einst dagegen anstürmender Kriegselefanten hervorragten. Freilich muß man außer den jetzt verlassenen Burgräumen, in denen Purpurvorhänge und goldene Schirme unbenutzte Lagerstätten umgeben, auch die Küstkammern gesehen haben, um die

Rittergestalten mit der ganzen Wucht stahlklirrender Rüstungen umkleiden zu können; einst zogen diese hier einher, geschmückt mit den schon in den ältesten Zeiten als Schildzier benutzten Wappenbildern und mit Turban oder Helmbüschchen aus Federn vom Pfau, dem Reittier des indischen Kriegsgottes Kartikeja, einem Helmschmuck, dessen Anwendung sich später von Indien aus nach Westen verbreitete und durch die Kreuzfahrer bis nach Deutschland gelangte.

Friedlich ging es ja niemals in diesen Gebieten Indiens zu, die den Einfallspforten nahe lagen, aus denen sich die mohammedanischen Eroberer Indiens, die Moguls, und vor diesen schon Ströme sththischer Asiaten nach Indien ergossen. Von solchen Reitervölkern, die sich mit den hier bereits angesiedelten brahminischen Ariern vermischten, stammen die Radschputen ab, die schließlich fast allein die Kriegerkaste Indiens bildeten; bald zerstreuten sie sich über das ganze Land und könnten heute dessen Herren sein, wenn sie nicht durch Kleinliche Streitigkeiten von der Einigkeit abgehalten worden wären, mit der sie sowohl den anstürmenden Islam wie auch später die Angriffe der ebenso kriegerischen Maharatten, gleich ihnen selber brahminischer Hindus, zu Boden geschlagen haben würden. Daß aber indische Streiter auch die Angriffe englischer Truppen siegreich abweisen können, haben die vergeblichen Erstürmungsversuche Burfurs im Jahre 1805 erwiesen, in denen General Locke Tausende seiner Soldaten nutzlos opfern mußte.

Der Brahminismus dieser Kriegerkaste sieht freilich wesentlich anders aus als die Grundsätze, nach denen die anderen indischen Kasten, vor allen die Brahmanen, zu leben verpflichtet sind. Die Anforderungen ihres Berufes als Soldaten, der den Blut und Blutvergießen scheuenden anderen Hindus nicht sympathisch sein konnte, geboten eine kräftigere Nahrungsweise als die übliche vegetabilische, so daß den Radschputen Fleischkost erlaubt war, natürlich mit Ausnahme von Speisen aus dem Fleisch des für geheiligt angesehenen Kindes. Aber auch andere Anschauungen, die mit dem stolzen Kriegersinn zusammenhingen und von denen der anderen Hindus abwichen, brachen sich hier Bahn, und ebenso entsprang hier eine besondere Literatur an Heldensagen, die von den Barden bei allen heroischen oder festlichen Gelegenheiten angestimmt wurden, mochte es in die Schlacht gehen oder zu Tier- und Gladiatorenkämpfen

oder zum Gelage, mochten in den Burggräben Kriegsgefangene hingeschlachtet oder geächtete, nur mit Schwert und Schild ausgestattete Stammesgenossen auf wildem Rappen aus dem Burgtor gejagt werden. Überall hatte ich in der Radschputana das Gefühl, daß hier einst sicherlich dem Lebensideal der Inder nachgelebt wurde, das Nitisataka in die Worte gekleidet hat:

Friedlich im Glück sein, trotzig in Fehden,
Standhaft im Unglück sein, Ehre erstreben,
Nebegewandt sein und kundig der Weben:
Das ist der Eblen natürliches Leben!

Man weiß nicht, welche Teile der in verschiedenen Zeiten errichteten, nunmehr arg vernachlässigten und zerfallenden Gebäude auf der Burg am meisten Bewunderung verdienen. Ein Blick auf das Steinfiligran der Fenster (Tafel 47) gibt einen Begriff von den Wundern, die der alten indischen Bauweise entstammen. Schauen wir aber aus diesen Fenstern auf die Stadt hinunter und dann weiter hinaus in die unabsehbare Ferne, so staunen wir über das trostlose Braun, in das die Wüste von Marwar, das Todesgebiet, gekleidet ist; der Befehl, sich gerade hier anzusiedeln, sollte ja eine den Rathors, den radschputischen Fürstenhöfen, von den siegreichen Mohammedanern auferlegte Strafe bedeuten! Auch der Marmorthron im Burghofe (Tafel 48) erweckt die Erinnerung an heiße Kämpfe von Usurpatoren, die diesen Fürstensitz einzunehmen trachteten.

Straff und energisch waren und sind auch noch zum Teil die Gestalten der tatendurstigen Radschputen; konnten diese als echte, kraftvolle Männer gelten, so waren ihre Frauen und Mädchen vollendete Verkörperungen der Weiblichkeit, und es ist kein Zufall, daß gerade hier die köstlichste Dichtergestalt der Inder, die Fürstin Damajanti, der Inbegriff weiblicher Tugenden, ihren Ursprung fand; der gewaltige mohammedanische Eroberer, der Großmogul Akbar, wußte für die Prinzen seines Hauses keine edleren Gemahlinnen zu finden, als die Töchter dieser brahminischen Rathors, die freilich von anderen Radschputenstämmen wegen dieser Vermischung mit den Todfeinden tödlich gehaßt wurden.

Neben diesem Dschodpur, das im Jahre 1839 die Engländer beim Erlöschen der bisher regierenden Fürstenlinie an sich rissen, glänzen in

Indien noch andere Perlen, die einst den Nadschputen gehörten: das herrliche Adschmir, Alwar und Udeipur, landschaftlich wohl die bevorzugteste Stadt der Nadschputana, deren Bewohner für besonders mutig und unternehmend galten. Der europäischen Kultur am meisten geneigt sind jedoch die Nadschputen von Dscheipur.

Es kann keinen größeren Unterschied zwischen den Erscheinungen zweier Städte desselben Volksstammes geben als den zwischen Dschodpur und Dscheipur, dort altes Indien, hier modernes, womit aber nicht etwa gesagt sein soll, verengländertes Indien. Nein, auch Dscheipur ist eine durchaus indische Stadt und von einem so besonderen Gepränge, daß man es niemals vergißt; man könnte es eine Stadt der Augenverblendung nennen. Was die Baumeister der alten Städte in solider Steinarbeit ausdrückten, ist hier dem Stuck übertragen; rosa getünchtes Mauerwerk an Stelle rötlicher Sandsteine und bläulicher Marmorquadern, Zuckerbäckerei an Stelle von Bildhauerkunst, Kulissenschein statt soliden Reichtums!

Neben dieser vorwiegenden Rosafärbung, die einer Mischung von Milch mit Himbeersaft gleicht, prägt sich auch die weite, lichte Straßenanlage ein, die nichts von dem Gewirr enger Gäßchen und Durchgänge älterer indischer Städte kennt. Die Stadt enthält keine alten Teile, da sie erst im Jahre 1728 gegründet und nach einem sehr übersichtlichen und einfachen Plane erbaut wurde. Die Hauptstraße, an der die bedeutendsten Gebäude liegen, wurde durchweg 35 Meter, ihre Querstraßen aber nur halb so breit gemacht, während deren Verbindungsstraßen abermals um die Hälfte schmaler sein müssen.

Vielen Besuchern Dscheipurs wird wohl der mit allem möglichen Luxus ausgestattete siebenstöckige Palast des Maharadschah den größten Eindruck machen, zu dem dieser durch eine nur für ihn geöffnete Pforte, das Publikum durch ein im übrigen mit sehr kindlichen Malereien bedecktes, weißgetünchtes Parktor Zutritt findet; ich muß aber gestehen, daß mich weit mehr das sogenannte „Observatorium“ fesselte, das der Begründer Dscheipurs wie in einigen anderen Städten so auch hier erbaut und mit von ihm erfundenen astronomischen Werkzeugen angefüllt hat, die freilich jetzt bis auf die aus Mauerwerk bestehenden Träger der Fernrohre wieder verschwunden sind. Dieser fürstliche Sternschauer soll

geäußert haben, daß ihm die Durchforschung des Himmelsraumes mehr Freude bereite als alle anderen irdischen Genüsse, und es muß demnach dieser Dschai Singh ein wahrhaft genialer, aufgeklärter Mann gewesen sein. Das Gerücht, das jeder Fremdenführer dem anderen nachbetet, wonach dieser Fürst seine bisherige Hauptstadt Amber (Tafel 50) im Jahre 1728 nur deshalb plötzlich verlassen, als Residenz aufgegeben und alsbald das heutige Dscheipur gegründet habe, weil ihm von einem Propheten verkündet wurde, er werde in seiner Hauptstadt Amber sterben, entbehrt des tatsächlichen Grundes, denn in Wirklichkeit ließ sich dieser Fürst durch die Vorstellungen seines Vertrauten, des Dschaina Bedhadur, zu diesem Residenzwechsel bestimmen, weil eine vorteilhafte Entwicklung Ambers durch seine abgeschlossene Lage in den Bergen nicht möglich war, Dscheipur mit seinen nach allen Richtungen offenen Verkehrswegen aber einer glückverheißenden Zukunft entgegensehen konnte; gingen auch diese Hoffnungen aus politischen Gründen nicht in Erfüllung, so wurde die Stadt doch ein Sitz neuindischer Bildung, die sich mit ihren alten asiatischen Kernen nur äußerlich an die europäische anlehnt.

Ähnlich wie sich die Burg Dschodpur über die gleichnamige Stadt erhebt, so ragt auch über die jetzt völlig von Menschen verlassene Stadt Amber auf einem Bergrücken der Palast gleichen Namens empor, den jeder Besucher Dscheipurs in Augenschein nimmt, da schon das Zugangstor eine Sehenswürdigkeit genannt werden kann. Der Fürst pflegt in liebenswürdiger Weise jedem reisenden Europäer, der darum nachsucht, zu diesem etwa acht Kilometer weiten Ausflug einen Elefanten seines Marstalles zu leihen, und ich habe ein mir in dieser Weise zur Verfügung gestelltes Reittier auf der beigefügten Ansicht des Schlosses (Tafel 48) als Staffage benutzt, auf dessen Rücken der Gefährte meiner ersten Indienreise, der den Lesern meiner „Indischen Gletscherfahrten“ wohlbekannte Gletscherführer Hans Kerer aus Kals, thront; Kamele, Ochsenkarren und ein indischer Feigenbaum, dessen Luftwurzeln der Erde zustreben, machen dies Bildchen zum Typus einer Radschputana-Landstraße. An dem Teich zu Füßen dieses Burgberges liegt ein Gebäude, in dessen Zellen sich die wissensdurftigen Fürsten von Dscheipur mit magischen Studien befaßt haben sollen, was wiederum von dem fort-

schriftlichen Streben der Dscheipur-Radschputen zeugt. In dem Teiche werden zahlreiche Krokodile gefüttert, deren für gewöhnlich nur wenig über dem Wasserspiegel hervorragende Schädelkruften kaum von den im Teiche schwimmenden genarbten Baumstämmen zu unterscheiden sind.

Ein für die Eigenart der Radschputana sehr bezeichnendes Straßenbild bieten die hier und da bemerkbaren Jagdleoparden (Tafel 49) oder Tschitas und die kleinen, für die Hasenjagd dressierten Luchse, die der Zähmung wegen meistens mit einer Lederkappe über den Augen dicht an der Straße angefesselt werden, um schließlich vollkommen gleichgültig gegen alles zu werden, was um sie herum geschieht, und die schließlich selbst die Tauben in Ruhe lassen, die hier auf allen Straßen und Plätzen, wo sie gefüttert werden, herumlaufen (Tafel 48). Bei eben erst im Fangeisen erbeuteten Leoparden werden allerlei Tierquälereien, Hunger, unaufhörlicher Lärm und andere kräftige Mittel angewendet, das auf dem Bette seines Wärters gefesselte Tier seiner Wildheit zu berauben; am wirksamsten soll die Maßregel sein, vor dem armen Gefangenen, dem ja stets die Augen bedeckt sind, eine Anzahl Weiber aufzustellen, die ihm ohne Unterlaß Tag und Nacht so lange in die Ohren schwagen und schreien, bis er zahm ist und seinem Wächter das Futter aus der Hand frißt; er folgt ihm dann wie ein Hund sogar in das Basargetümmel, wo sich niemand, außer Hunden, viel um die fessellos einherschreitenden Raubtiere kümmert. Die radschputischen Großen unterhalten sich vorzugsweise gern durch die Jagd, wobei, falls sie auf Antilopen gemünzt ist, diese Jagdleoparden als Treiber und Jagdhelfer dienen. Da diese Tiere fast ausschließlich mit dem Blut, der Leber und den Eingeweiden von Antilopen gefüttert werden, entwickeln sie außerordentlich scharfen Spürsinn, sobald sie in einem Traglasten auf das Jagdfeld geschafft sind und ihnen angesichts eines in weiter Ferne äsenden Antilopenrudels die Binde von den Augen genommen ist; sie pürschen sich an die Herde von hinten heran, springen dann dem Leitbock in den Nacken und jagen so das ganze Rudel den Gewehren der Jäger in Schußweite entgegen.

Zwölftes Kapitel

Mohammedaner-Residenzen in Indien

Auf den europäischen Reisenden werden in Indien zunächst die größten und reinsten Eindrücke durch Erscheinungen hervorgebracht, die gar nichts mit dem eigentlichen, d. h. dem brahminischen Indien zu tun haben, nämlich durch Überreste jener Prachtbauten, die von den mohammedanischen Eroberern Indiens zu Ehren des Islams oder zur Verherrlichung ihrer eigenen Herrschermacht inmitten des unterworfenen Hindu-volkes errichtet wurden.

Für den, der Indien um seiner selbst und der Inder willen liebt, ist es ein wahrer Jammer, zu sehen, was für konfuse Begriffe manche der Indien durchstastenden Globetrotter in dieses Land mitbringen; ich habe es schwarz auf weiß gelesen, daß jemand sich damit brüstete, hurtiger als irgendein anderer Indien und seine sights „durchgemacht“ zu haben! Leider ist Papier aus gar zu geduldigem Stoffe geformt, sonst würde es sich gewiß zornlobernd sträuben, wenn literarische Großsprecher sich nicht entblöden, die drawidischen Tempel Indiens im Quartanerstil kurzweg als „kolossalen Mumpis“ und die Südinder ausnahmslos als „ekelhaft“ abzutun; solche Bierbankredner beweisen damit nur, daß sie dort bei vornehmen Eingeborenen wohl keinen Zutritt gefunden haben und über eine nur recht mäßige Begabung verfügen, sich in die Gedankenkreise dieser phantasievollen Völker zu versenken.

Mit dem Sammelwort „indische Tempel“ werden von Weltbummlern, denen es ausschließlich auf immer neue Sensationen ankommt, alle erdenklichen Baulichkeiten samt und sonders in einen Topf geworfen, ohne daß sie sich die Mühe geben, die doch so leicht faßlichen Unterschiede der Bevölkerungsgruppen und ihrer Hauptkulte vor Antritt der Reise zu erfassen; ich würde mich glücklich schätzen, wenn auch dieses Werk zur Klärung der Anschauungen über Indien und die Inder beizutragen vermöchte. Daß auf fachwissenschaftlichen Studiengebieten von keiner Nation Bedeutenderes geleistet wurde und wird, als von deutschen Lin-

guisten, Archäologen und anderen Spezialforschern, ist bekannt, aber gerade weil diese höchsten Errungenschaften selten über die Gelehrtenkreise hinaus in das Publikum dringen, sind leichtfaßliche Schilderungen doch wohl nicht ganz ohne Nutzen und Zweck.

Ich müßte oft Gesagtes wiederholen und ein endloses, ermüdendes Kapitel schreiben, wollte ich die Überbleibsel aus der Glanzzeit der Mohammedanerherrschaft in Indien der Reihe nach durchgehen; ich möchte mich darauf beschränken, einiges vom Wesentlichsten herauszugreifen, was als Typus ganzer Gruppen gelten darf. Ich lade deshalb den Leser höflichst ein, mit mir in den klappernden Holzkasten zu steigen, der als Droschke vor dem Gasthof in Agra erscheint, und mich unmittelbar vor die Perle dieser Bauten im Sarazenenstile zu begleiten, vor die oder wohl besser vor den Tadsch.

Fernab von der Stadt und Burg Agra, auf dem anderen Ufer des Dschamnaflusses, hält der Wagen vor einem Bau, der schon manchmal für das eigentliche Ziel, für den erwarteten „indischen Tempel“ gehalten wurde, aber jeder auch nur einigermaßen Vorbereitete weiß, daß der Tadsch weder ein Tempel noch von Indern erbaut ist. Dieses Außentor, durch das wir in den Park des Tadsch eintreten, ist bereits eine Sehenswürdigkeit allerersten Ranges; doch wieviel Worte müßte ich verschwenden, um es mit allen Einzelheiten so deutlich zu bezeichnen, wie es durch das Bild (Tafel 52) mit einem Schlage erscheint! Mit wahrer Rührung und Dankbarkeit muß ich stets meiner photographischen Kamera gedenken, die mich in den Stand gesetzt hat, meinen Lesern wie mir selbst die äußeren Formen der bei diesem Bau aufgewendeten Bildnerkunst zu enthüllen, wobei ich bedaure, daß hier der Raum fehlt, die stilisierten Blütenteile, die das Portal als Zierlinien umranken, oder die zu einem wundervoll gemusterten Bande durch- und ineinandergeflochtenen arabischen Schriftzeichen, mit denen das ganze Tor in Gestalt von Koransprüchen umsäumt ist, in voller Treue wiederzugeben.

Wir treten aus dem draußen sengenden Sonnenglanz in die kühlen, schattigen Hallen des Tordurchganges, dessen entgegengesetztes Portal zugleich den Rahmen für die jenseits ausgebreitete Landschaft abgibt, für einen Anblick, der auf Erden nicht seinesgleichen hat und geradezu das Ideal jedes Landschaftsgärtners genannt werden muß (Tafel 51).

Wie auf allen Gebieten der Kunst Einfachheit und Reinheit des darstellenden Empfindens immerdar das Größte und die edelsten Wirkungen schafft und unvergleichlich viel nachhaltiger erquickt und erhebt als ausgeflügelte Spitzfindigkeiten, so prägt sich auch dieser erste Anblick des Tadsch für alle Zeit in die tiefste Seele des Beschauers. Es ist nicht möglich, starres Material in erhabeneren und zugleich anmutigere Formen zu zwingen, als durch diesen ungeheuren, mehr als 70 Meter hohen Bau, dessen schneeweiße, von bläulichem Geäder belebte Massen in den Jahren 1630 bis 1647 mit titanischen Kraftanstrengungen aus der Ferne herbeigeschafft, zusammengetürmt und schließlich mit den zierlichsten Linienführungen, über die der Formenschatz mohammedanischer Baukünstler verfügte, und mit Hilfe der kostbarsten Steine Indiens geschmückt wurden. Lebenden Wesen hauschmückende Motive zu entlehnen oder gar menschliche Figuren zur Ausschmückung von Kultusbauten zu verwenden ist dem Islam verboten, und deshalb sind den Mohammedanern brahminische Hindutempel dermaßen ein Greuel, daß z. B. der Eroberer Aurungzeb allen erreichbaren indischen Tierfiguren mythologischer Art die Köpfe weghauen ließ. Die Muster, in denen die Hauptumrisse des Tadsch durch Linienornamente aus stilisierten Blumengewinden oder Zweigen des Lebensbaumes hervorgehoben sind, kehren überall in unerschöpflicher Abwechslung und Mannigfaltigkeit wieder und werden auch mit Vorliebe auf den berühmten Marmorwaren Agram als Einlagen durch farbige Steine nachgebildet.

Es ist ziemlich gleichgültig, ob die Sage wahr ist, wonach ein genialer, seiner französischen Heimat eines Verbrechens wegen entflohener Juwelier oder ob ein italienischer Architekt der Urheber der Grundidee zu diesem wahrhaften Wunderbau gewesen sein soll, dessen Anlage, Abstufung und Begrenzung durch vier Minarettspitzen bei einem Blick aus der Vogelschau von der Zinne des Durchgangtores am klarsten zutage tritt; ebenso zweifelhaft ist es, ob der Baukünstler auf Anstiften des Bauherren, des gewaltigen Schah Dschehan, schließlich ermordet worden ist, um kein anderes Bauwerk von ähnlicher Pracht errichten zu können.

Unstreitig wurde die Absicht des Erbauers vollkommen erreicht, allerdings mächtig unterstützt von einer unübertrefflich feinfühlig gärtnerischen Verwendung von Zypressen und anderen ernst und schwermütig

erscheinenden Baumgruppen, die sich nebst der Vorderseite des Baues auf der ruhig klaren Wasserfläche eines in Marmor gefassten Beckens widerspiegeln, so daß der Marmorbau sich wie ein von Hoffnungsgrün umrahmtes, verkörpertes Ideal keuscher Reinheit vom blauen Himmelszelt abhebt. Dies alles im Verein mit der stadtfernen, weihvollen Stille des Ortes unterstützt die Wirkung dieser märchenhaften Schöpfung, die keinen geringeren Zweck hat, als fürstlicher Hochherzigkeit einen ewig dauernden Ausdruck zu geben; mit diesem Wunderbau suchte Schah Dschehan das Andenken an die geliebteste seiner zehn Gemahlinnen, an die Perserprinzessin Ardschmand Bonni Begum, zu ehren, die von ihm den Beinamen Mumtaz Mahal, d. h. die Auserwählte des Palastes, erhielt. Daß freilich neben deren irdischen Überresten nach seinem Hinscheiden auch die seinigen in diesem Mausoleum Ruhe finden sollten, lag keineswegs in den Absichten Schah Dschehans; er hatte vielmehr angeordnet, daß als Grabstätte für ihn ein nicht minder prächtiges Gebäude auf dem gegenüberliegenden Dschamnaufer errichtet werden sollte, ein letzter Wunsch, der von seinem Sohn und Nachfolger Aurungzeb mißachtet wurde, indem dieser es vorzog, die dafür hinterlegten Baukosten von etwa 40 Millionen Mark in die eigene Tasche zu stecken. Dieser Aurungzeb muß den Inbegriff eines asiatischen Tyrannen verkörpert haben, der sich nicht scheute, seinen eigenen Vater im Palast zu Agra einzukerkern, nachdem er ihn durch Übersendung des in eine Geschenkkiste verpackten abgehackten Kopfes seines Bruders Dara, der des Vaters Lieblingssohn war, zu Tode erschreckt hatte. Um das Urbild eines Franz Moor zu vervollständigen, soll er auch der zärtlichen Pflegerin des gefangenen Vaters, seiner Schwester Dschahanara Begum, einen Kelch voll Gift gereicht und sie so aus der Welt geschafft haben.

Einen Tempel oder eine Moschee soll der Tadsch also keineswegs vorstellen, wohl aber finden wir in Agra auf der anderen Flußseite einen der formenreinsten mohammedanischen Andachtsplätze, die Perlmoschee (Tafel 50), die nebst anderen Prunkbauten von mohammedanischen Herrschern innerhalb der einst fast uneinnehmbaren Burgmauern errichtet wurde.

Präsentierend tritt die Wache ins Gewehr, sobald der Wagen eines Europäers durch das gähnende Thor dieser zyklonischen Burgwälle don-

ner. Doch unsere Heiterkeit wegen dieser nicht gewohnten Ehrenerweisung wandelt sich beim Betreten des Hofes der Perlmoschee in ruhige, reine Freude, denn mit Staunen sehen wir, daß diese mächtige Wirkung durch schier unglaublich einfache Architekturmittel hervorgebracht wird, indem hier kein anderes Motiv als die gerade Linie, der Halbkreis und die Kuppelwölbung benutzt und auf jeden äußerlichen Auspuß Verzicht geleistet wurde. Wenn freilich die glatten Marmorfliesen dieser Moschee sprechen könnten, auf denen sich die Gläubigen allabendlich in der Richtung nach Mekka niederbeugen, dann könnten sie erzählen von den Seufzern und dem Todesröcheln, das einst aus den darunterliegenden Grüften emporrang, wenn dort Scharen brahminischer Hindus dem Hungertode erlagen, die nicht willens waren, dem Befehl des Großmoguls zu gehorchen und gleich vielen ihrer Landsleute zur Fahne des Propheten zu schwören. Nur vereinzelt fielen später die Nachkommen der mit so gewaltsamen Mitteln zu Mohammedanern gemachten Hindus beim Nachlassen des fanatischen Druckes wieder dem Brahminentum zu, so daß unter den fast 300 Millionen Menschen, die Indien bewohnen, immer noch der beträchtliche Bruchteil von rund 50 Millionen aus Mohammedanern besteht.

Das ganze Leben und Treiben am Hofe der Moguls wird vor dem geistigen Auge lebendig, wenn wir die anderen Burghöfe durchschreiten und die riesige, an drei Seiten offene Marmorhalle erblicken, die als „öffentliche Audienzhalle“ (Tafel 50) oder Diwan-*J-Am* an gewissen Festtagen jedermann Gelegenheit bot, sich dem Antlitz seines Herrschers zu nähern, der dann von allen Großen seines Reiches unter Entfaltung eines für unsere Begriffe unerhörten Prunkes umringt war. Gegenwärtig lagern auf dem Platz, wo einst die malerischen Gruppen kriegerischer und siegreicher Mohammedaner ihrem Gebieter zusauchzten, Pyramiden von englischen Bomben und Kanonenläufen, die den Hindus jederzeit die Mittel vor Augen führen sollen, denen die gegenwärtigen Herren der indischen Lande ihre Macht und ihren Reichtum verdanken. Zierlicher und intimer als die öffentliche Audienzhalle wirkt aber ein anderer inmitten eines Rosengartens ebenfalls aus Marmor erbauter Pavillon, der für Besuche von Fürstlichkeiten oder anderen Personen von Rang bestimmt war und Diwan-*J-Khas*, privates Audienzgemach, hieß. Ein Blick vom

Söller dieser Halle an einem Sommerabend oder noch besser in stiller, linder Nacht hinaus in die weite, indische Ebene, zumal wenn der Mond darüber steht und seinen Silberglanz über den Strom und den sich dahinter erhebenden Tadsch ausbreitet, gehört zu jenen zarten delikaten Genüssen, die alle Mühen einer Indienreise vergessen lassen. Vergnügungsreisende besuchen übrigens Indien grundsätzlich nur in der kühlfsten Jahreszeit, in deren frühen Morgen- und Abendstunden das Klima entzückend und auch tagsüber nicht wärmer ist als in manchem Sommer in Deutschland; mit Recht darf man erst über Hitze jammern, wenn man einen indischen Hundstagsommer auf seiner Höhe kosten mußte, und ebenso kann nur der sagen, er kenne Indien gründlich, der aus eigener Erfahrung die indische Regenzeit kennt.

Neben den Mausoleen, Moscheen, Palästen und sonstigen Marmorbauten Agras verdient aber die etwa 35 Kilometer westlich von Agra in den Bergen liegende Sommerfrische und Nebenresidenz des gütigen, gerechten und gelehrten, schließlich aber sich selbst als Verkörperung des Sonnenbegriffs vergötternden Kaisers Akbar unbedingt ebenfalls einen Besuch, wäre es auch nur, um hier in Futti Pur Sikri zwar eine ähnliche, aber nicht in Marmor, sondern in feinkörnigem roten Sandstein ins Dasein getretene Kunstvollendung zu finden, die jedoch neben gigantischer Kraft und tiefster Bedeutung zugleich nach dem Zierlich-Gefälligen in den Einzelheiten strebt; das Pantsch Mahal, ein luftiger Sommerpalast, dessen fünf Stockwerke fünf entscheidende kaiserliche Siege verherrlichen, zeigt diese mohammedanische Bauweise am schönsten.

Wenn von den Plätzen die Rede ist, an denen einst mohammedanische Erobererpracht zur glänzendsten Entfaltung gelangte, pflegt in einem Atem mit Agra der Name Delhi genannt zu werden. Auch in Delhi hielten die Moguls inmitten ihrer Palastgärten pomphafte Audienztage ab, doch auch in den dafür bestimmten Hallen erinnern nur noch köstlich ausgearbeitete Pfeiler und mit wundervollen Steineinlagen verzierte Mauern an jene Tage fabelhaften Glanzes, wo im Fürstenpalaste zu Agra der Koh-J-Mor als wertvollster Edelstein, den die Erde trug, auf kostbarem Steinsockel prangte, wie er jetzt als schönster Stein in der englischen Krone funkelt, und erschreckend leer steht jetzt diese feenhaft geschmückte, von Gold strogende Audienzhalle zu Delhi, in der der Fürst

auf einem Goldfessel thronte, dessen Lehnen aus dem Diamantgefieder von Pfauen bestanden; doch auch dieser Pfauenthron blieb nicht im Lande, sondern wurde durch Nadir Schah nach Persien geschleppt, wo er noch jetzt den Mittelpunkt der fürstlichen Schatzkammern bildet. Besonders hier in Delhi gilt es, die Phantasie anzurufen und sich die wundervollen Steinmosaikböden dieser nun trostlos öden Hallen mit Prachtgestalten belebt zu denken, die man heute nur noch vereinzelt zu Gesicht bekommt, wenn man nicht das Glück hat, einem großen Durbar oder Empfangstage eines indischen Fürsten beizuwohnen.

Es drückt den Geist unsäglich nieder, in Delhi überall die Spuren fähen Schicksalswechsels zu sehen und tiefste Armut und unaufhaltbaren Verfall wahrzunehmen, wo im Mittelalter alle Schätze des Erdballs massenhaft zusammenfloßen. Bezeigten die Mohammedaner der Stadt Delhi nicht Opferfreudigkeit genug, aus eigenen Mitteln für die Erhaltung ihrer aus rotem Sandstein erbauten großartigen Dschumamoschee (Tafel 53) zu sorgen, so würde diese wundervolle Moschee, die einen Schuh und ein Barthaar des Propheten, sowie einen von diesem selbst diktierten Koran umschließt, wohl ebenfalls bald nur noch eine Ruine sein, wie es deren auf den Trümmern um Delhi herum unzählige gibt; die Stadt wurde nämlich nach jeder der sich sehr oft wiederholenden Zerstörungen bald hier, bald dort wieder aufgebaut, einmal sogar in plötzlicher Despotenlaune zugunsten eines anderen Ortes für einige Zeit als Residenz völlig aufgegeben.

Doch inmitten dieser entvölkerten Ruinen flehen die Mohammedaner zu Allah und seinem großen Propheten, und aus vielen Merkzeichen spricht die in Indien noch lange nicht erloschene zähe Lebenskraft des Islam. Mit welchem Ernst versammeln sich seine Anhänger an jedem Freitag in der Halle der Dschumamoschee zur Predigt, und wie qualvoll dicht aneinandergedrängt erfüllen sie am Idfest, aus ganz Nordindien herbeigeströmt, den ungeheuren Hof, in dem sich das Becken für die religiösen Abwaschungen befindet! Mit welcher Inbrunst beugt sich dann jeder in dieser unabsehbaren Schar, sobald der Ruf Allah o Akbar, „Gott ist groß!“, vom Minarett erschallt, dem Beispiel des Vorbeters folgend und nach West gerichtet, zweimal zum Erdboden nieder, so tief, daß die Stirn den Erdboden berührt! Fürwahr, wer solche Äußerungen

einer alle mit gleicher Glut durchdringenden Glaubensfreudigkeit und unerschütterlichen religiösen Zuversicht wahrgenommen hat, der darf den Islam nicht als eine ohnmächtig werdende Lehre misachten.

Wurden die Bewohner Delhis in älteren Zeiten durch die Einfälle der Mohammedaner gequält und geplündert, so litten sie im neunzehnten Jahrhundert nicht weniger durch die Eroberungsgelüste der Engländer, die sich im Jahre 1803 zu Herren der Stadt machten und ihren Stolz darein setzten, gerade von diesem Hauptsitz indischer Kaisergewalt aus im Jahre 1877 die Königin Viktoria als Kaiserin Indiens auszurufen, wie ja auch hier 1902 die Krönung König Eduards mit Aufwand von vielen Millionen gefeiert wurde, während ringsum das Gespenst der Hungersnot seine Würgerarbeit vollzog. Wenig will freilich zu diesem Stolz die historisch feststehende Tatsache passen, daß hier in demselben Delhi der letzte Kaiser von Indien samt seinen beiden Söhnen nach dem Fehlschlagen des indischen Aufstandes im Jahre 1857 durch ein Bubenstück ohne gleichen aus der Welt geschafft wurde. Grimmiges Entsetzen über die Strupellosigkeit, der die englische Realpolitik ihre Riesenerfolge verdankt, muß jeden überkommen, der erfährt, wie unsagbar brutal und feige damals ein englischer Offizier diesen Kaiser Bahadur Schah und die beiden ebenfalls unbewaffneten jungen Prinzen aus nächster Nähe mit Pistolenkugeln niederknallte, als sie im blinden Vertrauen auf das feste englische Versprechen, daß ihr Leben geschont werden solle, das Mausoleum Hamuyans verließen, das ihnen als sicherer Schlupfwinkel gedient hatte. An diesen Aufstand wird man in Delhi auf Schritt und Tritt gemahnt, sei es durch das von den Kugeln der Hindus zerschossene Kreuz einer Kirchturmspitze, sei es durch die Bresche, die die Engländer unter Aufopferung zahlreicher treugebliebener indischer Sipeutruppen in das Kaschmirtor sprengen ließen, um Delhi stürmen zu können.

Das düstere Mausoleum Hamuyans gilt ebenfalls als eine Sehenswürdigkeit der ferneren Umgebung Delhis, weit mehr aber noch der rätselhafte Kutub-Minar-Turm, dessen Querschnitt eine höchst wunderliche Mischung spitzwinkliger Erker und Rundungen darstellt; über den Zweck und die Herstellung dieses Riesenturmes gehen die Ansichten der brahminischen und mohammedanischen Hindus weit auseinander.

ander, indem erstere behaupten, er sei ursprünglich von einem Brahminenfürsten errichtet worden, damit seine Tochter früher als alle anderen Bewohner Delhis den Sonnenaufgang begrüßen könne, während die Mohammedaner versichern, er sei von Anfang an als Minarett erbaut und mit Koraninschriften verziert gewesen und nach und nach durch stetig schlanker werdende Aufsätze verlängert worden.

Das Ersteigen der 378 Stufen dieses Turmes gehört ebenfalls in das unabänderliche Programm jeder Gesellschaftsreise durch Indien. Doch hatten in früheren Jahren viele Personen davor eine unüberwindliche Scheu, weil es hieß, daß sich in dem stets offenen Turm Leoparden und tolle Schakale zu verkriechen liebten; sind schon bei uns tolle Hunde keine harmlosen Tierchen, so können die in einzelnen Strichen Indiens häufigen tollen Schakale geradezu als Landplage gelten.

So umfassend die Aussicht der Turmzinne über die endlosen Ruinenfelder des alten Delhi auch ist, so erweckt doch eine nahe am Kutub-Minar sieben Meter aus der Erde ragende und gleichfalls mit dem Reiz des Geheimnisses umgebene blanke, nie vom Rost zerfressene und wohl bereits 1800 Jahre alte Eisensäule in weit höherem Grade das Interesse der Besucher. Nach hergebrachter Ansicht sollte dieser Schaft nämlich bis zum Mittelpunkte der Erde hinabreichen und dort einem Drachen durchs Herz gebohrt sein; ein brahminischer Fürst, der die Richtigkeit dieser Sage prüfen wollte, habe, so berichtet die Sage, trotz des Ab-ratens der Brahmanen, diese Säule aus der Erde graben lassen und dabei festgestellt, daß sie nicht tiefer in der Erde steckte, als sie darüber hinausragte; da aber das untere Ende blutrot gefärbt war, wurde dieser als Frevel aufgefaßt und allgemein mißbilligten Tat die Schuld an dem bald darauf erfolgenden Untergange des Fürsten und dem Siege der andringenden Mohammedaner zugeschrieben.

Im großen und ganzen bilden die Straßenbilder in Delhi sowohl wie in Agra bei weitem nicht so reiche und fesselnde Figuren wie in der Nadschputana. Die Kaufleute, die Juweliere und Goldarbeiter haben ihre Läden zumeist auf der Hauptstraße, dem Tschandni-Tschauß oder Silberwege; da die Läden offen sind, kann man darin die nach unseren Gewohnheiten höchst unbequeme Art wahrnehmen, in der dort die Buchhalter zu schreiben pflegen (Tafel 51). Auch hier klagten mir die Kauf-

leute über den beständig schlechter werdenden Geschäftsgang, da das indische Volk immer mehr verarme und keine Ersparnisse mehr machen könne, um sie in Gestalt von Schmucksachen aus edlen Metallen in die Hände ihrer sparsamen Hausfrauen zu legen. Für jemand, der noch nicht lange in Indien ist, wird in Delhi besonders das Herumstreifen in Werkstätten der Goldarbeiter oder auch der Töpfer und die Erzeugung ihrer absonderlich geformten Gefäße (Tafel 52) eine fesselnde Augenweide bieten, nicht minder der Besuch des Platzes an der Dschumamoschee, wo die Kamelomnibusse aus allen Richtungen zusammentreffen, um ihre Bespannung zu wechseln; der obere Raum dieser seltsamen Wagen dient zur Aufnahme des Gepäcks und zugleich zur Abhaltung der Sonnenwärme von dem unteren Teile des Wagens.

Als dritter im Bunde dieser einst unermesslich reichen nunmehr verfallenden Hauptstöße des Islam kann Ahmedabad gelten, das bis zur Mitte des siebzehnten Jahrhunderts wohl den bedeutendsten Stapelplatz Indiens und Austauschplatz aller Erzeugnisse Asiens bildete. Wer freilich bereits die weit lebhafter in die Augen springenden Baudenkmäler Delhis und Agras gesehen, wird selbst von der Hauptmoschee Ahmedabads (Tafel 50), die durch ihre zahllosen in den verschiedensten Mustern ausgemeißelten Pfeiler berühmt ist, ebensowenig noch überrascht werden können, wie von den schlichten, höchstens mit einer Zierleiste aus Perlmutter geschmückten Marmorsarkophagen (Tafel 52), die an die Kinder und Gemahlinnen Ahmeds und seiner Nachfolger erinnern, jedoch ohne deren Namen auf die Nachwelt zu bringen oder sonst eine Inschrift zu tragen. Der Islam verschmäht angesichts des alle gleichmachenden Schicksals derartige Verzierungen der Grabstätten, und zieht es vor, auf den Gräbern der Frauen eine leere Schreibtafel, auf denen ihrer Gatten aber einen schreibstiftähnlichen Stab anzubringen, um anzudeuten, daß das Weib von Natur einem unbeschriebenen Blatte gleiche, das erst durch die Einwirkung des Mannes Inhalt und Bedeutung empfangt.

Wer aufmerkamen Auges an den morschen Ruinen der zunächst von den Mohammedanern und dann von den rachedürstend über die Moslems herfallenden brahminischen Mahratten zerstörten Gebäuden herumspäht, wird als dürftige Zeugen einstigen verschwenderischen Reichthums hie und da wahre Wunder kunstgewerblicher Leistungen ausfindig machen können;

als Beispiel hierfür möge das Bild eines aus Marmor gemeißelten Fenstergitters (Tafel 51) in der Vorderwand der Sidi-Seid-Moschee gelten; es zeigt einerseits die entzückende Zierlichkeit seines labyrinthisch verschlungenen und verzweigten Arabeskenmusters, aber auch zugleich, wie von dieser einstigen stolzen Fassade nur ein Mauerrest übriggeblieben ist.

Wie jede größere gewerbetreibende Stadt Indiens hat auch Ahmedabad ganz bestimmte Industriezweige, die von alters her Ruf haben und auch heute noch ganz wundervolle Erzeugnisse liefern, wenngleich die Schönheit der einst in Ahmedabad gestickten Decken und Tücher von den heutigen erfindungsärmeren und empfindungschwächeren Indern nicht mehr erreicht werden kann, so daß vielfach ältere Muster Verwendung finden; besonders geschieht dies wohl seitens der Kunsttischler, die Kästchen aus duftendem Sandelholz zu schnitzen und diese mit in Elfenbein geritzten Zeichnungen oder bewundernswerten feinen Mosaiken aus winzigen Plättchen von Silber, Elfenbein, Korallen, Ebenholz und edlen Steinen zu belegen verstehen. Wenn auch die wirklichen Meister dieser Technik nur Gutes herstellen, gibt es doch genug, die dem Zuge der Zeit folgen und wohlfeile Geräte ähnlicher Art, aber ohne jeden künstlerischen Wert, auf den Markt bringen und versuchen, sie dem Fremden zu hohen Preisen aufzuschwätzen. Kein verlorenes Geld schmerzt so wie das Lehrgeld, das jeder Neuling für derartige Erfahrungen anlegen muß.

Schließlich aber darf in diesem Kranze Abschnir nicht fehlen, das, bereits im siebenten Jahrhundert von Mohammed Kassim bedroht, sich mit Hilfe tapferer Radschputen vier Jahrhunderte hindurch der Mohammedaner erwehren konnte, dann aber für lange Zeit zum Mittelpunkte des Islam wurde, der die alten, herrlichen Hindutempel der Dschainsekte durch Zerstörung oder Entfernung aller an den Brahminenkult erinnernden mythologischen Figuren in Moscheen verwandelte. Hier spielte sich im Jahre 1615 in einem Sommerpalast an den Ufern eines Sees eine der folgenschwersten Szenen der Weltgeschichte ab, indem Dschehangir inmitten einer prachtvollen Durbarversammlung seiner Großen zwischen zwei lebenden weißen Hirschen thronend den demütig Geschenke darbringenden Lord Roe empfing und den Engländern die bescheiden nachgesuchte Erlaubnis gewährte, in Indien etwas Handel zu betreiben. Welch

ein Gegensatz zu der neuen Zeit, wo es ein englischer Beamter fertig bekam, einige der am schönsten ziselirten Säulen aus dem Haupttempel herausbrechen zu lassen, um daraus einen Triumphbogen für den bevorstehenden Besuch des Vizekönigs in Adschmir zu bilden!

Auch im übrigen ist Adschmir der Hintergrund merkwürdiger, verflungener Geschehnisse, deren Wahrzeichen mehr und mehr verschwinden. Zu den seltsamsten gehören die ganz ungeheuren Kochtöpfe und bronzenen Riesenkessel, in denen wohlthätige Reiche an hohen Festtagen wahre Puddingberge mit Reis, Mandeln und Butter kochen und den Armen der Stadt Adschmir zur Verfügung stellen ließen, die sich an diesem Tage wie im Scharaffenlande gefühlt haben müssen.

Kein indischer Stamm hat den mohammedanischen Eindringlingen in Indien mehr zu schaffen gemacht und wirksamer das Gegengewicht gehalten, ja, sie sogar öfter aufs Haupt geschlagen, als die Mahratten, die neben den Radschputen und Sikhs die tapfersten brahminischen Hindus als Kriegerkaste umschlossen; selbst die englische Macht wäre gegen sie ohnmächtig gewesen, wenn nicht Uneinigkeit der Führer und Treubruch seitens der Nietsoldaten schließlich den Engländern die Besiegung der Mahratten ermöglicht hätte. Die wichtigste Mahrattenhauptstadt, Gwalior, liegt kaum zweihundert Kilometer südlich von Agra und darf als ein Glanzpunkt des vormaligen brahminischen Indiens den eben behandelten Sigen einstiger mohammedanischer Macht und Pracht an die Seite gestellt werden.

Der zur Zeit des indischen Aufstandes in Gwalior regierende Maharadschah glaubte den ewigen Dank der Engländer zu verdienen, wenn er die Ausbreitung des Sipenaufstandes in seinem Staat nach besten Kräften einzuschränken suchte; als Dank mußte er es dulden, daß die Engländer seine für uneinnehmbar geltende Felsenfestung während der Zeit des Aufstandes besetzten, diese Besetzung aber ganz aus Versehen bis zum Jahre 1885 ausdehnten und die Feste nur gegen Zahlung einer Summe von einigen Millionen Rupien auslieferten; ebenso zufällig war die Burg inzwischen entwertet worden, indem in der Nähe Gwaliors bei Morar eine englische Garnison mit weittragenden Geschützen untergebracht worden, dagegen den Truppen des Maharadscha von den Engländern eine veraltete Bewaffnung vorgeschrieben worden war. Die Uneinnehmbarkeit

der Festung war dadurch ebensosehr zur leeren Phrase geworden wie der dem Fürsten zugestandene Titel der „Unabhängigkeit“. Tatsächlich war das Festungsschloß nie mit Sturm und Gewalt, sondern stets durch Ver- rat und List eingenommen worden.

Zum Besuche dieser Burg hatte mir der Maharadscha Madodschi Rao Scindia einen seiner prächtigsten Elefanten geliehen. Es geschah das viel- leicht als Erkenntlichkeit für einige Ratschläge, die ich ihm, einem wif- begierigen Amateurphotographen, gesprächsweise geben konnte, während er mir seine in wahrhaft fürstlichem Maße angelegte Dunkellammer und seinen pompösen Durbaraal zeigte.

Der Besuch bei diesem Maharadscha, einem der angesehensten unter den indischen Fürsten, wird mir aus mancherlei Gründen unvergeßlich bleiben. Ich hatte in Erfahrung gebracht, daß an einem gewissen Tage des Jahres 1896 ein großer Durbar stattfinden würde, und hatte auch die Erlaubnis erhalten, daran teilzunehmen. Ich freute mich unsagbar auf diese voraussichtlich überaus reiche Festversammlung indischer Großer und die damit verknüpfte Gelegenheit zur Aufnahme außergewöhnlich interessanter Porträte; frühzeitig machte ich mich auf den Weg nach dem Dschai-Indar-Bhawan-Palaste. Unterwegs verlor jedoch der Wagen, worin ich zu dem Durbar eilte, ein Rad, so daß ich einige Ver- legungen davontrug und ein Aufenthalt entstand, der die für den Durbar angelegte Zeit vollständig verschlang.

Als endlich mein Wagen vor dem äußeren Palasttore anlangte, kam mir bereits der endlose Zug hoher Herren entgegen, der sich noch fort- während unter lebhaftem Geräusch innerhalb des Schloßhofes ordnete und in Bewegung setzte. Ich sah auf den ersten Blick, daß hier von Bil- dermachen keine Rede sein konnte. Es war nicht statthaft, daß mein Wagen oder ich selbst an dem mir aus dem Tor entgegenflutenden Ge- wühl vorbeizukommen versuchte, und so blieb mir nichts anderes übrig, da eine Aufstellung des Apparates hart vor dem Tore weder schicklich noch möglich war, als alle diese ganz fabelhaft kostümierten Gestalten und abenteuerlichen Charakterköpfe der vornehmsten lebenden Mahratten an mir vorüberziehen zu sehen, ohne auch nur eine einzige dieser Figuren im Bilde festhalten zu können.

Doch nicht nur die Erscheinungen der Festteilnehmer grenzten durch die

troszig-verschlagene Eigenart mahrattischer Gesichtszüge und des kühnen Geschmacks in Kleidung und Turbanwicklung ans Wunderbare, auch die Art, wie die Herrschaften fortbewegt wurden, um sich von Gwalior aus über alle mahrattischen Gebiete zu zerstreuen, war so abwechslungsreich und phantastisch wie möglich. Ein wanderndes Museum so merkwürdiger, nie gesehener Transportwerkzeuge in Gestalt von Wagen und Karren, Sänften, Tragstühlen und Hängematten bewegte sich im Geschwindschritt an mir vorüber, daß ich, untätig in meinem Wagen stehend, sicherlich ein ganz verzwicktes Gesicht geschnitten habe; standen mir vor ohnmächtigem Grimm über dies nie wieder gutzumachende Mißgeschick Tränen in dem einen Auge, so strahlte gewiß das andere vor heller Freude über dieses ganz unvergleichliche, echt indische Schauspiel. Ich mußte mich bezwingen, nicht mit Gewalt die Träger der oft lächerlich winzigen Palanquine aufzuhalten, weil ich solche Beförderungsmittel bis dahin ebensowenig für denkbar gehalten hatte, wie die Möglichkeit, daß so reiche, hochstehende Herren in für Europäer ganz unerträglichen Stellungen und mit stets untergeschlagenen Beinen die weitesten Reisen zu machen vermögen. Die Fuhrwerke aller Klassen des Mahrattenvolkes lassen überhaupt alles an Bequemlichkeit vermissen; wie es z. B. der auf Tafel 53 abgebildete reisende Greis fertig bekommt, in seiner engen Droschke sogar noch eine verschleierte Dame im Schoß zu halten, ist mir unfassbar, dagegen begreife ich, daß der Kutscher auf der Deichsel kauern muß, um zu verhüten, daß das Pärchen das Übergewicht bekommt und mit dem ganzen Fuhrwerke nach hinten umkippt.

Unter diesem Widerstreit von Verdruß und Jubel langte ich bei dem Maharadschah an, der mich in seiner Art zu trösten versuchte, aber mit sichtlicher Verstimmung es nicht begreifen zu können schien, daß mich die Herrlichkeit seines Prunksaales, der dem eines venezianischen Palastes nachgebildet ist, ziemlich kalt ließ, und daß mich alle darin angehäuften Kristallkronleuchten, seidenen Vorhänge, Gobelins und kostbaren Spieluhren nicht für die mir entgangenen Modelle zu entschädigen, ja, nicht einmal zu reizen vermochten, eine einzige photographische Platte dafür anzulegen.

Es würde eine mächtige Abhandlung erfordern, wollte ich die sich bei meinem Ritt nach der jetzt unbewohnten Burg darbietenden Architektur-

bilder zu beschreiben versuchen. Die zwischen den fünf Torwegen liegenden Felswände, längs deren sich der steile Pfad auf die Höhe der Zitabelle hinaufzieht, und vor allen Dingen die mit blauen Emailleverzierungen bedeckte Hauptfassade des mehr als tausendjährigen King-Pal-Palastes, sind so überladen mit Säulen und Gesimsen, Denkmälern, Wandbildern, Altären und anderem Ausschmucke, daß ich, um meine Leser nicht zu ermüden, nur die beiden großartigsten Überreste aus jenem Zeitabschnitt erwähne, wo die Dschains die Gebieter dieses nun völlig verlassenen Burgschlosses waren und die Hochebene, auf der das Schloß stand, mit auserlesenen Tempeln bebauten. Auch hier hat fanatische Zerstörungslust mohammedanischer Eroberer, denen die Felsenfeste vom Jahre 1019 bis zum Zusammenbruch der Mogulmacht gehörte, diese köstlichen Bauwerke, den kreuzförmig gebauten Abinath- und den mächtig in die Höhe aufragenden Deli-Mandal-Tempel durch Verstümmelung aller mythologischen Figuren und durch sonstige Gewalttaten beeinträchtigt, ohne jedoch diesen wunderbaren Architekturschöpfungen die Eigenart des Baugeschmackes der Dschainsekte rauben zu können, die in jeder Richtung nach möglichster Vollendung und Reinheit sowohl in ihren Schöpfungen wie in der Ethik ihrer Gedankenwelt trachtet. Keine andere aus dem Brahminentum hervorgegangene Religionsgemeinschaft hat sich selbst so strenge Gesetze gegeben, wie die Dschains, die stolz darauf sind, daß der Religionslehrer des Fürstensohnes Sakya Muni, des späteren Buddha, zu ihrer Gemeinde gehörte. In ihrer Schonung jedes Lebens, wo immer es sich offenbart, schreiten diese Frommen nie anders dahin, als angetan mit einem Leinenläppchen vor dem Munde zum Zurückhalten herum-schwirrender, beim Sprechen oder Atmen leicht in den Mund geratender Insekten und ausgerüstet mit einem Wedel von Pfauenfeder, um mit größter Schonung die Tierchen von einem Platz fortzujagen, auf dem sich der Dschain niederzulassen beabsichtigt.

Auch die steilen westlichen Felsabstürze des Urwahitales sind durch die schon in den ältesten Zeiten hochentwickelte Bildnerkunst der Dschains mit zahlreichen aus den Felsen herausgehauenen Figuren von Tirthankar Abinat, dem Stifter der Dschainlehre, dauernd verziert worden. Delhi aber, die verfallende Moslem-Residenz, blüht wieder auf, seit es (an Stelle Kalkuttas) englischer Regierungssitz wurde. —

Dreizehntes Kapitel

Brandungsplaze des indischen Aufstandes

Ich glaube nicht, daß je irgendein europäischer Indienreisender so un- freiwillig und unbeabsichtigt ein Bad im Gangesstrom genommen hat, wie der Verfasser dieses Werkes. Ob freilich das heilige Gewässer dabei auch meine Sünden wie bei den darin badenden brahminischen Hindus fortgewaschen hat, wage ich nicht zu behaupten.

Um zu sagen, wie ich zu diesem Gratisbad gekommen bin, muß ich etwas weiter ausholen.

In der Absicht, ein ansehnliches Bild von der Uferumgebung des Sutti Tschaura Ghat in Kahnpur aufzunehmen, hatte ich mich auf einen in das Wasser hineingebauten Mauervorsprung gestellt und den umfänglichen Apparat auf einen festen Dreifuß aufgeschraubt, oder genauer gesagt, ich hatte ihn von meinem Diener festschrauben lassen und stand nun abwartend daneben, um bei geeigneter Gelegenheit die Aufnahme zu machen.

Die Badezeit war vorüber, und es befanden sich nur wenig Badende an dem in den frühen Morgenstunden von brahminischen Badegästen wimmelnden Ufer, und außer mir war niemand auf dem gemauerten Vorsprung, dessen oberer Rand etwa zwei Meter über der Wasserfläche lag und auf dem sich während der Zeit der religiösen Waschungen Bser oder sonstige fromme Hindus unter riesigen Sonnenschirmen aufzuhalten pflegten. Ich hatte gerade diese Zeit für den Besuch Kahnpurs gewählt, weil an dem folgenden Tage, einem Hinduvesttage, hier ein großartiges Zusammentreffen von Bsern aus allen Teilen Indiens zu erwarten stand. Es war bereits eine stattliche Anzahl solcher sonderbarer Heiliger (Tafel 54) eingetroffen, die sich in der prächtigen zum Badeghat führenden Allee niedergelassen hatten, umringt von anderen Pilgern oder Einwohnern der Stadt.

Diese Allee und dieses Sutti Tschaura Ghat, wo ankommende und abgehende Gangesboote anzulegen pflegten, müssen für jeden einigermaßen mit indischen Begebenheiten Vertrauten ein wehmutsvolles Interesse

haben und bewegten auch mich bei meinem Aufenthalt im innersten Gemüth. Diese schattige Allee war am 27. Juni 1857 die Todesstraße gewesen, worauf die englische Besatzung Kahnपुर, die sich 23 lange Tage gegen die aufständischen Sipeus unter Nana Sahib in einem haufälligen Hospital tapfer verteidigt und gehalten hatte, an den Strom flüchteten, um sich nach Allahabad einzuschiffen; sie vertrauten dabei auf das Versprechen freien und bewaffneten Abzuges, das ihnen Nana Sahib gegeben hatte, als er anfing, einen siegreichen Ausgang seiner Sache zu bezweifeln. Übermannt von dem Wunsch, an den verhassten, nach Gold und Land lüfternen Fremden volle Rache zu nehmen und durch ihre Ausrottung für alle Zukunft ein warnendes Exempel zu stiften, ließ er sich jedoch zum Wortbruch hinreißen, verbarg einige hundert indische Schützen und ein paar Kanonen in den Büschen um den Einschiffungsplatz und ließ, nachdem er den Engländern nebst ihren Frauen und Kindern den Rückzug durch jene Allee abgeschnitten hatte, ein mörderisches Feuer gegen die bereits in die Boote steigenden Flüchtlinge eröffnen; nur vier Personen entrannten dem Gemehel, um die Trauerkunde davon nach Allahabad zu bringen und eine Racheexpedition nach Kahnपुर in Bewegung zu setzen. Wie diese britischen Rächer später an Schuldigen und Unschuldigen gewüthet haben, indem sie jeden erreichbaren Teilnehmer oder Zuschauer der furchtbaren Mordtat unter gräßlichen Qualen umbrachten, vermag keine Feder zu beschreiben. Freilich mußte ihr Rachedurst beim Anblick eines tiefen, nummehr überdeckten Brunnenschachtes, der jetzt durch einen Marmorengel mit den Palmen des Märtyrertums und des Sieges in den Händen geschmückt ist, aufs äußerste erregt werden, da in diesen Nana Sahib die ermordeten Frauen und Kinder hatte hineinwerfen lassen, unter denen sogar einige noch Zeichen des Lebens von sich gegeben haben sollen. Es steht jedoch fest, daß von den Hindus keine anderen Schandtaten an diesen beklagenswerten Opfern des Aufstandes verübt wurden.

So erschütternd dieses furchtbare Gemehel von Kahnपुर auch ist, darf man doch nicht vergessen, daß frühere Kriegszustände in Indien noch weit furchtbarere Grausamkeitshandlungen asiatischer Heerführer im Gefolge hatten; auch wird oft übersehen, daß es sich bei diesem ganzen Aufstande keineswegs nur um eine Empörung wegen irgendwelcher Kleinigkeiten

handelte; oft wird z. B. das beim damaligen Laden erforderliche Abbeissen der mit einem Gemisch von Rind- und Schweinetalg eingefetteten Patronen, das brahminischen wie mohammedanischen Sipeu-Söldnern widerlich sein mußte, als Grund der Meuterei angeführt, in Wahrheit stellte aber diese wohldurchdachte, jedoch ungeschickt und übereilt durchgeführte Erhebung der indischen Soldateska den letzten krampfhaften Ausbruch indischen Nationalgeistes dar, der sogar die sonst stets gegeneinander gehetzten Hindus und Moslems zu einer einzigen, um Befreiung des heimischen Bodens ringenden Macht vereinigte, deren Niederschlagen den Engländern bei aller Tapferkeit nur durch außerordentliche Glückfälle gelang; von größtem Vorteil war es für sie, daß einige der mächtigsten indischen Staaten, wie z. B. Nepal*, sich nicht dem Aufstande gegen England anschlossen, sondern diese Macht sogar unterstützten. Die wahre Ursache, wodurch der schon seit langen Jahren gärende Groll zum gewaltsamen Ausbruch gereizt wurde, war die ebenso unberechtigte wie brutale Annektierung des Königreichs Audh mit den beiden als große Garnisonen ins Auge gefaßten Hauptstädten Rahnpur und Laknau, sowie die Entthronung des Königs von Audh unter der Begründung, daß der sittenlose Lebenswandel dieses Königs von den Engländern nicht mehr länger geduldet werden könne! Selbst maßgebende englische Stimmen haben diesen rechtlosen Völkerraub als einen unverantwortlichen Fehler bezeichnet, und nirgends weniger als beim Untergang des Königreichs Audh können die Engländer von einer ehrlichen Eroberung sprechen.

Diese furchtbaren Zustände und Ereignisse lagen mir im Sinn, als ich jene mit soviel Blut getränkte Stelle am Gangesufer mit prüfendem Blicke überschaute.

Ich hielt es zunächst für eine Täuschung meiner erregten Sinne, als es mir schien, daß in der Allee und in der Umgebung des Ghats eine allmählich zunehmende Bewegung der dort bisher ruhig verweilenden Massen einträte, ja, daß sich diese dann sogar in der Richtung auf mich und meinen Standpunkt hin fortzupflanzen begann. Noch ehe ich mich in der Besorgnis nahenden Unheils von meinem weit in den Flußlauf hineingebauten Standplatz, auf dem mich von drei Seiten Wasser umgab,

* Von dem ich ausführlich in dem Buche „Im Banne des Everest“ gehandelt habe. Leipzig, H. Haessel, Verlag.

fortbegeben konnte, war die von der Landseite her stetig gegen mich anschwellende und langsam vorwartsdrangende Menschenwoge so weit vorgerückt, daß nur noch wenige Quadratmeter Raum um mich herum von nackten Buern und anderen Pilgern in allen erdenklichen Trachten frei blieben. Die Leute in den vordersten Reihen, die ich immer energischer zum Stillstehen zu veranlassen trachtete, um nicht mit meinem Apparat schließlich in das hinter und neben mir in der Tiefe vorbeiflutende lehmige Gangeswasser gedrängt zu werden, machten mir durch nicht mizuverstehende Gesten klar, daß sie gegen den von hintenher ausgeübten Druck der Nachdrangenden vollkommen machtlos seien. Ich befand mich demnach in der verzwicktesten Lage, die man sich vorstellen kann, da gar keine offene Gewalttat gegen mich vorlag und weil die Leute ihre Annäherung ganz gut mit hochgradiger Neugier wegen meines ihnen auffallenden Hantierens mit dem Apparat entschuldigen konnten.

Mein mohammedanischer Diener, dessen Anwesenheit auf dem nur für Gläubige bestimmten Plage nicht weniger als die meinige den zu festlichen Zeiten stets besonders empfindlichen Hindus gewiß ein gewaltiger Dorn im Auge gewesen war, hatte sich gerade am Ufer etwas zu schaffen gemacht und war durch die nicht etwa drohend wild, sondern scheinbar fast unfreiwillig vorwartschiebende schnatternde und gestikulierende Menge von mir abgedrängt und gehindert worden, sich wieder mit mir zu vereinigen.

Ich wußte mir tatsächlich keine Rettung. Vor allen Dingen suchte ich die Taschen zu retten, in denen sich die Kassetten mit meinen bisherigen Aufnahmen befanden; diese hängte ich um die Schulter, schraubte dann die mächtige Kamera für 24 \times 30-Zentimeter-Platten vom Stativ, nahm sie in die linke Hand und versuchte, mit Hilfe des Stativs wie mit einer im rechten Arme gehaltenen Lanze eine Lücke in die mich nunmehr beinahe berührende Menschenmauer zu treiben und mir dadurch einen Ausweg ins Freie zu bahnen.

Doch versuche nur einmal jemand, sich durch eine aufgeregte und unberechenbare Masse von mindestens tausend Menschen ohne Verübung häßlicher Gewalttaten zu drängen! Als Nichtenglander wollte ich es nicht auf einen brutalen Vorkampf mit britischen Untertanen ankommen lassen, sondern rückte zollweise der äußersten Mauerkante näher, bis mir kein

anderer Ausweg übrigblieb, als mein Gesicht gegen die Angreifer zu wenden und mit all meinen sieben Sachen, Kamera, drei Kassettentaschen, Stativ, Dunkel Tuch und Sonnenschirm in das Wasser zu springen, worin ich bisher keinen Badenden wahrgenommen hatte. Sobald ich auf diese Weise und nicht einmal, wie die Taschenspieler zu sagen pflegen, „ohne alle Apparate“ von der Bildfläche völlig verschwunden war, kam die ganze Menschenmenge sogleich ins Stocken.

Ich fühlte sofort, daß ich nur mit dem einen Fuß auf den Boden des nur etwa metertiefen Wassers aufstie, der andere trat auf etwas zum Glück ziemlich Weiches und Rundes, was sich als ein Teil des Rückens eines älteren Hindus entpuppte, der während seines Bades oder vielleicht auch aus Neugier wegen dieses noch nie dagewesenen Schauspieler gerade in diesem Augenblick unter jenen Mauervorsprung geraten war; der arme Mann schreckte jedenfalls nicht schlecht zusammen, als ich, ohne seine Gegenwart zu ahnen, auf ihn heruntergesaust kam!

Trotz der Überzeugung, daß mein umgeknickter Fuß zum mindesten eine böſe Verstauchung, wenn nicht gar einen Bruch davongetragen hatte, konnte ich doch nicht umhin, eine gewiß ganz fürchterlich klingende homerische Lache anzuschlagen, als ich das verdunkelte Gesicht des nackten, alten Hinduknaben im Wasser neben mir auftauchen sah, der sich zitternd und stöhnend seinen glatten braunen Rücken mit beiden Händen zu massieren begann.

Nach krummend und schüttelnd vor verdrielichem Lachen, schleppte ich humpelnd meine Gerätschaften an dies durch unvergleichlich tragische Ereignisse berüchtigte Gestade, schickte dann den Diener nach meinem etwa einen halben Kilometer entfernt stehenden Wagen und fuhr zum nächsten englischen Militärarzt, um meinen Fuß bandagieren zu lassen; ich vernahm dort, daß ich ihn nach mehrtägiger völliger Schonung wieder einigermaßen würde gebrauchen können.

Zunächst fuhr ich nach dem Bahnhof, um meine übrigen dort zurückgelassenen Gepäckstücke abzuholen und damit nach einem Hotel zu kutschieren. Als ich aber bemerkte, wie hübsch sich das rege Getümmel bei den hier häufig verkehrenden Zügen vom Wartesaale aus beobachten ließ, schlug ich darin mein Feldbett auf und hatte dadurch ein vortreffliches Mittel gegen die sonst bei derartigem Zimmerarrest unausbleibliche Lange-

weile gefunden. Die Krämer der Stadt machten mir mit ihren indischen Erzeugnissen in dem Wartesaal unablässig ihre Aufwartung, auf den Bahnsteigen folgte ein fesselndes Bild auf das andere, und auf der anderen Seite des Gebäudes drängte sich von früh bis spät eine neugierige Menge von Pilgern und Teilnehmern an dem großen Hindufeste, die den weder ins Wasser gefallenen, noch ins Wasser geworfenen und doch unfreiwillig in den Ganges geratenen Sahib anstaunen wollten. Zu guter Letzt fand sich auch jener würdige Hindu ein, der mir als Sprungpolster gedient hatte, um sich ein kleines Schmerzensgeld für seinen bedenklich angeschwollenen Rücken auszahlen zu lassen.

Auch allerhand Gaukler und ein berühmter Wahrsager sprachen bei mir vor und vertrieben mir mit ihren Künsten die Zeit, so daß sie wie im Fluge verrann. Mit wahrhaft verblüffender Sicherheit erzählte mir der fortune-teller allerlei Vorkommnisse meiner bisherigen Reise; dann verriet er mir Dinge, die der Gegenstand meiner Korrespondenz mit den indischen Behörden gewesen waren, und wußte auch, wieviel und was für Banknoten ich in der Briefftasche hatte, so daß ich schon anfang, an die Existenz spiritivistischer Wunder zu glauben. Schließlich wollte der Chiro-mant einen Haupttrumpf ausspielen, indem er behauptete, in meiner Hand würde das erscheinen, was ich mir am lebhaftesten wünschte! Nachdem ich für dieses verlockende Kunststück ein beträchtliches Extrahonorar bezahlt hatte, trieb er mit meiner Handfläche einen Hofuspokus, untersuchte nochmals ihre Linienverastelung, drückte sie dann leise mit der feinigsten und bat mich, die Uhr in die andere Hand zu nehmen und erst nach drei Minuten die untersuchte Hand anzusehen, in der dann das von mir Gewünschte erscheinen würde; hierauf beeilte sich der große Mann, seine Habseligkeiten in einenbeutel zusammenzuraffen, hastig seine Salamverbeugungen zu machen und seinen Abschied zu nehmen. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, die verzauberte Hand rasch zu öffnen, und fand auf ihrer Fläche das mit frischer schwarzer Farbe gedruckte Wort money! Mit blischnellem Griff packte ich den Gaukler beim Handgelenk, zerrte seine zusammengekrallten Finger auseinander und entdeckte in seiner Hand das darin anscheinend mittels eines Stempels aufgetragene Spiegelbild jenes Wortes, das er in der meinigen als Inbegriff meiner Wünsche zum Vorschein gebracht hatte.

Nachdem ich diesen Vermittler der Geisterschrift enlarvt hatte, vertraute mir auch der Aufwärter des Wartesaals, der meinem Diener nicht hold zu sein schien, daß er beobachtet habe, wie der Zaubermann in der letzten Nacht meinen Diener längere Zeit im geheimen ausgeforscht, auch in meinen Brieffschaften herumgekrant und darin studiert hätte — eine Aufklärung, die mich über den gewaltigen Eindruck, den die wunderbare Wahrsagerei tatsächlich auf mich gemacht hatte, fast schamrot werden ließ.

Als echte Garnisonstadt bietet Rahnpur alle Unterhaltungen einer solchen, also namentlich Sportübungen, Bälle, Picknicks und dergleichen; die zum Gedächtnis der Ermordeten begründeten Parkanlagen, in die kein Eingeborener jemals den Fuß setzen darf, gehören zu den schönsten Gärten in Indien und ließen mich mit Wehmut von diesem Orte scheiden.

Auch in Laknau, der ehemaligen Hauptstadt des Königreichs Audh, fehlt es nicht an Erinnerungszeichen, daß die im Aufstandsjahre 1857 darin weilenden 1700 Europäer nebst 500 indischen Dienstboten und Soldaten bei einem Haare genau von demselben Schicksal ereilt wurden wie jene in Rahnpur eingeschlossenen; hier in Laknau hatte jedoch der Befehlshaber, Lord Lawrence, in der Voraussicht, daß sich die Inder nicht ohne Widerstand völlig zertreten lassen würden, für ausreichende Vorräte gesorgt, eine Maßregel, die der Kommandant von Rahnpur, Sir Hugh Wheeler, in unbegreiflicher Verblendung völlig außer acht gelassen hatte.

Es gibt wohl nur wenig Orte auf der Welt, die so melancholisch zu stimmen vermöchten, wie die absichtlich als zerschossene Ruine erhaltene Residenz (Tafel 54), worin der Gesandte Englands an dem einst so üppigen, glanzvollen Hofe des Königs von Audh lebte und worin sich die Europäer gegen den Ansturm der Aufständischen verschanzten. Durch zahlreiche Inschriftstafeln und Denkmäler wird man auf Schritt und Tritt an die von den Belagerten fast fünf heiße indische Sommermonate hindurch erlittenen Qualen, die namentlich für die geängstigten Frauen und Kinder furchtbar gewesen sein müssen, und an den unermüdlich tapferen Widerstand der Verteidiger unter Sir Lawrence erinnert, ein Widerstand, der in solchen Fällen freilich nie ganz allein dem militärischen Pflichtgefühl, sondern ebensosehr dem Selbsterhaltungstrieb auf Rechnung zu setzen ist; andererseits gibt es keinen unberechtigteren Erfolg der

englischen Realpolitik und keine grundlosere, gesetzwidrigere Annektierung als eben die des Königreichs Audh, die in der Brust vaterlandsliebender Inder einen Grimm ohnegleichen erwecken und die schon lange schlummernden Empörungs- und Rachegeanken zum Ausbruch treiben mußte.

Wird man so von widerstreitenden Empfindungen gequält, wenn man die letzte Ursache alles hier in entsetzlichen Greuelthaten vergossenen Blutes und die Verherrlichung der erfolgreichen gegenwärtigen Herren des Landes erwägt, so enttäuscht andererseits auch die fabelhafte Pracht und Ausdehnung der Bauten, die in Laknau zunächst das Auge fast blendet. Namentlich wenn man aus Agra und Delhi an diesen Sitz mohammedanischer Herrschergewalt kommt, vergift man bald die dort für Kultus- und Palastbauten verwendeten edlen Stoffe, den mit kostbaren Steinen eingelegten Marmor und feinkörnigen roten Sandstein, an deren Stelle hier getünchtes und reich mit Stuck verziertes Mauerwerk getreten ist. Statt vornehmer Würde und gediegener Einfachheit spricht hier aus den meisten baulichen Erscheinungen eine ungesunde, auf Augenverblendung gerichtete Effekthascherei und Sucht zu glänzen. Eine geradezu beispiellose Platzverschwendung hat namentlich bei der Anlage einer als Kaiser-Bagh (Tafel 53) oder Kaisergarten zusammengefaßten Gruppe von Schlössern und Gebäuden gewaltet, aber noch viel befremdlicher ist der seltsame Baustil, der dabei aus der Mischung italienischer, indischer, maurischer und chinesischer Motive zutage trat. Freilich hat sich Wadschid Ali Schah nicht lange des Besizes dieses erst 1850 mit einem Kostenaufwande von 15 Millionen Mark fertiggestellten Kaiser-Baghs freuen dürfen, da er bald darauf von den Engländern seines Thrones beraubt wurde; wohl um sie, die ihn wegen seines lasterhaften Lebenswandels entthront hatten, zu ärgern, ließ er sich dicht bei Kalkutta nieder, um mit Hilfe seiner Pension dort ein schwelgerisches Müßiggängerleben ohnegleichen zu führen und sich dabei in keiner Weise um die Engländer zu kümmern.

Noch für geraume Zeit wird der Kaiser-Bagh, diese beinahe wie eine Ausstellung theatralischer Dekorationsstücke wirkende Zusammenhäufung von Schlössern und Willen, Moscheen und Minarets, Gärten und Wasserkünsten inmitten von Prunktoren und stattlichen Mauern, ein Zeichen dafür sein, daß Indien am Ende des achtzehnten Jahrhunderts

das rechte Feld für talentvolle Abenteuerer war; der Begründer dieser und anderer nicht minder auffallender Bauwerke in Laknau, wie z. B. der bizarren Martinière, einer für mehrere tausend Schüler eingerichteten Unterrichtsanstalt, namens Claude Martin, war tatsächlich als einfacher französischer Soldat nach der französischen Kolonie Ponditscheri gekommen, dort Korporal und schließlich nach einer Reihe der wunderbarsten Schicksale oberster Feldherr und Ratgeber des Königs von Andh geworden; er wußte den König zur Einführung eines von ihm erdachten neuen indischen Baustiles zu überreden, der namentlich in Martins eigenem Wohnsitz Konstantia in einer fast sinnverwirrenden Weise Anwendung fand.

Laknau macht ganz den Eindruck, als ob es ein Versuchsfeld für kühne Architekten gewesen sei, und wirklich wurde es dazu durch ein Preisauschreiben des Nawab-Buzir Afuf-ud-Daulah gemacht, der seinen Namen durch Schaffung eines Bauwerkes von noch nie dagewesener Herrlichkeit zu verewigen trachtete; ihm verdankt Laknau seit etwa 120 Jahren die große Imambaramoschee (Tafel 54 u. 55), zu der man durch das prächtige Tor Rumi Durwaga und über einen ungeheuren gepflasterten Hof emporsteigt, der an mohammedanischen Festtagen von Gläubigen überfüllt ist. Doch weit mehr noch als am Tage kommt die bereits etwas verwitterte aber ebenso kühn wie in den Einzelheiten zierlich konstruierte Moschee mit ihren beinahe endlosen, von zahlreichen Kuppeln gekrönten Arkadengängen zur Geltung, wenn bei solchen Festen diese Arkaden wie alle anderen Hauptlinien des Baues durch farbige Lämpchen und andere Illuminationskörper hervorgehoben und erhellt werden; im Scheine unzähliger Fackeln und Raketen werden dabei prächtig mit brennenden Kerzen illuminierte und mit Flittergold gepußte Modelle anderer berühmter Moscheen in Indien zwischen der Hossinabad Imambara und dieser Großen Imambara in Triumphprozessionen hin- und hergetragen.

Neben Laknau und Rahpur hätte auch der Regierungssitz der Nordwestprovinzen, die außerordentlich rasch wachsende Garnisonstadt Allahabad in dem Aufstande von 1857 eine hervorragende, ja sogar vielleicht die entscheidendste Rolle gespielt, wenn es den Indern gelungen wäre, das durch Kaiser Akbar mit Sandsteinbastionen verstärkte uralte Fort zu erobern, in das sich sämtliche Europäer in größter Bestürzung und

ohne Vorräte zurückgezogen hatten, und das die Schiffsbrücke über den Ganges sowie die Zusammenflusstelle dieses Stromes mit der Dschamna beherrscht. Zum Glück für die Belagerten gelang es einigen in Gewaltmarschen anrückenden Kolonnen des General Neil die Belagerer auseinanderzutreiben und, trotzdem eine ausbrechende Choleraepidemie 40 % seiner Mannschaften hinwegraffte, von hier aus zum Entsatz Kahnपुर zu eilen, wo freilich seine Hilfe zu spät kam.

Jede Einmündungsstelle eines Flusses in einen anderen erscheint den Hindus als ein heiliger Platz, besonders wenn dabei eine so ungeheure, in der Regenzeit einem See gleichende Wasserfläche entsteht wie bei der Vereinigung des Dschamnastromes mit dem heiligen, den gröſsten Teil des heißen Indiens mit Wasser versorgenden Ganges, wodurch der Umkreis von Allahabad in einen fruchtbaren, grünenden Garten verwandelt wird. Auch glauben die Hindus, daß sich noch ein anderer unsichtbarer, unmittelbar vom Himmel stammender Wasserlauf, der Saraswati, an dieser Stelle mit dem Ganges vermählt. Seit den ältesten Zeiten wurden deshalb Pilgerfahrten nach dieser Stelle unternommen, und beim Magh Mela im Januar bevölkern sich die dann sandigen, in der Regenzeit aber überschwemmten Ufer mit badelustigen Pilgern, Priestern, Buern, Bettlern oder Händlern mit Lebensmitteln und Leckereien, Spielzeug und Schmucksachen (Tafel 55 u. 56), die für ihre Buden an bevorzugten Stellen einen sehr beträchtlichen Platzpacht zu erlegen haben.

Ich denke mit einigem Verdrui an meinen ersten Aufenthalt in Allahabad zurück, weil ich damals noch nicht die kleinen Kunstgriffe herausgefunden hatte, mit deren Hilfe ich mir später lästige uninteressante Volksmassen fernhielt, die sich häufig an den von Europauern besuchten Orten in der Hoffnung auf Bockschisch vor photographische Apparate zu drängen versuchen. Das wirksamste dieser Hilfsmittel besteht darin, daß man die Entfernung von dem Gegenstand, den man eigentlich aufnehmen will, aber den man so wenig wie möglich beachtet, taxiert und den Apparat auf irgendeinen in diesem Abstand aber in ganz anderer Richtung befindlichen richtet und einstellt. Unfehlbar wird der nirgends fehlende Haufen muiggehender Jungen und Bettler sich in dieser Richtung ansammeln und sogar an diesem Sammelplatz verbleiben, selbst

wenn man die Kamera bald hier-, bald dorthin und dabei in die Richtung des wirklichen Zieles dreht. Durch diesen nirgends fehlenden Janhagel wurden mir gerade hier einige der wunderlichen Büsser verdeckt, die in Indien immer seltener werden und die ich erst später im Lande Nepal in größerer Anzahl antraf; nirgends als hier habe ich, aber nur im Jahre 1890 und nicht mehr bei späteren Besuchen, einen Büsser gesehen, der drei volle Stunden mit dem Kopf nach unten über einem Feuer aus gedörrten Kuhdüngerscheiben an einem Gestell aus Bambusstämmen hin- und herpendelte, wobei er sich, wenn es ihm zu warm wurde, mit Hilfe der Unterschenkel wie ein Trapezakrobat emporzog, so daß er nicht mehr mit den Fußgelenken, sondern mit den Kniekehlen in den gepolsterten Ringen an den Seilenden hing. Diese Bußübung wurde dadurch allerdings erleichtert, daß das Haupthaar fest mit einem Tuche umwickelt und dann ebenso wie der Körper mit einem dicken Brei aus Asche mit Wasser übertüncht wurde, der bald zu einer schützenden Kruste erstarrt.

Wie Pilze nach Regenwetter erstehen an solchen Badefestplätzen große Sonnenschirme (Tafel 56), unter denen Brahmanen kauern, um Gläubigen das Haar abzuschneiden, wovon jedes abgeschnittene und in den Strom geworfene einer Sünde gleichkommt, die dadurch vom Haupte und Sündenregister des sündigen Menschen verschwindet; andere malen den Wallfahrern nach vollzogenem Bade saubere Tilaks auf die Stirn oder wirken als Anführer, um nicht zu sagen Bademeister bei den verschiedenen Badesformen, wobei sie den Pilgern nicht nur die religiösen Tauchungen, Gurgelungen und Güsse vormachen, sondern dabei auch die auf diese Vorrichtungen bezüglichen Stellen aus den Wedas hersprechen, wozu Angehörige niederer Kasten nicht befugt sind.

An allen BADEPLÄTZEN und Wallfahrtsorten findet auch ein lebhafter Handel mit Götzenbildern statt, von denen die größeren von Angehörigen einer besonderen indischen Bildhauersekte aus Ton hergestellt und bunt angemalt, die kleineren aber aus Bronze gegossen sind; wie man sagt, werden solche neuerdings als Massenartikel aus englischen Fabriken nach Indien eingeführt, nachdem die alten schön gearbeiteten mythologischen Figuren längst dem armen Volke von Sammlern, namentlich in Zeiten von Hungersnot und Feuerung, weggekauft und in alle Welt verschleppt wurden.

Nächst der Höhle, die tief unter dem Waffenmagazin der Festung aus den Felsen herausgearbeitet ist, und die ursprünglich den Buddhisten, später bei den Einfällen der Mohammedaner brahminischen Hindus als Tempel gedient hat und die noch mit rotbemalten Lingamidolen gefüllt ist, verrät noch ein anderes Wahrzeichen die alte Heiligkeit Prajagas, wie Allahabad zu Zeiten des frommen buddhistischen Königs Asoka genannt wurde; dieser hat, wie an anderen zahlreichen Stellen Indiens, so auch hier, ums Jahr 250 eine etwa 50 Meter hohe, mit weissen Lehren gezierte Denksäule oder Lat errichtet, und auch eine kleinere Säule dieser Art soll wie der Lat des Asoka als Sonnenuhr gedient haben (Tafel 55).

Das Serai mit den drei Mausoleen der Gemahlin des mohammedanischen Fürsten Jehandschir und ihrer beiden Söhne möchte ich nur deshalb kurz erwähnen, weil der praktische Sinn der Engländer den Raum über dem Grabe der Mutter in einen Billardsaal verwandelt hat; ebensowenig darf man sich wundern, an anderen mit Marmorplatten belegten Grabplatzen berühmter indischer Fürstlichkeiten, die jetzt als Picknick- und Ausflugsorte beliebt sind, Tafeln mit dem Verbote zu erblicken: Das Tanzen auf diesen Gräbern ist nicht erlaubt!

Ehe Delhi gewählt wurde war auch der Vorschlag gemacht worden, den Sitz der Regierung aus Kalkutta nach Allahabad zu verlegen, dessen gesunde Lage in ziemlich gleicher Entfernung von den bedeutendsten Städten Indiens dafür so günstig wie möglich wäre. Jedenfalls gibt es keine andere Stadt in Indien, die einen so europäischen Anstrich besitzt wie Allahabad, dessen ungeheure auf sechzehn mächtigen Pfeilern über die Dschamma führende Eisenbahnbrücke den hier zusammenkommenden Hindus als ein in die Augen fallender Beweis europäischer Überlegenheit auf technischen Gebieten erscheinen muß.

Vierzehntes Kapitel

Am Ziele aller Hinduwünsche

In Benares zu weilen, dort in die entsündigenden Fluten des Ganges niederzutauchen oder nach dem Ableben an den Ufern dieses heiligsten Stromes von den Flammen verzehrt zu werden, das ist der Inbegriff des Wünschenswerten für den wahren Hindu, der auf die Ziele modernen Europäerstrebens, soweit sie ihm als Luxus, Genuß und materieller Gewinn erkennbar sind, mit derselben Verständnislosigkeit wie auf die gesamte Lebensweise der Europäer herabsieht.

Ich muß ganz offen bekennen, daß mich Benares beim ersten Besuch etwas enttäuscht und weit weniger gefesselt hat, als bei späterer Wiederkehr; es ging mir mit dem Hindutum wie mit einer fremden Sprache, von der man wohl ein paar Wörter versteht, die man aber noch nicht ausreichend zu sprechen vermag, so daß man sich fortwährend über den Mangel an Kenntnissen und über begangene Scherker zu ärgern Ursache hat. Jetzt erst, nach vier Indienreisen, halte ich auch Benares für eine der allerinteressantesten Städte Indiens, und gerne würde ich noch einmal für längere Zeit dorthin zurückkehren, seitdem ich unter den dortigen Brahmanen Männer kennengelernt habe, die sehr wohl begreifen, warum uns die Begleiterscheinungen des entarteten brahminischen Kultus anstößig und widerlich vorkommen müssen. Freilich wollen solche vornehme Brahmanen mit Geduld und Ruhe aufgesucht sein, denn sie meiden ganz besonders die in geräuschvollen Massen auftretenden Globetrotter und sind nicht zwischen dem lästigen Bettlergesindel zu finden, das die Vergnügungsreisenden auf Schritt und Tritt verfolgt.

Vor allen Dingen muß man aus der inhaltsreichen Geschichte dieses Ortes die Umstände kennen, die der Entthronung des Königs von Benares, Tschait Singh, im Jahre 1780 vorausgingen, die Hinterlist, mit der ihn der englische General Warren Hastings überrumpelte, und die flammende Beredsamkeit, mit der dieser Fürst nach seiner Flucht seine indischen Standesgenossen vergeblich zu einträchtigem Zusammenhalten

und gemeinschaftlichem mutigen Vorgehen gegen die Eindringlinge zu beschwören versuchte. Wer je das etwa sieben Kilometer von Benares entfernt am jenseitigen rechten Gangesufer liegende Radshahschloß Ramnagar besucht hat, wird erfahren haben, mit wie fürchterlichen Mitteln dort die englischen Soldaten gehaust und der Mutter des Fürsten und seinen Gemahlinnen ihre Kostbarkeiten und Schmuckstücke abgepreßt haben. Es ist Tatsache, daß Warren Hastings in diesem Schlosse nicht weniger als fünf Millionen Mark erbeutete, daß der Anführer der Truppen, Major Potham, 700 000 Mark, seine Offiziere 100 000 Mark und jeder Soldat 30 000 Mark mit sich davontrugen!

Erst wenn man all dieses weiß, wird man die jetzige äußere Armseligkeit dieses Palastes begreifen; aber noch unendlich viel wichtiger ist es, sich an die ungeheuren Umwälzungen zu erinnern, die Benares durchgemacht hat, daran zu denken, daß etwa sechshundert Jahre vor Christi Geburt der indische Fürstsohn Sakya Muni hierher gepilgert kam und sich bei Sarnath in der Nähe von Benares niederließ, um jene die Hindus vom Joche des tyrannischen Brahminentums erlösenden Lehren zu predigen, die ihren Verkünder zum gottähnlichen Buddha erklärten und ihren Siegeslauf durch ganz Indien und einen großen Teil Asiens nahmen.

Doch die mehr als ein Jahrtausend hindurch als Hort des Buddhismus geltende Stadt Benares wurde ebenso wie das übrige fast gänzlich buddhistisch gewordene Indien durch die unermüdlichen Brahmanen ihrer Hierarchie zurückgewonnen und im Laufe der Zeit sogar zum gefeiertsten Sitze dieses Kultus, an dem nicht weniger als 25 000 Brahmanen anwesend zu sein pflegen; daß es den Brahmanen durch die unablässige Versicherung, Buddha sei nichts anderes als eine neue Inkarnation einer brahminischen Gottheit gewesen, gelang, die gefahrdrohend angeschwollene Macht des Buddhismus zu brechen, ist mindestens ebenso staunenswert wie der Lebensgang des Religionsstifters Buddha und dessen Riesenerfolge.

An diese überwältigend bedeutsame Umwandlung mußte ich erinnern, damit die uralten Reste buddhistischer Bauten in der Nähe dieses nunmehrigen Brahminensitzes Benares nicht befremden, der nach Vorstellung der Hindus gleich einer Lotosblüte aus dem Dreizack des Gottes Schiva

erblüht sein soll, ja sogar als eine Verkörperungsform dieses Gottes betrachtet wird. Es ist demnach kein Wunder, daß hier fast alles nur auf den Schiwakultus Bezug hat. Der einzige große Tempel, der dem anderen Hauptgott der Hindus, dem Wischnu, gewidmet war, liegt in Trümmern, und auf diesen hat der siegreiche Großmogul Aurungzeb am Ende des siebzehnten Jahrhunderts die schlanken Minarets einer Moschee erstehen lassen, die dem Ankömmling bereits von weitem auffallen und die einst weithin verkünden sollten, daß der Islam auch hier den brahminischen Hindukultus zu Boden geschmettert habe.

Doch diese Tage sind nun vorübergerauscht, und auf die Fremdherrschaft der Mohammedaner folgte eine andere, die klug genug ist, die Hindus nach ihrer Art selig werden zu lassen, sie in ihrem Kultusbetrieb nicht zu stören und damit zufrieden zu sein, daß die Steuern aus Indien pünktlich nach England abfließen.

Auch die Sehenswürdigkeiten von Benares möchte ich, als schon häufig geschildert, nicht der Reihe nach umständlich beschreiben, sondern nur durch einige Beispiele meinen Lesern näher bringen.

Eine häufig für Brahmanen gehaltene Horde zungenfertiger Fremdenführer treibt die eintreffenden Reisenden tagaus, tagein mit übertrieben dienstfertiger Hast aus den übelduftenden Ställen der heiligen Kühe im geräuschvollen „goldenen Tempel“ zu dem in keinem besseren Geruch stehenden Tempel der heiligen Affen, von den blendenden Badetritten zu dem sumpfigen Erlösungsbrunnen, bis der betäubte und übersättigte fremde Reisende froh ist, den ganzen Tumult im Rücken zu haben — obgleich er oft den Wald vor Bäumen nicht gesehen hat.

Pfiffig, wie der Hindu nun einmal ist, bemüht er sich nämlich, den im stillen tiefgehaßten Europäer möglichst wenig an diejenigen Stellen gelangen zu lassen, an denen das indische Leben ungesehen die vollsten, schönsten, aber auch zugleich zartesten Blüten treibt. Jedenfalls büßt durch das Gebaren der brahminischen Barkenführer die Kahnfahrt längs der Badeplätze, die Glanznummer jedes indischen Reiseprogramms, unendlich viel an Reiz ein. Angeblich fehlt es dafür bald an Fahrzeugen, bald an Führern. Der Reisende ahnt es nicht, wie sich, indem er die entzückend kühlen Morgenstunden verschläft oder unwirsch erwarten muß, die Physiognomie des Gangesstrandes zu seinen Ungunsten ändert.

Während im Scheine des Mondes, im Schimmer der aufdämmernden Morgenröte nur Vertreter der höchsten Kasten, Nadschahs und Brahmanen, edle Frauen und zarte Mädchen, in hellfarbige Musselintücher gehüllt, in das Wasser hinabsteigen und das Gangesnaß aus goldenen oder silbernen Lotaschalen in vorgeschriebener Stiefweise über ihre Glieder rieseln lassen, unbekümmert um das sonst in Benares so streng beobachtete System der Frauenabschließung, werden von Stunde zu Stunde die Badenden minderwertiger. Sind nach Sonnenaufgang nur noch armselige, verkümmerte Gestalten der letzten des Volkes an den Ufern zu sehen, dann läßt der listig lächelnde Hinduführer den Europäer großmütig dieses dürftige Schauspiel genießen, so daß dieser häufig genug seiner Enttäuschung gereizten Ausdruck verleiht. Daß die eben erwähnte Abschließung nur ehrbare Frauen und nicht die dreist aus ihren Fenstern lugenden öffentlichen Tänzerinnen betrifft, versteht sich von selbst.

Ähnlich verhält es sich auch mit dem Tempelbesuch. Wohl sieht der Reisende genug derselben und darinnen widerliche, unsaubere Bettler und Tempeldiener niederen Ranges in Hülle und Fülle, aber die Tore der geheimnisvollen „Nonns“, die „Tirthas“ und Zufluchtsorte der im innersten Herzen indisch fühlenden und deshalb europäerfeindlichen, bald nur noch in Legenden vorkommenden Büßer aus den vornehmeren Klassen des Volkes bleiben ihm verschlossen.

Zu einer der allermerkwürdigsten Stellen dieser Art möchte ich den geneigten Leser führen. Das Kloster, in dem sich dieser Platz befindet, hat historische Bedeutung, denn hier verbarg sich — am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts — Tschait Singh, der letzte unabhängige Nadschah von Benares, auf der Flucht vor Warren Hastings, dem stahlharten, rücksichtslosesten Draufgänger der englisch-indischen Handelskompanie, der mit einigen Duzend auf ihre vorzügliche Bewaffnung vertrauenden englischen Abenteurern diesen unermeslich reichen, weicherzigen Hindufürsten aus seinem Palaste vertrieb.

Hier inmitten dieser Schiwaidole, dieser alten, steinernen Lingamsäulen, die seine Brahminen so oft in andächtigen Opfern mit Gangeswasser, mit Milch und geschmolzener Butter begossen hatten, wie es auf der Abbildung (Tafel 56) eben die mit heiliger Kuhdüngerasche bestäubten Büßer tun, deren nie beschnittenes Haar oft bis zu den Füßen

hängt, inmitten all dieser Lingams, die er so häufig mit Jasminblüten bekränzt hatte, fühlte der fromme Hindu fürst sich sicher; er wußte, daß selbst ein Warren Hastings nicht wagen durfte, dem Verbot der Brahmanen zu trohen und dieses Heiligtum zu betreten, ohne eine unstillbare Volksraserei heraufzubeschwören.

In diesem Nonn bringen betagte Mitglieder gewisser Hindusekten zwölf Tage mit Verehrung des Lingamidols und anderen Kultushandlungen zu, die von Benares als Sanyassis hinausziehen wollen, als „Leute, die freiwillig alles hinter sich gelassen haben“, die auf ihren weltlichen Besitz und alles Entbehrliche, was das Leben schmückt oder angenehm macht, verzichten wollen, um ihre Tage fortan unter einem heiligen Banyanbaum oder in einer einsamen Schlucht als entsagungs-volle Klausner in Gedanken an das höchste Wesen zu beschließen. Die auf dem Bilde (Tafel 57) sitzenden Männer sind sämtlich derartige Sanyassis vornehmer Herkunft, die ich nur mit der Aufbietung meiner ganzen Überredungsgabe bewegen konnte, mir zu diesem Bilde zu sitzen. Einst im Vollbesitz aller Glücksgüter schwelgend, wanderten diese Asketen von hier aus in die Einsamkeit; eingehüllt in das baumwollene Tuch, in dem sie nach dem Ableben verbrannt zu werden wünschen, oder auch vollkommen nackt, eine Kette von Fruchtkernen um den Hals, mit deren Hilfe sie die Zahl der von ihnen gemurmelten Puranastrophen feststellen, auf der Schulter ein zum Nachtlager dienendes Antilopen- oder Leopardenfell und in der Hand die Bettlerschale, die Lota, aus der sie während des Bades das Wasser über Kopf und Schultern gießen, so ziehen sie davon; ein stützender Stab ist ihnen nicht vor dem sechzigsten Jahre erlaubt.

Eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten dieser Art hatte sich nach einem sehr bewegten Wanderleben bei Benares in der Nähe des von jedem Reisenden mit besonderer Neugier besuchten Affentempels niedergelassen, dessen in erschreckender Zahl sich vermehrende Insassen zwar nicht durch Töten, wohl aber von Zeit zu Zeit durch Abschieben auf eine unbewohnte Insel vermindert werden. Auch in diesem Falle habe ich bemerkt, wie verschieden ein und dieselbe Erscheinung zu wirken vermag. Einen verdrehten alten Narren titulierten diesen hochbetagten Swami Bhaskarananda Saraswati sehr respektlos die einen, während ihn

— der seit unserem letzten Zusammensein an Cholera verstorben ist — andere, natürlich die Hindus, beinahe wie einen zum Gott Gewordenen verehrten, entzückt von dem milden Greisenblick, mit dem dieser aus vornehmsten Verhältnissen stammende Asket über die Nichtigkeit aller materiellen Glücksgüter und Genüsse predigte; damit sich aber die ihn in seiner Einsamkeit Auffuchenden nicht nur nach seinen Worten, sondern auch nach seinen Taten richten konnten, beschränkte er seine Kleidung auf nichts und seine Mahlzeiten auf die denkbar schmalsten Bissen streng pflanzlicher Kost. Fast unaufhörlich von frommen Hindus besucht, die der Ruf seiner Heiligkeit und der durch seine Berührung bewirkten wunderbaren Krankenheilungen anzog und die, wie die auf dem Bilde (Tafel 58) bei ihm weilenden, häufig hohen Ranges waren, saß diese Verkörperung der Lehre Salomos: „Es ist alles eitel!“ in Hitze und Regen inmitten des prächtigen „Gartens der Glückseligkeit“ vor einem Sandsteinpavillon, in dem sich seine ihm von einem reichen Gönner geschenkte Marmorstatue befindet; auch diese zeigt die von ihm beständig beibehaltene, uns höchst qualvoll erscheinende Sitzweise eines geistlichen Lehrers. Selbst zu den Bemerkungen lebenslustiger Spötter lächelte er mild, indem er ihnen kopfschüttelnd zuflüsterte: „Alles, was uns umgibt, ist nicht Wirklichkeit, sondern nur ein Traum.“ Bereits mit siebenzehn Jahren galt dieser Mann für einen der größten Sanskritgelehrten Indiens und mit stillem Lächeln zeigt er die in seinem Stammbuch eingetragenen Namen berühmter Besucher.

Nicht allein in so kritischen Zeiten schwerster Heimsuchung, wie sie nun schon jahrelang über das ausgefaugte, einst so reiche Indien dahinziehen, nein, jahrein, jahraus pilgern unzählbare Massen sehnsuchtsvoller Hindus nach Benares, das für viele der Ort wird, „von des Bezirk kein Wanderer wiederkehrt“. Schwerkranke und Sterbende lassen sich in größter Eile nach Benares schaffen, und mittels Eisenbahnen, Schiffen, Palankinsänften oder Ochsenkarren, wohl auch auf dem Rücken von Elefanten und Kamelen werden sie aus allen Richtungen herbeigebracht, um angesichts des über dem Spiegel des heiligen Gangesstromes aufstrahlenden Tagesgestirnes ihre Augen zu schließen und alsbald dort verbrannt zu werden; der Tod verliert seine Schrecken für den Hindu durch die Gewißheit, daß die in seinem Körper „zu Schmerz und Lust

gefügten Atome“ nach dem Ableben in Aschenform der heiligen, das heiße Indien bewässernden und fruchtbar machenden Flut der „ewigen Mutter Ganga“ anvertraut werden.

Will der Leser mit mir diesen Verbrennungsplatz Manikurnika-Ghat oder burning-ghat, wie der Engländer sagt, besuchen? Der Anblick erfordert nur dann außergewöhnlich feste Nerven, wenn in Zeiten verheerender Pestilenzen unaufhörlich neue Massen von Leichnamen zur Einäscherung in den Flammen herbeigeschafft werden.

Langsam rudert unsere Barke an den endlosen Treppen vorüber, die aus morschen Tempelhallen und den zerbröckelnden Palästen indischer brahminischer Fürsten in das Flussbett hinunterleiten und deren Namen tragen; so treiben wir vorbei am Nadschah Pottia Ghat und am Ghat des Nadschah von Indor. Während des ganzen Nachmittags liegen diese Marmor- und Sandsteinstufen verödet, auf denen nur bei Sonnenauf- und -niedergang ein unabsehbares Kommen und Gehen von Badenden wogt (Tafel 59). Hie und da hocken unter riesigen Sonnenschirmen aus Bambusgeflecht ein paar nackte Büßer, die durch unablässiges Starren in die Sonne oder ähnliche Andachtsübungen fast blödsinnig geworden sind.

Unweit des schimmernden Palastes des Nadschah von Nagpur herrscht reges Leben; wir nähern uns dem Verbrennungsplatz der Toten. Rauchwolken qualmen empor und tragen die furchtbaren Düfte von verbranntem Fleische und versengtem Haar zu uns herüber.

Die Fährleute stemmen die Ruder in den Strom, damit ich die Uferszene vom Schiffsbord aus aufnehmen kann. Doch wo sind die fast weisevollen Vorstellungen geblieben, die man sich gewöhnlich vom indischen Scheiterhaufen nach phantasievollen Malereien zurechtmacht, die ihn so oft als das hehre gemeinsame Flammengrab des Hindu und seiner ihm freiwillig folgenden Witwe verherrlicht haben?

Zahlreiche Steinplatten und Obelisken erinnern an jene Satis, die bis zum Jahre 1830 hier zusammen mit den toten Gatten lebend verbrannt wurden, wobei es dahingestellt bleiben mag, ob deren „Freiwilligkeit“ durch Niederdrücken mittels Stricken und Hebebäumen befördert wurde, während gellende Muschelhörner und rasender Trommellärm etwaige Hilferufe der Unglücklichen übertönten.

Da stehen am lehmigen Gangesufer ganze Reihen etwa zwei Fuß hoher Stöße aus Scheiten von Mango oder für Wohlhabende aus wohlriechendem Sandelholz, in denen bereits die Leichname verpackt sind, wobei man die Zipfel des Turbantuches über den Rand des Scheiterhaufens herüberhängen ließ; einige Dhums, Varias niedrigster Sorte, sind beschäftigt, trockenes Stroh zwischen die Holzscheite zu stopfen und mit geschmolzener Butter zu begießen, damit der Holzstoß Feuer fängt, sobald ihn der nächste männliche Anverwandte des Verstorbenen abgewandten Gesichts mit einer Fackel aus Sandelholz berührt hat.

Ungewöhnlich, für unser Gefühl sogar verlegend, ist alles, was mit dem sterbenden Hindu geschieht. Stirbt er innerhalb seines Hauses, so wird er, in ein weißes oder gelbes rotgesprenkeltes Laken gewickelt, auf einer rohen Bahre aus dem Hause getragen, aber gewöhnlich nicht durch die Thür, sondern durch ein in die Wand geschlagenes und dann schnell zugemauertes Loch, damit die abgeschiedene Seele keinen Rückweg zu den Hinterbliebenen finden und sie nicht beunruhigen kann. In eiligem Trabe schleppen die Träger, beständig Sat hei! Sat hei! keuchend, die Leiche an das Gangesufer, wo sie einige Zeit, auf der Bahre festgebunden, so niedergelegt wird, wie es das Bild (Tafel 60) zeigt, damit der Verstorbene zum letzten Male von den Wellen des Stromes bespült und von der Sonne beschienen werden kann. Daß gerade dadurch die heiligen Wellen die Seuchen verbreiten, ahnt der Hindu in seiner Einfalt nicht. Verschied der Kranke aber in unmittelbarer Nähe dieses ebenebenen Ufers, so wird eine Handvoll Gangeschlamm auf die erbleichenden Lippen gedrückt. Schließlich wird der Tote auf der Bahre zwischen die Holzknüttel oder, falls der Verstorbene zur Brahmanenkaste gehört, zwischen die gedörrten Kuhdüngerscheiben des Scheiterhaufens verpackt und dieser in der vorhin geschilderten Weise entzündet.

Der Holzstoß links steht bereits in vollen Flammen; wo aber weilt der Leidtragende, der sie entfachte? Dort kauert er gelassen — links oberhalb des Scheiterhaufens — neben dem Gedenkstein einer Sati, während ihm nach Hindusitte ein Barbier das Haar spiegelblank vom Kopfe rasiert. Hat er auf diese Weise seinem Verlust Ausdruck gegeben, so schmaucht er mit den anderen Verwandten in aller Gemütsruhe eine gemeinschaftliche Hukawasserpfeife, in die zur Feier des Tages etwas

Opium zwischen den Tabak gemischt ist, und wartet gleichmütig, bis der Holzstoß heruntergebrannt ist; dann sammeln die Hinterbliebenen die nicht völlig verbrannten Gebeine, begießen sie mit Milch und geschmolzener Butter und versenkten sie schließlich in einem Krüge in den Ganges. Häufig schickt man den Krug auch zu diesem Zwecke mit einer Gesellschaft von Wallfahrern nach Hardwar oder noch höher in das Himalajagebirge hinauf zu einem Tempelplatz in der Nähe der Quellen des heiligen Stromes; dieser soll dort oben aus dem wilden Haargelock des auf den Berggipfeln thronenden Gottes Schiwa entspringen, wo er sich in seiner eisstarrenden Hochgebirgsheimat mitleidsvoll des in der Gluthike der ausgedörrten indischen Ebene schmachtenden Hinduvolkes erinnert; die Verehrer Wischnus dagegen glauben, daß die Quellen des Stromes unter den Fußtritten ihres im Wikunthaparadiese wandelnden Gottes hervorrieseln, der Ganges also unmittelbar vom Himmel herabkommt. —

Wir rudern ans Land; unser Wagen rasselt durch die engen Basargassen. Wohl bergen die winzigen Läden oder, richtiger, die darin aufgespeicherten Truben die fesselndste Augenweide. Kinkobs, lockere Brokatstoffe, die zur Kleidung für Elfen geschaffen zu sein scheinen und schon seit dem Altertume berühmt sind, Stickereien, wie sie das Hochzeitsgewand einer Feenkönigin nicht reizender zieren können, und andere kaum zu schätzende Kostbarkeiten vermögen die besseren Händler auf unsere Bitten aus unscheinbaren Kisten hervorzuzaubern, falls sie uns so hoher Gunst überhaupt für würdig erachten. Minderwertige Ware wird uns dagegen überall aufdringlich angepriesen, doch ist dies meist nur aus Europa eingeführter Messingkrum, der sich mit den echten Benaresbronzen und ihrem überaus kunstvoll und sauber ausgestichelten Figurenschmuck gar nicht vergleichen läßt.

Gelegentlich befinden sich auch wohl hervorragende Meister in der Herstellung derartiger seit den ältesten Zeiten als Spezialerzeugnisse der Stadt Benares bekannten Bronzegeräte unter den Sträflingen der beiden riesigen Zuchthäuser, die den aus ganz Indien in Benares zusammenströmenden Hindus Achtung vor den englischen Gesetzen hebringen sollen, die „Zentral-Jail“ und „Distrikt-Jail“ heißen.

Die langen Hallen dieser Gefängnisse stehen in kreisrunden Höfen, die von radialen Mauern durchzogen sind und durch deren militärisch be-

setzte Tore der Verkehr zwischen den Gefangenen bei etwaigen Meutereien sofort gesperrt werden kann. Nur die Oberleitung liegt in den Händen weniger Europäer, die eigentliche Aufsicht ist Sträflingen von besonders guter Führung übertragen.

An der Töpferscheibe oder am Kochherd, am Färbetrog oder am Schmiedefeuer arbeiten die nach ihrer Kaste oder richtiger „Dschati“ gesonderten Gefangenen. In der längsten Halle hocken die Teppichwirker (Tafel 61), die nach uralter Weise ihre Decken und Läufer weben, natürlich, wie es alle Handarbeiter in Indien tun, unter gewandter Zuhilfenahme der Füße. Mit den großen Zehen wird der Schussfaden hin und her gezogen, während die Hände das Pocheisen regieren. Die Muster sind jedoch nie vorgezeichnet, sondern Farben und Zahl der Maschen und Kanten werden von einem Vorleser laut ausgerufen.

Die unerläßliche Sorge, das Kastenvorrecht der einflussreichen Brahmanen zu wahren, tritt selbst hier im Gefängnis zutage. Die eingesperrten Brahmanen dürfen bei ihrer Arbeit nicht allein hübsch unter sich bleiben, sondern selbst das Essen erhalten diese Herren Gefangenen aus einem Extrakessel, in dem nur Köche in dem Reisbrei herumrühren dürfen, die gleichfalls die heilige Schnur der Brahmanen um die Schultern tragen. Hat aber gar ein Spießbube oder sonstiger der Brahmanenkaste angehörender Verbrecher die in den indischen Gefängnissen wieder nötig gewordene Prügelstrafe verwirkt, so wird ihm die neunschwänzige Kake nur von einem Mitgefangenen aus ebenso hoher Kaste verabreicht.

Jammergeheul eines soeben Gepeitschten dringt an unser Ohr; doch während wir dem Schalle nachgehen, öffnet sich plötzlich klirrend eine Kerkertür vor uns, und heraus tritt ein Sträfling, Todesgrauen in den energischen Zügen (Tafel 61). Es ist ein im Kriege gegen Birma gefangener und wie ein gemeiner Verbrecher ins Zuchthaus gesperrter Häuptling der Eingeborenen, jetzt ein verlorener Mann, der, wegen Widersetzlichkeit zum Tode verurteilt, nunmehr seinen letzten Gang anzutreten im Begriff steht.

So stürmt ein erschütternder Eindruck nach dem andern auf unsere Nerven ein, aber doch drängt es uns, noch weitere Umschau zu halten. Nach einigem Widerstreben wird uns auch das Frauengefängnis geöffnet, zunächst die Kornmühle. Welches Knirschen, Knarren, Rollen

und Klauschen der wuchtigen Mühlsteine betäubt dort unser Ohr! Je zwei Frauen ergreifen die Handhabe des oberen Steines und drehen ihn, von Zeit zu Zeit Getreide durch ein darin angebrachtes Loch nachfüllend, in gleichem Takt mit den anderen Frauen auf dem unteren größeren Steine herum. Alle diese Weiber tragen an Stahlringen hölzerne Klöschen um den Hals, auf denen die Art ihres Vergehens und die Dauer ihrer Kerkerstrafe zu lesen ist; in weiße Tücher sind die „leichteren“, in orangegelbe sind die bössartigeren Verbrecherinnen gekleidet, die sich hier jedoch nur vorübergehend aufhalten, da sie mit dem nächsten Transport außer Landes geschafft werden, gewöhnlich nach den Andamaneninseln, wo sie bald dem Sumpffieberklima erliegen. Dies ist auch eine beliebte Maßregel, unbequeme oder gefürchtete Leute loszuwerden, die man kein Recht hat, hinrichten zu lassen, wie z. B. jene Birmanen, die bei der Verteidigung ihres Vaterlandes eingefangen wurden.

In dem angrenzenden Spinnhaus erregt eine derartige Orangedame unsere Aufmerksamkeit, auch sie soll morgen wegen der Ermordung ihrer beiden Töchterchen in die Strafkolonie abgeschoben werden, doch für heute hat man ihr die zweifelhafte Wohlthat vergönnt, ihr kleines Söhnchen auf einige Abschiedsstunden in ihren Kerker zu lassen. Nicht bewusste Verderbtheit, sondern altindischer Kastenzwang haben die Frau zur Verbrecherin gebracht. Kastengebräuche geboten ihr, die einstige Vermählung der genannten Töchter mit einem für ihre Mittel ganz unerschwinglichen, sie ruinierenden Aufwand zu feiern, der Aberglaube aber raunte ihr zu, daß sie sogar ein gutes Werk tue, wenn sie die kleinen Mädchen vor dem Bilde des elefantenköpfigen Gottes Ganesch in einem Kessel mit siedender Milch ertränkte, da sie zum Lohne dafür diese beiden Kinder nochmals als Knaben gebären würde. Ganz allgemein wurden in früheren Zeiten, namentlich in der Radschputana, den Brahmanen beträchtliche Geldopfer erlegt, damit sie halfen, den unerwünschten Überfluß an Mädchen auf solche Weise zu vermindern.

Flüchten wir uns aus diesen Zellen des Lasters und des Elends hinaus ins Freie! Wie kühl hier draußen das milde Grün der im Abendwind wogenden Mohnfelder unsere noch von den sonnendurchglühten, lehmgelben Kerkermauern geblendeten Augen.

Die Mohnkultur und Opiumfabrikation hat zwischen Benares und

Ghasipur ihren Hauptsitz. Mein Bild (Tafel 61) zeigt eine Hindufräule, die gerade unreife, grüne Mohnköpfe mit einem aus fünf schmalen Eisenklingen zusammengebundenen Messer einkerbt; der nach Verlauf einiger Stunden herausperlende Saft wird dann mit einer kleinen Eisenkelle zusammengekrast. Mit äußerster Strenge achten die Aufseher darauf, daß hierbei nichts von dem kostbaren Opiumsaft veruntreut oder vergeudet wird, ja selbst die Waschwasser der zum Pressen der Opiumklumpen dienenden Holzformen werden eingedampft, um die darin etwa gelösten Opiate zu gewinnen.

Inzwischen ist es beinahe Abendessenszeit geworden. Das Gasthaus für europäische Reisende in Benares, der Dak-Bungalo, ist leidlich behaglich; der Koch hat ein delikates Huhn mit Reis gekocht und hat es sogar auf mein ausdrücklichstes Bitten nicht bei lebendigem Leibe gerupft, obgleich ihm das sonst unendlichen Spaß bereitet — was will man mehr? Und doch sollte mir dieser eindruckreiche Tag in Benares noch einen ganz besonderen, beinahe scherzhaften Triumph eintragen, zu dessen Verständnis ich jedoch etwas vorausschicken muß.

Nach meiner Heimkehr von meiner ersten, dem Himalaja gewidmeten Indienreise im Jahre 1890 hatte ich den begreiflichen Wunsch, die Originalplatten meiner wichtigsten Photographien aus dem Gebirge angemessen zu verwerten und reiste deshalb nach England.

Bei dieser Überfahrt nach England kam ich mit einem anderen Reisenden, einem Seidenfabrikanten aus Krefeld, ins Gespräch. „Bilden Sie sich ja nicht ein, daß ein Engländer einem Deutschen irgend etwas abkauft, was er nicht sehr dringend braucht, oder was nicht etwas ganz Unerhörtes ist. Falls Sie nicht ein Kalb mit sechs Weinen mitbringen, machen Sie keine Geschäfte! Sehen Sie hier, das brauchen die Engländer!“ Dabei blätterte er mit gerechtem Stolz sein Musterbuch mit entzückend schönen Seidenproben auseinander.

Der gute Mann hatte ganz recht; ich erntete wohl manches Wort der Bewunderung, aber kein Geld. Meine Schätze galten nicht als „Wunderkalb mit sechs Weinen“.

Und nun wollte es die Laune des Schicksals, daß ich auf einer kleinen Spazierfahrt, die ich noch kurz vor Tisch unternahm, bei einer Lingam-Opferstätte unter einem heiligen Bobaum eine Volksmenge wahrnahm,

die sich um einen hölzernen Karren drängte. Ich sprang aus meinem Wagen und schleunigst wichen, wohl weniger aus Respekt als aus Scheu vor der Berührung mit einem Europäer, die Menschenmauern vor mir zurück, so daß ich bequem die Mißgeburt auf dem Karren nicht nur sehen, sondern auch photographieren konnte; es war ein Kalb, dem am Rückenende noch zwei verkrüppelte Extrabeinchen herunterhingen. Damit hatte ich also glücklich auch noch das einzige ergattert, was mir bisher zum Geschäftserfolge gefehlt hatte: ein echtes Kalb mit sechs Beinen (Tafel 62)!

Am Abend dieses Tages, der meine dritte Reise nach Ostindien abschloß, da ich am nächsten Morgen unmittelbar nach Bombay und von dort in die Heimat fuhr, besaß ich nur noch eine einzige unbelichtete Trockenplatte. Meine beiden Diener, die für Instandhaltung der Küche und der Kleider sorgten, hatte ich wiederholt vergebens gebeten, mir zu einem Bilde zu sigen. Sie waren mohammedanische Hindus, und der Prophet hat ja verboten, das menschliche Gesicht abbilden zu lassen; wären sie brahminisch gewesen, hätten sie vielleicht aus Furcht, daß ihnen durch das Photographiertwerden mit dem Abbild ihre Seele entrissen würde, die Aufnahme verweigert. Wenn ich schlummern oder irgendwo recht ungestört sein wollte, lugten diese Prachtkerle neugierig durch alle Vorhänge; sollten sie aber einen Koffer wegrücken oder gar die Stube kehren, so rannten sie voll hohen Standesgefühls davon, um stundenlang nach dienstbaren Geistern aus dazu geeigneter Kaste zu suchen.

Als ich nun meine Trockenbatterie in die Packkiste senken wollte, zuckte der teuflische Gedanke durch mein Hirn: Du nimmst auf deiner letzten Platte die Kerle heimlich mittels Blitzlichts auf!

Harmlos ersuchte ich sie, das Nachtmahl zu rüsten und aufzutragen, und traf inzwischen meine Anordnungen.

Ich kannte die regelmäßigen Standpunkte der beiden bei Tische, und die Lampe auf demselben ermöglichte mir scharfes Einstellen mittels der auf und zwischen Koffern verborgenen Kamera. Die Kassette wurde eingesetzt und der Schieber aufgezo-gen. Rechts von dem Apparat brachte ich gerade doppelt soviel Magnesiumpulver mit Kaliummanganat und etwas Schießpulver gemischt in die Lampe wie links, und die Leitungsdrähte des Trockenelements wurden zwischen den Gepäckstücken hinter den

Zisch geleitet, so daß ich sie mit leichtem Griff in Verbindung mit Messer und Gabeln bringen konnte.

Wegen des umfänglichen Bildes hatte ich den Steinheil-Gruppen-Antiplaneten Nr. IV für Platten 13:18 auf f/25 abgeblendet, war jedoch in Sorge, ob die Platte dabei auch exponiert würde; doch zur Überlegung blieb nicht viel Zeit.

Meine Opferlämmer erschienen mit dem Curryreis auf der Bildfläche und kaum hatten sie ihre gewohnten Plätze inne, berührte ich die Messerspitze mit der Gabel, es bligte und qualmte und da — ja, da geschah etwas fürchtbar Lächerliches!

Die Aufnahme war mir, wie selbst der Neid nicht leugnen wird, gelungen (Tafel 62); ich sprang auf und schob die Kassette zu. Aber was war inzwischen aus den beiden Hindus geworden?

Der ahnungslos links auf dem Bild stehende alte Schaukidar, was etwa „Haushofmeister“ heißt, war angesichts der beiden aufblitzenden Flammen mit krächzendem Aufschrei vornübergestürzt und keinerlei Bakfischversprechen vermochte ihn zu schnellem Aufstehen zu bewegen, was bei einem Orientalen bekanntlich viel sagen will; er blieb winselnd liegen, die Stirn auf die Erde gedrückt. Der Jüngere aber, der Mundschenk, eilte mit anerkennenswerter Schneidigkeit an die Stellen, von denen das blendende Licht ausgegangen schien, und goß, mir nichts dir nichts, eine volle Flasche Ingwerbier auf die unschuldige Lampe aus, die das Pulver verschossen hatte, oder vielmehr über den mit Dampf gefüllten Kasten, in dem die Lampe stand; diese Heldentat war seiner durchaus würdig, denn er war stets kühn und entschlossen, mochte daraus werden, was wollte. Half er mir beim Einlegen in der Dunkelkammer, so konnte ich sicher sein, daß er mir die Trockenplatten mit feuchten, eben erst heimlich an einem nassen Tuche abgewischten Händen zureichte, weil ihm streng verboten worden war, die Platten mit unsauberen Händen zu berühren. Hatte er die exponierten Aufnahmen nach Hause zu tragen, so bemühte er sich mit unendlichem Scharfsinn, die lichtdichten Kassettensächer heimlich zu öffnen, um sich die Platten bei Tageslicht etwas näher anzusehen — ich hätte ja bei der Aufnahme einen Fehler gemacht haben können! Und gar in der Küche, da war er der Beschützer der Hühner, denn er verbot auf mein Geheiß, daß man sie nach Landessitte bei lebendigem

Leibe rupfte — dafür ließ er sie samt den Federn in die Kochtöpfe wandern. Zum Feuerlöschmann konnte er sich freilich leider nicht ferner mittels Ingwerbier ausbilden, denn ich hatte, wie gesagt, keine weitere Blißplatte zu versenden.

Daß ich mir den Scherz gemacht, das Resultat meiner ersten indischen Reise, mein „Himalaja-Album“, in jenem Kasthause der Dak-Bungalo zu Benares auf den Esstisch zu pflanzen, wird man mir nicht verdenken. Ich bin nicht sonderlich eitel, aber doch auf dieses den unglaublichsten Schwierigkeiten abgerungene photographische Werk einigermaßen stolz. Man darf nicht vergessen, daß sich seit meiner ersten Himalajareise in diesem Gebirge vieles zugunsten des Reisenden geändert hat.

Warum ich aber die Blißeinrichtung mitgeschleppt habe? Nun, um „im Schatten zu fechten“, will sagen, um allerlei von dem aufzunehmen, was sich in Indien dem Licht der Tropensonne entzieht.

Eine Singalesenhochzeit war die erste Gelegenheit dieser Art, demnächst ermöglichte mir das Blißlicht die Aufnahme von Kultushandlungen in den düsteren, geräuschvollen und übelriechenden buddhistischen und brahminischen Tempeln sowie in niederen dunklen Werkstätten und Basar-gewölbten, ja sogar von Arbeiten in den indischen Zuchthäusern. Das aktinische Licht, das die Vermählung des Magnesiums mit dem Sauerstoff verkündet, hätte ich selbst neben dem Meer des indischen Sonnenlichtes nicht missen mögen.

Fünfzehntes Kapitel

Kalkutta, die „Stadt der Paläste und bleichen Gesichter“

Wer zu Schiff in die Högli genannte Mündung des bei Kalkutta vorüberströmenden und sich im Sönderbönd zersplitternden Ganges einfährt, wird von einem namenlos niederdrückenden Gefühl der Enttäuschung befallen, wenn er zum ersten Male an einem dunstig schwülen Tage die trostlos einförmige, flache Dschungellandschaft an den Ufern erblickt; dieses Mißbehagen legt sich erst, wenn das Schiff wohlbehalten im Dampfschiffhafen von Kalkutta anlegt. Die erfahreneren Mitreisenden

den unterlassen zugleich nie, den Neuling auf die tatsächlich nicht geringen Gefahren aufmerksam zu machen, die der Schifffahrt durch Sandbänke und den „Quicksand“ genannten, mit unwiderstehlicher Riesenkraft alles in sich hineinschlingenden, unberechenbar auf dem Flußboden dahinflutenden Triebssand bereitet werden; gerät ein Dampfer, wie dies trotz der ausgezeichneten Lotsen und selbst bei sorglichstem Loten wiederholt vorgekommen ist, in derartigen Quicksand, so ist das Schiff in kürzester Frist unrettbar verloren! Der bekannte fromme Wunsch, der seitens der Engländer bei den Versuchen Friedrichs des Großen, deutsche Handelsverbindungen mit Indien anzuknüpfen, ausgesprochen wurde, daß nämlich die deutschen Schiffe durch die Lotsen irreführt oder sonstwie zum Untergang gebracht werden möchten, hatte also ziemlich viel Aussicht auf Erfolg. Verschwand doch sogar im Jahre 1877 urplötzlich der doch gewiß auf gut untersuchtem Grund gebaute Leuchtturm Krishna an der Gangesmündung.

Der riesenhafte Verkehr von weit mehr als tausend Fahrzeugen sowohl im Dampfschiff- wie im Segelschiffhafen von Kalkutta setzt den Ankommenden aber alsbald in wahres Erstaunen.

Am Segelschiffhafen fällt sofort das weithin leuchtende Marmordenkmal des Admirals Peel in die Augen, und mit Staunen nimmt man die Fülle anderer prächtiger Denkmäler wahr, mit denen England die Verdienste seiner freilich oft nur durch geradezu barbarische Mittel erfolgreich gewesenem Männer im damaligen Regierungssitze zu ehren gesucht hat, unbekümmert darum, daß diese Verherrlichung einen stetig schmerzenden Dorn für die Herzen patriotisch gesinnter Hindus bedeutet. Es ist eine stattliche Schar schneidiger Feldherrn und namhafter Generalgouverneure, die unbedeckten Hauptes von hohen Sockeln zu den scheu daran vorüberhuschenden Hindus hinunterschauen und an die vergeblichen Versuche tapferer Inder erinnern, Herren ihres eigenen Landes zu bleiben. Eine Spazierfahrt durch den von Europäern bewohnten Stadtteil, besonders durch den Eschoringhi, die vornehmste, mit geräumigen Villen besetzte Straße Kalkuttas, und längs der Rennbahn zeigt die Standbilder der unerschrockenen Lords, auf die England stolz zu sein alle Ursache hat: Lawrence, den Verteidiger, und Outram, den auf wildem Renner anstürmenden Befreier Laknaus (Tafel 62), Dchterlony, den Bezwinger der

tapfersten indischen Völker, der Sikhs und der Mahratten, Bentinck, Canning, Hardinge, Mayo, Northbrook — kurz, eine große Zahl um Indien verdienster Männer, in der jedoch die Vertreter anderer Nationen fehlen, die den Engländern durch ihre genialen Entwürfe die Wege zu ihrer heutigen Machtstellung in diesem Lande gebahnt haben; es ist auffallend wenig bekannt, wie kräftig sich gleichzeitig neben Engländern auch Franzosen bestrebt haben, Indien zu erobern, als es zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts durch die Kämpfe der Landesfürsten vollständiger Anarchie verfallen schien. Doch die kühnen, weitschauenden Franzosen fanden bei ihrer Regierung keine so verständnisvolle Unterstützung wie die englisch-ostindische Handelskompagnie und hatten auch nicht das Glück, Männer von so unerhörter Kühnheit, aber auch von so beispielloser Habgier und Rücksichtslosigkeit gegen die Forderungen der Ehre und Rechtlichkeit zu finden, wie Clive und Warren Hastings; wer sich über Clives Wortbrüchigkeit, über seine Fälschungen und Betrügereien, über Warren Hastings' schamlose Erpressungen durch Folterungen von Hindufrauen und andere schmachvolle Mittel zu unterrichten wünscht, der lese die in E. Scholls Studie „Erobert oder erräubert?“ (Bamberg 1901) unter Anführung der historischen Quellen zusammengestellten Belege nach; sie werden wohl jedem die Augen darüber öffnen, auf welche Weise das „stolze“ England in den Besitz Indiens und seiner Schätze gelangt ist und wie der brutale Egoismus, der von den modernen englischen Regierungsleitern angewandt wurde, um das sich gegen eine erdrückende Übermacht wehrende Burenvölkchen durch die Vernichtung der Frauen und Kinder auszurotten, nur ein recht trauriger Beweis dafür ist, daß Clive und Hastings würdige Nachfolger gefunden haben. Die früher viel schwächeren Verkehrsmittel und der trägere Nachrichtendienst waren schuld daran, daß damals Europa nicht noch mehr von den Schandtaten jener Männer erfuhr, denen England die Gründung Indiens verdankt.

Ich erkenne durchaus nicht, was England in Indien wie in allen von ihm beherrschten Ländern für die Entwicklung oder Vervollkommnung der Kultur getan hat; aber ebenso sehe ich, wie wenig man gewöhnlich bei der Bewunderung dieses Verdienstes an den dabei zugrunde liegenden Beweggrund unersättlicher Habsucht denkt, die gerade die Elemente der von England so gern als Deckmantel seiner Ländergier vorgeschückten Humani-

tät, nämlich Gerechtigkeit und Menschlichkeit, mit erschreckendem Erfolge zu Boden tritt. Aber auch beim Anstaunen und Preisen des englischen Verwaltungsapparates in Indien wird sehr häufig übersehen, daß diesen die Engländer in seinen Grundzügen fast unverändert von seinem eigentlichen Schöpfer, dem weisen Großmogul Akbar, entlehnt haben. Selbst Sir John Lawrence gab den Engländern den guten Rat, nicht zu vergessen, daß die indischen Dorfgemeinden, die sich seit alten Zeiten ganz vortrefflich mit der Selbstverwaltung abzufinden gewußt hätten, eigentlich gar keiner Bevormundung bedürften.

Eine Fahrt in dem eleganten Villenviertel oder durch die Hauptgeschäftsstraßen der Europäer in Kalkutta, z. B. durch die Old Court-house Street, führt uns höchst eindrucksvolle Bilder großstädtischer Bauweise vor Augen, die namentlich in dem Palast des Vizekönigs, dem Postamt (Tafel 63) und den umfänglichen Verwaltungsgebäuden zutage tritt, so daß man wähen könnte, in Europa zu sein, wenn nicht auch hier die auf den Straßen verkehrende Bevölkerung überwiegend aus Eingeborenen bestände, deren Erscheinungen aber keineswegs so buntparbig und abwechslungsreich sind wie z. B. in der Radschputana. Kommen wir aber in die fast ausschließlich von Hindus bewohnten Viertel, so sind wir überrascht, wie wenig den Engländern daran liegt, daß auch diese in einem Zustande erscheinen, der dem Glanze eines Regierungssitzes entspricht. Mit einer für unser Ordnungsgefühl geradezu unverständlichen und peinlichen Gleichgültigkeit sind hier ansehnliche Baulichkeiten mit den denkbar erbärmlichsten Hütten durcheinandergewürfelt, was in gewissem Sinne zwar den Reiz des ungezwungen Malerischen bietet (Tafel 63), aber doch mit allen gewohnten Grundsätzen eines geordneten Städtebaues im Widerspruch steht. Selbst die größte der breiten Hauptstraßen des verhältnismäßig ebenfalls noch jungen native quarter, die Harrison Road, ist reich an solchen Gegensätzen, die aber doch wegen ihres europäischen Weigeschmackes nicht jenen künstlerischen Genuß aufkommen lassen, wie alte, echt indische Städte, z. B. Gwalior oder Dschodpur.

Bei meinem ersten Spaziergang durch die Harrison Road war ich nicht wenig überrascht, inmitten des überaus lebhaften Straßenverkehrs auf einer in der Häuserflucht liegenden Baustelle ein Lager wandernde Büsser und Bettler zu finden, die dort eine Reihe lumpiger Zelte aufgeschlagen

hatten, zwischen denen einige Büffel hin und her liefen, um sich an dem Heu der Lagerstätten gütlich zu tun, ohne daß sich jemand darum kümmerte. Auch ist es keine Seltenheit, in dieser wie in anderen Straßen neben den gewöhnlich mit zartem, blassem Rosa, Gelb oder Blau getünchten riesigen Wohnhäusern reicher Radschahs erbärmliche Hütten zu finden, deren Wände über und über mit Fladen von Kuhdünger bedeckt sind, der von den armen Hausbewohnern auf den Straßen zusammengefegt und an die Mauern angedrückt wurde, um dort an der Sonne zu trocknen und ein wohlfeiles Brennmaterial für den Küchenherd zu ergeben. Dieser Duft, der namentlich abends aus den Feuerstellen der schornsteinlosen offenen Hinduhäuser hervordringt und sich mit dem Qualm der Kokosöllampen und anderen starken Gerüchen nach beliebten Genussmitteln vermengt, unter denen Zwiebeln und Knoblauch sowie Senföl und unbestimmbare Tabaksorten eine Hauptrolle spielen, verleidet manchem Europäer sehr bald den Besuch der indischen Eingeborenenviertel.

Die Steigerung des Bodenwertes drängt allerdings die Armen, deren Behausungen dieses für Kalkutta bezeichnende und sprichwörtlich gewordene Nebeneinandervorkommen von Palast und Hütte hervorriefen, immer weiter hinaus an die Ränder der Vorstädte, wo die glanzvollen Läden unbekannt und die Verkaufsstellen oft nichts anderes als winzige Fensternischen sind, in denen der Händler, manchmal sogar in Gesellschaft seiner Ehehälfte, hoßt, um einige Betelblätter, Sodawasserflaschen oder fast wertlosen Trödel feilzubieten. Ich habe oft von ganzem Herzen lachen müssen, wenn ich bei solchen indischen Trödlern Dinge sah, wie z. B. Puppen aus Draht zur Anfertigung europäischer Frauenkleider, die bei Hindus, falls sie nicht Damenschneider sind, kaum eine angemessene Verwendung finden können (Tafel 63).

Indische Kramladen bilden für ein künstlerisch schauendes Auge um so größere Anziehungskraft, je kleiner sie selbst oder die Verkäufer sind, denn es ist gar keine Seltenheit, daß ganz kleine Kinder mit dem Verkauf von Betelblättern oder ähnlichen geringwertigen Dingen, die aber doch einen festen Preis haben, betraut werden. In derartigen indischen Läden findet man allerlei diesem Lande eigentümliche Absonderlichkeiten, die man sich nicht gleich selbst erklären kann, so z. B. die runden Tonkrüge,

die statt der Kästen und Schubfächer von den Mehlhändlern in schräger Stellung zur Hälfte in die Wände eingemauert werden, um den zerstörungslustigen, gefräßigen weißen Ameisen das Emporsteigen und den Zutritt zu dem Mehle zu hindern.

Eine Unzahl drolliger, wenn auch nicht immer sehr appetitlicher Bilder wird denjenigen belohnen, der sich die Zeit und die Mühe nimmt, in den ausschließlich von Eingeborenen bewohnten Straßen herumzustreifen, so wenig ziemlich dies auch in den Augen der Engländer für einen Europäer ist. Fast jeder Schritt bringt irgendeine Überraschung. Dort kommt ein mohammedanischer Vogelhändler mit Käfigen voll kleiner Vögel, die mitleidige Hindus oder Buddhisten kaufen, um ihnen alsbald die Freiheit zu schenken. Dicht neben dem Laden des Zuckerbäckers kriecht und windet sich ein armer splinternackter Krüppel mit einem verhungerten Kindchen im Staube der Straße herum und sammelt beträchtliche Massen von Kupfermünzen in einem Blechgefäß. Unweit davon schläft ein nackter Kuli matt und müde langausgestreckt an einer Mauer, daneben kauert sich ein anderer nieder, um sich gründlich und ausdauernd die Zähne zu säubern, während weiterhin auf einem freien Plage jemand seinen guten Freund massiert und sich dabei wenig um die Grimassen kümmert, die sein Opferlamm bei dem rücksichtslosen Bearbeiten seiner Muskeln und Gelenke zu schneiden sich veranlaßt sieht. Dazwischen kommt ein Musikant einhergewandert, der auf einer unmäßig lang gehaltenen Gitarre herumklimpert. Hier und da gelingt es uns auch, einen Blick in die nur teilweise durch Vorhänge geschlossenen Räume und Höfe zu werfen, in denen die weiblichen Wesen sich aufzuhalten und sich bei ihren Toilettenkünsten hilfreicher Beistand zu leisten pflegen (Tafel 64).

Mit wahrer Überraschung entdeckt man inmitten dürftiger Vorstadthäuser eines der zierlichsten Architekturbilder von Kalkutta, einen Tempel der Dschainsekte (Tafel 65), die, wie ich bereits an anderer Stelle ausführte, es sich ganz besonders angelegen sein läßt, die Lauterkeit ihres Lehrgebäudes durch möglichst sauber und kunstvoll ausgeführte Tempelbauten auch äußerlich zum Ausdruck zu bringen. Zwischen den Rosenbüschen, Palmen und Gartenanlagen macht das mit Stukkaturausputz überladene leuchtend helle Tempelgebäude einen zumal beim ersten Anblick höchst überraschenden Eindruck, und fast habe ich das Gefühl, daß dieser

der Vorstellung am nächsten kommt, die sich viele von Indien und indischen Erscheinungen machen. Wenn bei Festlichkeiten die große offene Halle und der Garten mit schön gekleideten Hindus belebt, alle Gebäude illuminiert und durch Schnüre mit farbigen Flaggen verbunden sind und wenn auf dem Teich bengalische Feuer hin und her fahren, dann hat man in der Tat eines jener Bilder vor Augen, die in den Zeiten des einstigen, reichen Indiens alle Fremden in staunendes Entzücken versetzten (Tafel 65).

Doch Kalkutta ist weniger ein Platz, um die Inder, als vielmehr den Brennpunkt englischer Machtentfaltung in Indien kennenzulernen; seit dem Jahre 1770 ist unablässig daran gearbeitet worden, dieser Macht auch äußerlich einen Ausdruck zu geben, der die Eingeborenen mit furchtsamem Respekt zu erfüllen vermag. Nirgends habe ich diese materielle Größe Englands in Indien mehr empfunden, als bei einer Besteigung des Turmes im Telegraphenamt, von wo aus man einen ausgezeichneten Blick aus der Vogelschau nicht nur auf die Old Courthouse Street, sondern zugleich auf das Wasserbecken des Dalhousie-Square hat, um das einige der wichtigsten und größten Gebäude Kalkuttas: das Ministerium für öffentliche Arbeiten, das Obergericht, das Postamt und die Bank von Bengalen gruppiert sind. Jenseits liegt der ungeheure Park mit dem vizeköniglichen Palast und auf der anderen Straßenseite das Great Eastern Hotel.

Ich habe in allen größeren Hotels von Kalkutta gewohnt, könnte aber nicht sagen, daß auch nur eins den Vergleich mit einem erstklassigen deutschen oder schweizerischen Gasthose aushalten könnte. Am erträglichsten fand ich es noch in dem Grand Oriental Hotel (Tafel 66), obgleich auch dort die Küche manches zu wünschen übrig läßt. Von der Bedienung will ich nicht reden, denn in Indien bringt sich jeder, der gut bedient sein will, seinen eigenen Diener mit ins Hotel, obgleich es in einem solchen von Dienerschaft geradezu wimmelt.

Bei meinem Abschied von Kalkutta im Jahre 1890 machte ich mir das Vergnügen, die Hindu-Fellner eines anderen Hotels zu photographieren, und nahm auch die Familie des englischen Geschäftsinhabers mit auf das Bild (Tafel 66); als ich diesem dann die Negativplatte zeigte, nahm er sie mir aus der Hand, lobte sie und schloß sie in seinen Geldschrank ein. Weder Bitten, noch Schelten, noch Drohen half mir zu meinem Eigen-

tum, ich erhielt einfach die Antwort: Jetzt habe ich die Platte und behalte sie! Unglücklicherweise hatte ich meine Rechnung schon bezahlt und wußte wirklich nicht, ob ich nicht am besten täte, diese Räuberei durch Mitnahme eines silbernen Löffels auszugleichen; da ich jedoch noch eine zweite Aufnahme besaß, begnügte ich mich, den Photographen in Kalkutta mitzuteilen, daß die betreffende Platte mir gestohlen sei; ich bekam auch von einem Geschäft die Nachricht, daß der gute Mann sie zum Kopieren dorthin gebracht habe, daß man aber nichts gegen den Hotelier tun könne, da er sie „habe“. Ein englischer Polizist, dem ich, weniger wegen Zurück-erlangung meines Eigentums als aus Grundsatz, diesen unverschämten Raub anzeigte, bemerkte sehr geistreich: dies sei eine Privatangelegenheit, die ihn nichts anginge! Damit ließ der Mann des Gesetzes den ob solcher Gerechtigkeitspflege verblüfften Fremdling aus Deutschland stehen.

So sehenswert auch der wohlgepflegte Edenpark und der berühmte Botanische Garten und das Museum von Kalkutta sind, so zieht es den Fremden, zumal wenn er eine Landratte und kein Bewohner einer Seestadt ist, immer wieder an den Hafen.

Die Haupteinfuhr besteht aus Manufakturwaren, Maschinen und fertigen Baumwollgeweben, die Ausfuhr dagegen aus Rohbaumwolle, Tee, Opium, Indigo, Getreide, Reis, Häuten und besonders Jute; letztere wird in mehr als dreißig Fabriken mit zusammen etwa 60 000 Arbeitern aus indischem Hanf erzeugt, der in dem Gebiete zwischen Ganges und Brahmaputra fast wild wächst und dessen feinere Innenfaser zur Herstellung von Sacktuchen, das untere Ende dagegen bei der Papierfabrikation Verwendung findet.

Die genannten Ausfuhrartikel erleiden hinsichtlich ihrer Menge oder ihres Wertes von Jahr zu Jahr Schwankungen, die sehr beträchtlich werden können, wenn irgendwelche besonderen Ereignisse eintreten. So bewirkte der Wettbewerb des künstlichen Indigos einen Preisabschlag des natürlichen von 15 bis 20 Prozent. Die Verteuerung der europäischen Kohlen ließ die Ausfuhr der in Indien früher gar nicht geförderten Kohle von 1 250 000 Tonnen im Jahre 1898 auf 1 734 000 Tonnen im Jahre 1900 anschwellen und würde noch viel wesentlicher sein, wenn die Transportfähigkeit der Eisenbahnen der vorhandenen Förderung von fünf Millionen Tonnen Kohlen gewachsen gewesen wäre.

Die jährlich und zuzeiten auch in Kalkutta tagenden indischen Nationalkongresse scheinen nach und nach zu einem für die englisch-indische Regierung recht peinlichen Zugeständnis zu werden, das sie aber nicht mehr die Macht hat, den Eingeborenen zu entziehen. Mit größtem, aber stets sachlich bleibendem Freimut, ohne Erregung oder Gehässigkeit, hält der Kongreß der Regierung ihr Sündenregister vor und scheut sich nicht, offen seine Mißbilligung über ihm unrechtmäßig erscheinende Handlungsweisen auszusprechen; so unterzog der Kongreß die Politik Englands in bezug auf Birma einer ablehnenden Kritik, setzte die Freilassung der zweiundeinhalb Jahr lang ohne jede Anklage als „verdächtig“ gefangengehaltenen Brüder Natu durch und forderte unausgesetzt eine gründlichere Prüfung der Verwaltung Indiens von England. Der Kongreß erklärte auch die Gründe der Verarmung Indiens und die Ausfaugung seiner Lebenskräfte durch die von den Indern getragenen und immer mehr anwachsenden Kosten für das in ihrem Lande von England gehaltene Militär sowie durch die Ausfuhr des indischen Nationalvermögens nach England ohne entsprechende Gegenleistung. Diesen unbequemen Wahrheitsfagern wurde als Antwort nichts anderes als die sehr bezeichnende Abfertigung zuteil: Die Armut Indiens und der Verlust, den es durch Bezahlung von Gehältern, Sinekuren und Pensionen in England erleidet, sind schon so lange das Lieblingsthema feierlicher Reden gewesen, daß es nicht notwendig ist, sie von neuem zu besprechen!

Daß noch viele andere Ursachen mitsprechen, die Indien verarmen lassen, ist keinem Kenner der Verhältnisse unbekannt; vor allem macht es einen großen Unterschied, ob die Kleinbauern, die sieben Zehntel der ganzen Bevölkerung ausmachen, ihre Steuern wie früher in einem Teil ihrer Bodenerzeugnisse oder wie jetzt als Bargeld entrichten müssen. Daß die Bauern dadurch immer mehr eine Beute schamloser Wucherer werden, ist mangels von Agrarbanken kein Wunder. Mit welcher unerbittlichen Strenge aber die Grundsteuer durch die Engländer eingetrieben wird, geht daraus hervor, daß von 1890 bis 1900 allein in der Präsidentschaft Madras nicht weniger als 840 713 Bauernfamilien durch zwangsweise Versteigerung ihrer Habe als Bettler davonziehen mußten, wodurch alsbald eine Million Hektare Ackerland außer Kultur kam! Über den Verfall der Gewerbe und Kunstindustrien durch den europäischen Wettbewerb

und den Fortfall der indischen Hofhaltungen als Abnehmer habe ich bereits an anderer Stelle gesprochen.

Eine nicht geringe Schuld an diesem dringenden Begehren nach einer Untersuchungskommission für Indien, wie überhaupt an der schwülen, über Indien lastenden Ungewißheit und dem gegenseitigen Nichtverstehen zwischen Engländern und Hindus liegt auch darin, daß die Amtsdauer der Vizekönige viel zu kurz bemessen wird; sie genügt nicht, um sich in so überaus verwickelte Verhältnisse einleben und den Volksgeist erfassen zu können. Hierzu kommt, daß der Verkehr von Indien nach England beständig erleichtert wird und die Engländer immer weniger danach trachten, sich mit der Gedanken- und Empfindungswelt der unterworfenen Klasse vertraut zu machen oder sich gar mit Hindufrauen zu vermählen; sie lassen sich an den äußeren, oft nur erheuchelten Zeichen der Unterwürfigkeit genügen, sind aber selbst schuld, daß die Inder Inder bleiben und nichts von den guten Eigenschaften ihrer Herrscher annehmen.

Wenn der Vizekönig von Indien jedoch inmitten seines Prunksaales bei einem Durbar auf dem goldenen Sessel thront, der einst als Haudah auf dem Rücken eines Elefanten den gewaltigen, den Engländern so hartnäckigen Widerstand leistenden südindischen Sultan Tippu trug, oder wenn er ein Ballfest gibt, eine Reise macht oder sonstwie öffentlich auftritt, dann kann niemand ahnen, wie schwere Sorgen, welcher unaussprechlich bitterer Mangel den fabelhaften, blendenden Pomp und Glanz seiner Hofhaltung als tiefe Schatten verbrämen.

Ich war zufällig gerade an dem Tage in Kalkutta, als Lord Curzon, der damalige Vizekönig, in das Government House einzog. Um sich ein Bild dieses Einzuges zu machen, denke man sich gütigst alle Fenster und Dächer der mit prächtigen Fellen und Teppichen behangenen Häuser und das ganze Pflaster der Courthouse Street dicht mit Menschen besetzt, durch die es aber den ausgesucht schönen indischen Lanzenreitern mit leichter Mühe gelang, eine Gasse für die im Schritt fahrende Kalesche zu bahnen, in der „Seine Erzellenz“ der Vizekönig mit seiner wunderbar schönen und sich entzückend liebenswürdig benehmenden Gemahlin, einer geborenen Amerikanerin, einherfuhr. Der Triumphzug kam von der Howrahstation, mußte also die einen halben Kilometer lange Brücke über den Högli (Tafel 64) überschreiten, die nur zu gewissen Tagesstunden

aufgezogen wird, um Schiffe hindurchfahren zu lassen; dann erst gelangte er in die eigentliche Stadt, die an diesem Tage einem wahren Meere von farbenreichen Trachten glich, da bei diesem Empfange sämtliche indische Fürstlichkeiten mit ihrem glänzenden Dienertroß anwesend waren.

Bei diesen und ähnlichen Anlässen konnte ich mich nicht genug über die Haltung wundern, die von den untersten Volksklassen selbst im dichtesten Gewühle bewahrt wurde. Nirgends spürte ich etwas von der bei solchen Volksanhäufungen in anderen Ländern selten ausbleibenden Roheit, sondern sah mit freudigem Erstaunen, wie weitgehende Rücksicht der Inder auf seinen Mitmenschen zu nehmen pflegt; auch im übrigen betätigen viele Hindus ihren Nächsten gegenüber weit tatkräftiger praktisches Christentum als diejenigen Christen, die ausschließlich dem Grundsatz gemäß leben: Jeder ist sich selbst der Nächste!

Zu den großen Ereignissen, die ganz Kalkutta und einen guten Teil Indiens auf die Beine bringen, gehört auch das gegen Neujahr stattfindende große Wettrennen auf dem Maidan, verbunden mit einer feierlichen Auffahrt des Vizekönigs, der einen stattlichen Silberpokal als Hauptpreis auszusetzen pflegt.

Wie in ganz Asien dienen natürlich auch hier diese races nicht nur als Treffpunkt von allen, die sich als zur Gesellschaft gehörig betrachten, sondern auch als höchst willkommene Gelegenheit, Wetten in fabelhaftem Umfange zu veranstalten, und daß der Totalisator dabei nicht zu kurz kommt, brauche ich gewiß nicht erst zu versichern. In Ermangelung großer Abwechslung in den geistigen Genüssen hat sich die Sucht, zu wetten, allmählich zu einer Art Leidenschaft ausgebildet, wobei selbst das Datum und die Stunde des ersten Monsunregenfalles und die Höhe der dann vom Himmel stürzenden Wassermassen als zum Wetten geeignete Streitpunkte herhalten müssen.

Musste auch unablässiger Aufruhr- und Attentatsversuche bengalischer Nationalisten halber der Sitz des Vizekönigs inzwischen nach Delhi verlegt werden, ist und bleibt Kalkutta doch die gegensatzreiche Stätte der „races“, die den Europäer (nicht etwa nur durch klimatische Fieber!) bleichmachende schwüle „City of palaces and pale faces“!

Sechzehntes Kapitel

Hindufrauen und indische Ehen

Europäer, die in Indien ihren Geschäften nachgehen oder dieses Land nur flüchtig bereist haben, lernen indische Frauen der besseren Stände so gut wie niemals kennen, ganz abgesehen davon, daß der in Indien lebende europäische Geschäftsmann durch Klima und Lebensweise selten noch Lust oder Spannkraft übrig behält, sich um die Eigenheiten des ihn umgebenden Volkes zu bekümmern, und nur wenige haben den Mut, gleich Dr. Hübbe-Schleiden völlig auf die europäische „Gesellschaft“ zu verzichten, um Indien durch die Inder kennenzulernen. Auch ich muß gestehen, daß es mir nicht gleich bei meinem ersten Aufenthalt in Indien glückte, Hindufrauen vornehmer Kaste zu sehen und mir ein Urteil über sie zu bilden.

Es gibt eine ganze Anzahl wohlmeinender englischer Reformer und Missionare, männliche und weibliche, deren Streben darauf ausgeht, die Inder zu braunen Europäern oder farbigen Christen zu machen, die aber weder die Gabe noch den guten Willen haben, die indischen Eigentümlichkeiten objektiv zu schauen und zu schildern, sondern die alle indischen Erscheinungen theoretisch nach ihren europäischen Begriffen beurteilen. Derartigen einseitigen Berichten verdankt die zum Teil gewiß nicht unberechtigte Klage über das entsetzliche Los der indischen Frau, über die Brutalität der „Kinderehen“, die unfreiwilligen Witwenverbrennungen und dergleichen seinen Ursprung und zeigt uns diese Schattenseite der indischen Kultur in etwas gar zu absichtsvoll gefärbtem Lichte; der Hauptgrundsatz dieser Kultur lautet, daß jeder gesunde Hindu die Pflicht hat, verheiratet zu sein, und daß die Eltern bemüht sein sollen, daß dies sobald wie irgend möglich, jedenfalls aber noch bei ihren Lebzeiten geschieht. Was bei uns freier Entschliesung und eigener Wahl anheimgegeben ist, gilt bei den Hindus als eine für alle gleiche Verpflichtung.

Viele Europäer in Indien sprechen von dem Frauen- und Eheleben der Hindus nie, ohne dabei über den angeblich zutage tretenden Fanatismus

der Brahmanen und andere Greuel zu schelten, wobei sie allerdings von einer Anzahl von Hindus, die auf eine oder andere Weise für die englischen Anschauungen gewonnen sind, unterstützt werden; betrachtet man aber diese Verhältnisse ohne Voreingenommenheit, so sehen sie wesentlich anders aus.

Den Engländern in Indien gebührt zwar das Verdienst, sich bestrebt zu haben, den indischen Frauen durch Förderung des Missionschulwesens und noch mehr durch Ausbildung und Einführung weiblicher Ärzte sowie durch Verhinderung der Witwenverbrennungen Wohlthaten zu erweisen. Diese können aber nicht eher als eine durchgreifende Verbesserung in dem Zustand der weiblichen Bevölkerung angesehen werden, als bis nicht das Pördasystem, d. h. die mehr oder weniger vollständige Zurückhaltung der Frauen der besseren Klassen im „Senana“, von den Hindus wieder abgeschüttelt worden ist, da sie ebensowenig wie die Vielweiberei, die jetzt bei brahminischen Hindus allerdings kaum noch vorkommt, der altindischen, d. h. arischen, Kultur eigen gewesen ist, sondern von den Hindus den mohammedanischen Eindringlingen nachgeahmt wurde. Ganz im Gegensatz zu dem idealistischen Brahminentum ist aber der Islam eine sinnlich-materielle Religion, und sicherlich mögen die Mohammedaner Ursache gehabt haben, ihre den Sklaven gleichgeachteten Frauen argwöhnisch und eifersüchtig durch Pördas, d. h. Vorhänge, gegen die Blicke anderer Männer abzuschließen. Von den alten Hindus berichtet uns dagegen die Sanskritliteratur, daß sie der Frau unbegrenztes Vertrauen und eine ebenso hohe geachtete Stellung einräumten, wie wir dies tun. Freilich mag auch die Besorgnis der Hindus vor den Lüsten der mohammedanischen Eroberer zum Verbergen der Frauen und zu möglichst frühzeitigem Versorgen der Mädchen mit einem Beschützer beigetragen haben.

Das eine steht jedenfalls fest: die häusliche Züchtigkeit, die Selbstlosigkeit, Herzensbildung und Opferwilligkeit der Hindufräule ist über jedes Lob erhaben, und ihre Religiosität ist, wie dies bei ihrem reichen Gefühlsleben begreiflich ist, fast grenzenlos. Aber ebenso unzweifelhaft mangeln ihr auch wissenschaftliche Kenntnisse und durchgreifende Verstandesbildung, was wohl mit dem alten, möglicherweise durch die Brahmanen genährten Aberglauben zusammenhängt, daß viel Wissen einer Frau schade, ja, sie sogar in Gefahr bringe, frühzeitig Witwe zu werden!

Gemeint ist damit, daß die einer beträchtlichen Geistesbildung zugewendete Zeit und Mühe eine Vernachlässigung des materiellen Wohles der Familie und der Wohlfahrt und Pflege von dessen Oberhaupt zur Folge haben könne.

Vom Standpunkt eines Familienvaters aus, der sich so schaffenskräftig wie möglich betätigen muß und will, ist die freiwillige, unbedingte Unterordnung der indischen Frau ohne Frage keine geringe Wohltat. Mit kleinlichen häuslichen Sorgen und Ärgernissen, mit Streit und Zank darf ihm nicht genahet werden, und keine Hindufrau erhebt gegen das Wort des Mannes irgendwelchen Widerspruch; solange der Hausherr im Hause weilt, wagt keine weibliche Stimme sich darin laut vernehmen zu lassen. Erst wenn der Mann das Haus verlassen hat, dürfen die Frauen etwaige kleine Meinungsverschiedenheiten untereinander nach Gefallen zum Austrag bringen.

Die ungesunde patriarchalische Form der Gesamtfamilie, wo alle Nachkommen und jeder Zuwachs derselben, und wären es selbst hundert Familienangehörige, in demselben Hause beisammen wohnen bleiben, war ebenfalls dem alten Hindutume, das nur die Einzelfamilie kannte, durchaus fremd. Wenn aber diese naturwidrige Lebensweise nicht häufiger zu Unverträglichkeit und Trennung führt, so ist daran nur die gutartige Charakteranlage der Hindus, zumal der unendlich geduldigen, sanftmütigen und nachgiebigen Frauen schuld.

Die Hindufrau ist die verkörperte Weiblichkeit mit allen daraus entspringenden Vorzügen und Schwächen; sie ist ganz Zärtlichkeit, Hingebung und Güte, selbst in den arbeitenden, unteren Klassen, die der Reisende fast ausschließlich zu sehen bekommt und deren Vertreterinnen naturgemäß fast nie schön, sondern gewöhnlich unsagbar abgearbeitet aussehen, trotzdem aber auffallend graziös und gewandt erscheinen. Aus diesem Grunde kann man gar keine zärtlichere Kinderfrau finden als eine indische Aya (Tafel 67). Die sorgenlos lebende Hindufrau dagegen, die über ausreichende Bedienung verfügt und ihre Körperschönheit pflegen kann, muß nach den wenigen Beispielen, die ich selbst zu sehen das seltene Glück hatte, von vollendetem Liebreiz sein (Tafel 68). Schon in einer alten indischen Schöpfungsfage werden die Vollkommenheiten und die

Reize einer indischen Frau, deren Gesamtheit sich der Hindu als Göttin Tilottama verkörpert vorstellt, überschwenglich gepriesen. Es heißt dort: „Als Parabrahma, Schöpfer des Weltalls, die Frau erschaffen wollte, machte er die Wahrnehmung, daß er bei Erschaffung des Mannes sein gesamtes Material erschöpft hatte. Seine Bestürzung war groß, und er sann auf Ersatz. Er nahm die liebliche Rundung des Mondes, die wellenförmigen Linien und die Geschmeidigkeit des Schlangenkörpers, die graziösen Windungen der Schlingpflanze, das leichte Zittern des Grashalmes, die Schlankheit und Biegsamkeit der Weide, die sammetartige Weichheit der Blume, die Leichtigkeit der Feder, den sanften Blick der Taube, das Tändelnde, Scherzhafte des spielenden Sonnenstrahls, die Tränen der vorüberziehenden Wolke, die Unbeständigkeit des Windes, das Scheue des Hasen, die Eitelkeit des Pfaus, die Härte des Diamanten, das Süße des Honigs, die Grausamkeit des Tigers, die Glut des Feuers und die Kühle des Schnees, das Schwaghafte des Papageis und das Girren der Turteltaube und das Einschmeichelnde, aber auch die Falschheit und Tücke der Kaze. Alles dies mischte Parabrahma zusammen und formte daraus das Weib, das er dem Manne zur Gefährtin gab.“ Die Sage gipfelt dann etwas ungalant darin, daß der liebende Gatte in einem Augenblicke des Unmuts den Schöpfer bittet, ihn von seiner schönen Quälerin zu erlösen, bald darauf aber diese Bitte wieder zurücknimmt, um sie dann abermals vorzutragen; schließlich sieht er aber doch ein, daß es keinem Manne möglich sei, auf die Dauer ohne Frau glücklich zu leben.

Das in den Bardengesängen der Radschputen entstandene Urbild weiblicher Zärtlichkeit und Hingebung, die Fürstin Damajanti und zahllose Dichterstellen zeigen, wie hoch die Inder die Frauen hielten, die vormals keineswegs so abgeschlossen wie heutzutage leben mußten; zu jener Zeit, als die Radschahhöfe noch Sitze ritterlicher und literarischer Unterhaltungen waren, wirkten die Frauen völlig uneingeschränkt in der Öffentlichkeit. Der Fürst Dusmantha übertrug während seines Fernseins seiner klugen Mutter die Regierung, und die herrliche Brahmanentochter Sakuntala empfing und unterhielt die Freunde ihres Vaters an seiner Statt; selbst in den Gesekbüchern Manus wird den Hindus die höchste Ehrfurcht vor ihrer Mutter gepredigt, allerdings stets in Ver-

bindung mit einem Hinweis darauf, daß ihre natürlichen Gaben denen des Mannes nicht gleichkämen.

In der Gegenwart, wo die überwiegend große Mehrheit der Hindus zu einer politisch toten, gegen alle Wechselfälle gleichgültigen und deshalb auch im übrigen nicht sehr charaktervollen Masse heruntergesunken ist, macht sicherlich das Los ihrer Frauen mannigfache Verbesserungen wünschenswert. Aber es haben sich bereits Stimmen einsichtsvoller indischer Damen erhoben, in dieser durch Behramdschi Malabari und Pandita Ramabai eingeleiteten Frauenbewegung nicht allzu weit zu gehen und den Hindufrauen nicht ihre bisherige genügsame Zufriedenheit zu rauben. Bei dieser Belehrung der Inderinnen, wieviel reicher an Freiheit die Frauen anderer Völker sind, darf doch wohl das Dichterwort nicht ganz vergessen werden: „Wenn der Beraubte nicht den Raub vermisst — sagst du's ihm nicht, so ist er nicht bestohlen!“

Der Ausgangspunkt der indischen Frauenfrage liegt in der sogenannten Kinderehe, die man viel richtiger eine unlösbare Verlobung nennen müßte, der natürlich erst in heiratsfähigem Alter die Vermählung zu folgen hat; allerdings tritt die kleine Zukunftsrau alsbald in die Familie ihres Gatten ein, um dort von dessen Mutter vollends erzogen zu werden. Den vorzeitigen Vermählungen allzu junger Leute suchten schon seit geraumer Zeit indische Fürsten sogar durch Gefängnisstrafen vorzubeugen, ebenso Ehen zwischen alten Männern und jungen Mädchen. Das Streben der Reformatorinnen geht nun dahin, die feste Verlobung von Kindern abzuschaffen, vor allen Dingen aber für die Ausbildung der in jugendlichstem Alter zu Witwen gewordenen Mädchen Sorge zu tragen und sie vor der ebenso ungerechten wie unwürdigen Behandlung zu schützen, die im allgemeinen den Witwen und ganz besonders den noch kinderlosen widerfährt.

Die entsetzlichen Anschauungen der Hindus in bezug auf die Schuld, die eine Witwe am Tode ihres Gatten trägt, indem dies Ereignis als eine Strafe für ihren sündhaften Lebenswandel in einer ihrer früheren irdischen Erscheinungsformen hingestellt wird, diese Irrlehren sind es, die mit allen Mitteln aufgeklärt werden müssen. Nicht minder nötig ist aber angesichts der grenzenlosen Unkenntnis und Gleichgültigkeit des Volkes in hygienischen Dingen eine gründliche sanitäre Fürsorge. In

dieser Hinsicht haben sich bereits amerikanische und europäische weibliche Ärzte ihrer indischen Schwestern mit rührender Hingebung angenommen, wobei sie, wie Mary Seelye, häufig sogar Opfer der Überanstrengung wurden; auch haben Lady Dufferin und vor dieser bereits im Jahre 1866 Miß Carpenter unter hohen Protektorinnen große Fonds zusammengebracht, um Kliniken und Hospitäler für kranke indische Frauen zu errichten und Jnderinnen mit ärztlichen Kenntnissen auszurüsten, solange die Senanas männlichen Ärzten verschlossen blieben; da deren gewaltsames Eindringen, wie anlässlich der letzten Pestepidemie, ernsthaftes Unruhen hervorzurufen vermag, sind Vereinigungen wie die Association for Supplying Femal Medical aid to the Women of India gar nicht freudig genug zu begrüßen. Was in Indien an der Volksgesundheit bislang gefrevelt sein mag, ist gar nicht zu ermessen, da die eingeborenen Ärzte zumal bei chirurgischen Maßregeln unzureichend sind und weil die Jnder im allgemeinen die fatalistische Überzeugung hegen, daß ärztliche Hilfe nutzlos sei, sobald sich die Lebenskraft nicht mehr selbst zu helfen vermag und Alter oder Schicksalsbestimmung den Tod des Erkrankten verlangen.

Anders aber verhält es sich mit den indischen Frauenrechtsbestrebungen auf sozialem Gebiete, die in ihren Forderungen fast so weit gehen wie die bei uns zu Lande auftretenden. In erster Linie steht, wie gesagt, das Verlangen, die mit ehelicher Verbindung gleichbedeutende Verlobung ganz junger Leute vollständig aufhören zu lassen. Gewiß klingt es für unser Gehör furchtbar, wenn es heißt, daß es bei der Zählung im Jahre 1891 noch etwa 4000 Witwen zwischen fünf und zehn Jahren und beinahe 1000 gab, die noch nicht einmal das fünfte Jahr erreicht hatten; man muß nämlich in Betracht ziehen, wie übel dieses Geschick an den jungen Witwen gehandelt wird, die ihren zukünftigen Gatten häufig kaum kennengelernt haben und die keinen Begriff haben können, warum sie von allen Seiten als Fluchbeladene verachtet und mißhandelt werden, warum sie nicht mehr ihre schönen Kleider und Schmucksachen tragen dürfen und weshalb sie plötzlich abseits essen und hausen müssen. Asyle, wie das von Narasim Jhnegar in Meisor zur Ausbildung jugendlicher Brahmanenwitwen zu Lehrerinnen unter indischer Leitung begründete, sind als praktische Hilfsversuche aus dieser Not um so mehr zu be-

grüßen, als die schier unausrottbare Pestseuche in Indien die Scharen der Witwen noch immer täglich vergrößert und weil eine Brahmanenwitwe lieber Tod und Schande erleidet, ehe sie in die von christlichen Missionaren geleiteten Lehranstalten eintritt. Aber auch hier müßte stets der Schwerpunkt in der Bekämpfung des gegen die Witwen herrschenden Vorurteils liegen, das aus Verachtung in Mitleid und Teilnahme gewandelt werden müßte.

Ich würde kaum wagen, meine Bedenken gegen eine plötzliche, bei der Allmacht der Kastengewohnheiten übrigens gar nicht so bald zu erwartende Abschaffung der Kinderehen offen auszusprechen, wenn nicht auch eine Inderin, Anandibai Dschosi, die nach gründlichen medizinischen Studien in Amerika bei der Heimkehr starb, so daß sie die ihr angebotene Oberarztstelle an einem indischen Frauenhospital nicht übernehmen konnte, zu derselben Überzeugung gelangt wäre. Die Anschauungen der Hindus über die Stellung und Aufgaben der Frau weichen doch zu sehr von den unserigen ab, als daß man ihnen ohne weiteres unsere Gewohnheiten einimpfen dürfte. Gerade in Amerika wird die kluge Anandibai Dschosi wohl genug Beispiele gründlicher Frauenemanzipation und in reifem Alter geschlossener „Vernunft“heiraten beobachtet haben, um zu der Erkenntnis gelangt zu sein, daß sich ihre Landsleute bei dem jetzigen System nicht wesentlich übler befinden, besonders nachdem durch ein Gesetz die untere Jahresgrenze für die Vermählung vorläufig für Jünglinge auf 18 und für Mädchen auf 14, in neuester Zeit sogar auf 20 und 16 Jahre festgesetzt wurde.

Vom Verlobungstage an weiß die junge Inderin bereits, welches männliche Wesen für sie fortan den vornehmsten Inhalt ihres Denkens und Sorgens zu bilden hat und die Qual einer Wahl bleibt ihr erspart; ebenso kommt der junge Mann gar nicht in die Lage, während seines Heranwachsens seine Gedanken auf ein anderes Mädchen zu richten, als auf das ihm von seinen Angehörigen unter sorgfamer Beihilfe von Freunden, Brahmanen und Heiratsvermittlern oder Gatakis auserwählte. Da diese stets aus völlig gleichen gesellschaftlichen Verhältnissen hervorgegangen ist, kennt und teilt sie die in der Familie des Gatten herrschenden Anschauungen und Gewohnheiten; frisch und unverdorben ge-

hören die jungen Leute nunmehr nur sich an, ohne allerdings zuvor ihr Leben nach Kräften „genossen“ zu haben.

Bei dem Grundgedanken der Hindukultur, daß kein gesunder Mensch unverheiratet sein dürfe und die Frau ausschließlich der ihr von der Natur verliehenen Bestimmung gerecht zu werden suchen müsse, worunter auch die Sorge für die Erhaltung des Gatten in dem denkbar leistungsfähigsten Zustand begriffen wird, und solange das Pördasystem nicht völlig fällt, scheint es für die Hindus kaum möglich, günstigere Ehe-ergebnisse zu erzielen, als durch die dort jetzt übliche edlere Form einer Zuchtwahl. Im übrigen ist durch eine überaus leicht erreichbare Ehescheidung dafür gesorgt, daß unglückliche Ehen nicht zu bestehen brauchen, bezeichnenderweise wird diese Freiheit aber auffallend wenig in Anspruch genommen, ein Beleg mehr für die im ganzen überaus verträgliche Gutmütigkeit der Hindus; brutale Gatten werden unter ihnen aber gewiß ebensowenig ganz fehlen wie unter anderen Völkern.

Es ist hier nicht der Platz, die Gedanken zu erörtern, die sich jeder Vaterlandsfreund über die schreckenerregende Entartung und den Verfall unserer eigenen Rasse und über die Wege machen muß, die zu einer Genesung und Wiedergeburt unserer Kulturmenscheit führen könnten. Das trostlose Bild unserer gegenwärtigen sozialen Zustände, die in unserer natur- und gesundheitswidrigen, nervenzerstörenden Lebensweise und nicht zum wenigsten in einem verderbten Geschlechtsleben ihren Grund haben, habe ich hier nicht zu entrollen. Auf die Erfüllung des utopischen Sehnsuchtstraumes Schopenhauers, daß sich nur noch die edelmütigsten, an Körper und Geist gesundesten Männer mit auserlesenen Frauen, unter jauchzenden neidlosen Glückwünschen der weniger von der Natur Gesegneten vermählen dürften, um ein edleres Menschengeschlecht zu erzeugen, oder daß zum allerwenigsten auf dem Standesamte von dem jungen Paare neben dem Nachweise der Persönlichkeit eine ärztliche Bescheinigung völliger Gesundheit, sowohl der eigenen wie der elterlichen, verlangt werde, darauf vermag wohl niemand im Ernste zu hoffen; an die erbliche Belastung der Nachkommen wird in alle Ewigkeit weniger gedacht werden als an die Erbschaft. Aber man frage sich doch einmal ganz ernstlich, ob nicht ein indisches Mädchen, die einen noch nicht durch andere weibliche Zärtlichkeiten verwöhnten Gatten empfängt, und ob nicht

ein junger Inder, dem von den Seinen mit grenzenloser Zärtlichkeit eine angemessene Gattin ausgewählt wurde, die dann ganz ausschließlich für ihn und sein häusliches Behagen aufgezogen wird, ob solche Gatten ihre Tage nicht vielleicht innerlich glücklicher beschließen als Leute, die sich nach allerlei „Verhältnissen“ durch die Zeitung oder beim Heiratsvermittler mit einer „passenden Partie“ versorgt haben.

Soweit ich das indische Frauenleben zu beobachten vermochte, habe ich nicht den Eindruck gewonnen, daß sie sich in dem engen Pflichtenkreis, der um sie gezogen wird, unglücklich fühlten. Wie oft bin ich im Dunkel der Nacht durch indische Dörfer und Vorstädte vor die offenen Hütten geschlichen, aber stets konnte ich mich weiden an den sich im Scheine des flackernden Herdfeuers abspielenden idyllischen Bildern, an harmlos-ruhigem, heiterem Familienglück, wobei die Hausfrau durchaus nicht etwa die Rolle einer gequälten Sklavin spielte. Auch bei uns zu Lande muß eine Frau, wenn die Mittel nicht ausreichende Dienerschaft erlauben, im Hause ebenso herzhast schaffen und zugreifen wie die indische, und die zartfühlende Behandlung seitens der Herren Gatten mag wohl dabei auch manchmal einiges zu wünschen übrig lassen. Ich bin vollkommen überzeugt, daß unter den indischen Ehen nicht weniger glückliche sind als bei uns, wo Mann und Frau häufig einander erst nach der Hochzeitsreise näher kennenlernen.

Einzelhaushalt an Stelle der Gesamtfamilien, Zwanglosigkeit im öffentlichen Verkehr für die Frauen, Veredelung der Volksanschauungen in bezug auf die Verwitwung, das also sind die nächstliegenden Forderungen, deren Erfüllung alsbald alles in zweiter Linie Wünschenswerte mit sich bringen wird.

Die einstmals übliche Verbrennung von Witwen mit dem Leichnam des Gatten, die viel dazu beigetragen hat, dem Worte Indien einen Anklang des Unheimlichen zu geben, verdient ebenso wie die Einrichtung der Kinderehe unter Beachtung der besonderen indischen Verhältnisse geprüft zu werden. Diese Selbstopferungen kamen im Verhältnis zu der riesigen Einwohnerschaft Indiens niemals in beträchtlicher Zahl vor und wurden erst etwas häufiger, als die Engländer im Jahre 1815 versuchten, ihre Ausführung durch Polizeivorschriften zu erschweren; hierdurch wurde aber nur ein gewisser idealistischer Troß unter den Hin-

das wachgerufen, so daß die Zahl der jährlichen Witwenverbrennungen bis zum Jahre 1828 jährlings auf 300 und sogar auf 800 gestiegen sein soll, wodurch der Generalgouverneur Lord Bentinck sich genötigt sah, sie plötzlich und vollständig zu verbieten; zur allgemeinen Überraschung wurde dies völlige Verbot ruhig befolgt, ohne daß die befürchteten Unruhen zum Ausbruch kamen.

Vielfach wird den Brahmanen die Schuld zugeschoben, durch gefälschte Auslegung eines Rig-Weda-Verses, der sich auf die Teilnahme der Witwen an der Verbrennungszeremonie für den verstorbenen Gatten bezieht, die Witwen förmlich zur Selbstverbrennung gezwungen zu haben; diese Anschauung widerspricht aber durchaus dem Geiste des Hindutums, das viel zu feinfühlig für so brutale Zwangsmaßregeln ist, ebenso wie ein Fanatismus dieser Art den Brahmanen vollständig fernliegt. Die von einzelnen Reisenden berichteten Fälle von angewandeter Gewalt beziehen sich vermutlich auf die Witwen mohammedanischer Despoten, und sehr wahrscheinlich ist es auch, daß die Brahmanen in jener Weda-stelle statt *agre* = zuerst *agneh* = Feuer gelesen haben, um daraus einen Trostgrund für diejenigen Witwen zu bilden, die durch das Gefühl zunehmrigen Verlassenseins, sowie durch Abscheu und Furcht vor dem kläglichen Witwenlos zum Selbstmordentschluß getrieben waren, von dem sie sich durch keine Überredung zurückbringen ließen. Im Grunde sind diese Witwenverbrennungen jedoch nichts anderes als eine Fortsetzung der Gewohnheit der Frauen der alten Indo-Arier, die beim Untergang ihrer in der Schlacht gefallenen Gatten das Lager in Brand setzten und sich in die Flammen stürzten, um nicht in die Hände der Sieger zu fallen. Auch mag wohl die mythologische Sage von solchem Selbstopfer der Göttin Kali zur Nacheiferung angespornt haben und nicht minder die Bewunderung, die eine derartige Tat stets hervorrief, sowie die Ehrungen durch Denksteine in Gestalt der Fußabdrücke, die einer auf diesem Weg sich selbst vernichtenden Witwe oder Sati gesetzt wurden. Die entfündigende Macht, die einer liebevollen und mutigen Sati in der Purana zugeschrieben wird, mag schließlich ebenfalls zu dieser Art des Selbstmords getrieben haben, denn in dieser Schrift wird geradezu behauptet, daß eine Sati durch ihr Selbstopfer den Geist ihres Gatten von allen Strafen für seine Sünden erlöst, wären diese auch die denkbar entseß-

lichsten gewesen; selbst die Tötung eines Brahmanen könnte dadurch gesühnt werden!

Daß sich die Fälle der Wiederverheiratung von Witwen zu mehren scheinen, ist neuerdings in den indischen Tageszeitungen mit Genugthuung festgestellt worden, was einen offenbaren Wandel in diesen Anschauungen bekundet. Befremdlich für uns ist dabei jedoch die Sitte, daß die Vermählte dann alle Geschenke, die sie von dem früheren Gatten erhalten hat, an dessen Familie überliefert, ebenso wie die jener Ehe entsprossenen Kinder.

Eine der wichtigsten Kultusbestimmungen des Hindutums verlangt, daß die Zeremonien bei und nach dem Begräbnis eines Hindu von einem Sohne vollzogen werden, und niemals vermag ein weibliches Wesen die Seelen der Eltern durch das Totenopfer Sradha aus der Hölle zu erlösen; daß diese Anschauung auch in dem Kadisch der Hebräer geteilt wurde, ist ebenso auffällig wie andere Ähnlichkeiten in den Ritualen der Rabbiner und Brahmanen. Dieser Bestimmung entsprechend gibt es kein Hinduehepaar, das nicht vor allen Dingen einen männlichen Sprößling ersehnte. Die Geburt eines Töchterchens wird erst in zweiter Linie gern gesehen, für den Fall aber, daß die Familie von hoher Kaste ist, sich jedoch in dürftigen Verhältnissen befindet, wird sie sogar als ein wahres Unglück empfunden. Die dem Kastenrang entsprechende Ausstattung und die ebenfalls von den Eltern der Braut zu tragenden unsinnig hohen Kosten der Hochzeit vernichten häufig den geringen Wohlstand der Familie vollständig, da bei derselben unmäßige Geschenke an die Freunde und Brahmanen verabfolgt werden müssen, wofür erst neuerdings gesetzliche Grenzen gezogen wurden. Verspricht überdies das neugeborene Kind ein schwächliches oder gar verkrüppeltes Mädchen zu werden, so ist es gar kein Wunder, daß die besonders bei den Madschputen übliche Tötung neugeborener Mädchen bis in die neueste Zeit ohne Schuldbewußtsein im Schwange blieb und auch wohl jetzt noch durch Nahrungsentziehung erzielt wird. Ebenso mag gar mancher angebliche Tod durch „Schlangengiß“ in Wirklichkeit durch einen Nadelstich oder etwas Opium bewirkt worden sein, denn merkwürdigerweise ist es in Indien bei Todesfällen durch den Biß giftiger Schlangen nicht überall erforderlich, den Leichnam, wie dies sonst üblich ist, durch den nächsten Bezirksbeamten

begutachten zu lassen; die fabelhaften Ziffern der als Todesursachen angegebenen Schlangenbisse mögen wohl vielfach aus anderen Gründen diese Höhe erreichen.

Es wäre mir frivol erschienen, wenn ich die uns seltsam, häufig sogar komisch anmutenden Gebräuche der Hindus anlässlich der für die Familie wichtigsten Ereignisse erwähnt hätte, ohne die dabei zugrunde liegenden Anschauungen vorausgeschickt zu haben.

In der That kann die Art und Weise, wie die neugeborene kleine In-derin beim Erwachen zum Dasein begrüßt wird, selten dazu beitragen, das Selbstgefühl und die Ansprüche der anderen weiblichen Familienmitglieder zu heben. Wenn auch die Behauptung ganz entschieden eine Übertreibung ist, daß den Töchtern einer Hindu-familie ihr Dasein unausgesetzt verbittert oder wie ein Vergehen vorgeworfen zu werden pflegt, so wird doch die Geburt eines Sohnes, namentlich des ersten, begreiflicherweise mit weit mehr Freude und Jubel gefeiert, ja man kann sogar sagen: ausposaunt, als die eines Mädchens; alle Mitglieder einer Gesamtfamilie beeilen sich, mit Hilfe laut kreischender Opferhornmuscheln oder anderer klangvoller Geräte, an denen ja wegen der Benutzung bronzener Küchengeschirre im Hinduhaushalt kein Mangel herrscht, ihren getreuen Freunden und guten Nachbarn das erwünschte Ereignis in die Ohren zu schmettern, wobei sie gewiß sein können, auf allen Seiten ein teilnahmvolles Echo zu finden. Wenn man in solchen Augenblicken ein Hindudorf betritt, könnte man an eine allgemeine Beseffenheit glauben, so lebhaft ist dieser Tumult!

Ganz im Gegensatz dazu vollzieht sich der Eintritt eines Mädchens in das Leben, um nicht zu sagen in das irdische Jammertal, so geräuschlos wie möglich; diese Stille entspricht ganz und gar dem Verhalten, das in Indien von einem weiblichen Wesen ihr ganzes Leben lang als selbstverständlich und naturgemäß gefordert wird, da man ein Weib so wenig wie möglich gewahr werden soll und dies möglichst unbeachtet und still seine Pflichten zu erfüllen hat. Je nach der Vermögenslage mag die Behandlung recht verschieden ausfallen, doch habe ich viel häufiger einen liebevollen Umgangston als eine tyrannische Betonung des dienenden Verhältnisses beobachtet, das die Hindu-kultur der Frau dem Manne gegenüber aufladet. Bei den oberen Klassen wird dieser Ton sicherlich

noch wesentlich liebenswürdiger klingen als bei dem niederen Volke, dessen Treiben der Fremde allein zu beobachten vermag; wenn er einige Behutsamkeit aufwendet, kann er dabei häufig sehr drollige und anmutige Familienszenen belauschen.

Es ist freilich eine Tatsache, daß als Kinder gewöhnlich nur Söhne gezählt werden, und daß in vielen Teilen Indiens Töchter nicht einmal erbberechtigt sind; ein sonderbarer Brauch bringt es im Pendschab sogar mit sich, daß der Vater bei der Nachricht von der Geburt eines Mädchens mit einem Stock gegen einen leeren Korb zu schlagen und auf teilnehmende Fragen, ob ihm ein Kind geboren sei, mit nein zu antworten pflegt. Selbst die Mutter des Kindes muß manchmal die getäuschte Hoffnung der Familie auf männliche Nachkommenschaft durch Vernachlässigung büßen, während mit ihr und ihrem Sprößling, falls dies ein Bube ist, wahre Abgötterei getrieben wird. Die Dasturi, die althergebrachte Sitte, erlaubt dem Vater jedoch nicht, das neugeborene Söhnchen unmittelbar zu betrachten, sondern nur als Spiegelbild; zu diesem Zwecke hebt die Schwiegermutter den kleinen nackten Burschen hinter der Schulter des in gebeugter Haltung sitzenden Vaters in die Höhe, so daß dieser ihn zum ersten Male auf einer vor ihm stehenden flachen, mit geschmolzener Kuhbutter gefüllten, blankpolierten Metallschüssel erblickt, in die auch bei der Vermählung gleichzeitig Strahlen von Milch und zerlassener Butter durch einen goldenen Ring hineingegossen wurden.

Ich erwähnte bereits im elften Kapitel, daß ich in Dschodpur gerade während der festlichen Woche weilte, in der sämtliche Hochzeiten des Jahres gefeiert wurden, so daß die an und für sich so seltsame Radschputenstadt in einem wahren Freudentaumel schwamm. Ich muß es bei der starken vorurteilsvollen Abneigung sowohl gegen Europäer wie gegen das für die Hindus sehr unbehagliche Photographiertwerden als eine Art von Wunder betrachten, daß es mir glückte, eine der zahlreichen durch die Stadt ziehenden Hochzeitsgesellschaften auf die Platte zu bringen (Tafel 69). Die Stellungen der meisten Familienmitglieder lassen deutlich erkennen, wie widerwillig sie meiner Bitte und dem guten Zureden des mich begleitenden Staatsbeamten willfahrten, dieses Bild von ihnen zu machen; fast könnte es sogar scheinen, als ob die Brautmutter, die neben ihrer, man möchte sagen hermetisch verschleierten Tochter kauert,

die Faust drohend ballt, um ihrer Besorgnis vor dem bösen Blick des aus dem Apparat hervorlugenden blanken Objektivauges Ausdruck zu geben; auch der junge Gatte sieht dem großen Augenblick der Aufnahme mit merklichem Unbehagen entgegen. Viel Vergnügen machte es mir aber zu sehen, wie sich die andere, am Fuße des Bildes kauende Schwiegermutter zwar pflichtschuldigst verschleierte und sogar noch die Hand vor das Gesicht hielt, dabei aber doch nicht umhin konnte, ein bißchen durch die Finger zu gucken, um ja nichts von meinem Gebaren zu übersehen.

Wie überall im Leben und Wesen der Hindus, spielen auch bei der Hochzeit Sinnbilder und Gleichnisse eine hervorragende Rolle. Es erscheint uns kindlich, daß in dem Hochzeitsfestzuge wohlhabender Hindus zahlreiche Modelle von Häusern, Pferden, Wagen und sonstiger wie Spielzeug aussehender Dinge einhergetragen werden, doch sollen diese Symbole nur gute Wünsche für Reichtum und Besitzvermehrung ausdrücken; auch die mit einer Schnur umwickelte Kokosnuß, die der Bräutigam während des Umzuges in der Hand tragen muß, ist uns erst verständlich, wenn wir sie gleich den Hindus als Symbol der Fruchtbarkeit und Segensfülle betrachten. Diese Kokosnuß ist das nie fehlende erste Geschenk des Vaters der Braut an den Bräutigam, dem die anderen: Stoffe, Goldmünzen, Pferde und sonstige Haushaltsbedürfnisse je nach Vermögen folgen, während der Vater des Bräutigams sich auf Übersendung von Schmucksachen, Rohrzucker und Opium an die Familie der Braut zu beschränken pflegt. Die Kokosnuß ist bei der Verlobungsfeier mit einer Schnur umwickelt, die so viel Knoten aufweist, als voraussichtlich noch Wochen verfließen, bis die tatsächliche Vermählung des jungen Paares stattfinden kann.

Die eine Hochzeit begleitenden zahllosen, tagelang dauernden Förmlichkeiten müssen uns schneller Lebenden ebenso wie die dabei abgefungenen Lieder ungemein ermüdend erscheinen; der Hindu dagegen versenkt sich mit vollster Aufmerksamkeit in alle diese Vorgänge und kann seinerseits die große Eilfertigkeit nicht begreifen, mit der Europäer die wichtigste Handlung ihres Lebens vollziehen.

Bereits mehrere Tage vor dem Hochzeitsfeste werden sämtliche Fußböden des Hochzeithauses mit einem neuen Estrich aus Lehm und gedörrtem Kuhdünger gepflastert und mit Asche von verbranntem Kuh-

dünger bestäubt; dann wird in der Mitte des Innenhofes der festliche Scheiterhaufen aus Scheiben von getrocknetem Kuhdünger (Tafel 67) aufgehäuft, dessen Glut während der Feierlichkeiten nicht erlöschen darf. Während der Hausbrahmane ihn in Brand steckt und die Gottheit in Puranastrophen preist und anruft, stimmen die Frauen die Hochzeitsgesänge an; in diesem Augenblicke werden in den meisten Gegenden Indiens Braut und Bräutigam von ihren Angehörigen in abgesonderten Räumen unter Aufwand besonderer Zärtlichkeit mit Kokosöl eingerieben, um dann auf dem Festplatz zu erscheinen, wobei ihnen die beiden Mütter des jungen Paares vorgehen, die Hand in Hand das Opferfeuer umschreiten. Mit besonderer Feierlichkeit malt nunmehr der Brahmane dem Bräutigam das seiner Sekte zukommende religiöse Tilakzeichen auf die Stirne, während der Braut von ihren Eltern etwas Öl aufs Haupt geträufelt wird, und dann pflegt eine kurze Prüfung der von den jungen Leuten bereits erworbenen Kenntnisse und Ansichten zu folgen, bevor die weiteren Zeremonien stattfinden.

Ganz besonders wird in Bengalen auf die wissenschaftliche Bildung des Bräutigams Wert gelegt, und der Vater eines Sohnes, der ein Universitätsexamen bestanden und einen akademischen Gradtitel errungen hat, darf hinsichtlich der Eigenschaften und Ausstattung der Schwiegertochter ganz besonders hohe Ansprüche stellen, obgleich reiche Väter es sich nicht nehmen lassen, für ihre Söhne die Hochzeitskosten zu bezahlen, die oft mehr als ein Lakh Rupies, d. h. mehr als 200 000 Mark betragen; früher wurde sogar seitens bengalischer Familien ein wahrer Wettstreit entwickelt, sich hierbei an Aufwand zu überbieten. Die zunehmende allgemeine Armut hat auch den Prunk bei den Hochzeitsfeierlichkeiten auffallend verringert, dies ist also nicht, wie oft geglaubt wird, Verdienst der Regierungsvorschriften, durch die für alle an die Brahmanen und Beamten zu zahlenden Gebühren eine bestimmte Taxe festgesetzt wurde.

Die bei uns herrschenden Ansichten über die indische Ehe würdigen selten genügend die große Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, die von vermögenden Eltern aufgewendet wird, um für ihre Töchter nicht nur angesehene und tüchtige, sondern auch mit körperlichen Vorzügen gesegnete Gatten zu bekommen; in Kalkutta sind zahlreiche Fälle bekannt, wo von

den Angehörigen des Mädchens die durch Heiratsvermittlerinnen vorgeschlagenen Kandidaten zurückgewiesen wurden, deren Vermögenslage und Stellung zwar nichts zu wünschen übrig ließ, deren physische Eigenschaften aber nicht danach angetan schienen, die Braut zu einer glücklichen Frau zu machen. Um derartige Körbe weniger empfindlich klingen zu lassen, wissen die Astrologen dann in den Horoskopfen der Beteiligten irgendwelche Gründe zu finden, die ein Zustandekommen der Ehe wider-raten. Sehr bemerkenswert ist auch die Tatsache, daß in Bengalen der Einfluß der Kaste neuerdings nicht mehr eine so überwiegende und unerschütterliche Bedeutung hat wie früher; in der Nadschputana ist dies aber auch heute noch der Fall, und der Vater eines Mädchens verliert dort stets seinen Kastenrang, wenn es den Sohn eines Mannes von niederer Kaste ehelicht.

Das von mir vorhin geschilderte Umkreisen des Hochzeitsfeuers durch die beiden Schwiegermütter und das Salben des Brautpaares mit Öl bildet einen zwar sehr wichtigen, aber doch nur kleinen Teil der Zeremonien und Feierlichkeiten, die mit jeder Eheschließung verknüpft und nach Gegend und Kaste sehr verschieden sind. In wohlhabenden Familien Bengalens herrschen überaus umständliche Hochzeitsgebräuche, von denen viele jedoch vor dem Europäer so verborgen gehalten werden, daß ich mich bei deren Schilderung zum Teil auf die Angaben des gelehrten Hindu Schib Schönder Bose verlassen muß.

Bereits die der Verlobung vorhergehenden gegenseitigen Besuche der Anverwandten, Hausbrahmanen und Freunde des jungen Paares erfordern beträchtliche Ausgaben für möglichst glänzende Bewirtung, Gastgeschenke und Gaben an die Dienerschaft. Wenn keiner der Angehörigen der beiden zukünftigen Gatten, die sich gewöhnlich bis dahin noch nicht gesehen haben, begründete Einwände erhebt, wird der Ehekontrakt oder Pattra aufgesetzt, wobei aber ängstlich darauf geachtet wird, daß nur aus Bengalen stammendes Schreibmaterial und kein europäisches dabei verwendet wird; auch die Anzahl der Linien und andere Auserlichkeiten sind durch Vorschriften geregelt. Dann erfolgt im Anschluß an ein überaus reiches und gastfreies Mahl der Austausch von glückverheißenden Gaben wie Betel, Reis, Sandelholz, Kaurimuscheln und einem Alta genannten, auf dünnes Bastpapier aufgetragenen Farbstoff, mit dem sich die Frauen

und Mädchen brahminischer Hindus die Fußsohlen rot schminken; rote Lederpantoffeln pflegen nur mohammedanische Frauenzimmer zu tragen. Bei dieser wie bei allen anderen mit der Eheschließung in Verbindung stehenden Feierlichkeiten wird von weiblichen Familienmitgliedern durch Blasen auf Muschelhörnern für möglichstes Bekanntwerden des Festes gesorgt und zur Teilnahme daran eingeladen.

An einem Tage von besonders günstiger Vorbedeutung wird dann der junge Bräutigam mit besonderer Sorgfalt gebadet, in ein rotes Gewand gekleidet und auf einen Mühlstein gestellt, den fünf verheiratete Frauen, deren Gatten noch am Leben sind und von denen eine eine Brahmanenfrau sein muß, fünfmal umkreisen, wobei sie ihn mit einer wohlriechenden Salbe betupfen, mit Gangeswasser besprengen und seine Stirn mit Betelblättern und zwanzig aus Gold und Silber, sowie aus Reismehl geformten Modellen glückbringender Dinge berühren. Von diesem Satra Haribra genannten Tage an bis zur wirklichen Vermählung muß der Bräutigam stets eine Schere zum Aufknacken von Betelnüssen, die Braut eine Dose mit schwarzer Augenwimpernschminkte bei sich tragen, deren Vergessen als ein unheilvolles Vorzeichen betrachtet wird. Außer dieser Dose erhält die Braut mehr oder weniger reiche Geschenke, vor allen Dingen aber wird ihr durch den Barbier der Familie des Bräutigams eine silberne Schale und darin der Rest jener Salbe zugestellt, womit der Bräutigam betupft wurde; mit dieser wird dann sie von ihrer Mutter eingerieben. Daß die ihr von dem Vater des Bräutigams gesandten Gaben von ihren Angehörigen möglichst freigebig erwidert werden, ist selbstverständlich.

Nun erst wird unter Beirat der Astrologen ein Hochzeitstag gewählt. Falls das junge Paar noch nicht erwachsen ist, ist dieser nur ein nochmaliges Verlobungsfest, das sich auf mehrere Tage erstreckt und mit einer großen, vom Brautvater veranstalteten Festlichkeit eingeleitet wird; durch den am nächsten Tage stattfindenden standesgemäßen festlichen Umzug mit Musikbanden, Illumination und Feuerwerk, sowie durch maßlose Bewirtung und massenhafte Geschenke verschlingt dieses Fest ungeheure Summen, aber erst durch dieses Ahibarrabhatfest gilt die Ehe als fest geschlossen.

Sollte der Bräutigam jedoch das Unglück haben, vor der tatsächlichen

Vermählung zu sterben, so gilt die jungfräuliche Braut als Witwe und muß die besammernswerte Mißachtung dulden, die Ungerechtigkeit und Vorurteil verwitweten Frauen zuwendet.

Der Hauptfesttag wird nicht mit Schmausen, sondern mit Fasten und mit Opfern zum Gedächtnis der Vorfahren beider Familien begonnen; dann folgt ein schmaler Imbiß von süßer und saurer Milch oder Backwerk und Früchten. Eine Ausnahme macht hierbei nur die Mutter des Bräutigams, die an diesem Tage in auffälliger Weise nicht weniger als siebenmal speist, in Erinnerung an eine mythologische Sage, derzufolge der auf die Brautschau gehende Kriegsgott Kartikeja sah, wie seine Mutter mit ihren zehn Händen unmäßig aß, aus Besorgnis, daß ihr später seine junge Frau nicht satt genug zu essen geben würde. Andererseits genießt die Mutter der Braut während des Festes nicht das mindeste, in der Erwartung, daß es ihr dafür nachher um so besser gehen werde.

Auch an diesem Tage werden die Stirnen der jungen Leute von fünf Frauen mit glückbringenden Sinnbildern berührt, und dann wird mit ihnen allerlei anderer abergläubischer Unfug getrieben, der aber ebenfalls stets das Ziel hat, das Glück und die Zuneigung des Paares zu fördern; die von Schiwa besonders in der Erscheinung als vielarmige Kriegsgöttin Durga geliebte Gemahlin dieses Gottes spielt bei all diesen Zeremonien eine Hauptrolle, und der Name Durga wird auf das Kleid und den Sessel der Braut und überallhin geschrieben, wohin der Blick des Bräutigams fallen könnte.

Häufig haben sich Braut und Bräutigam bis jetzt noch nicht von Angesicht gesehen, und es erfolgt dies erst am Abend des Tages, nach der Abholung der Braut durch den in feinste Benares-Seidenstickerei gekleideten und so reich wie möglich mit Schmucksachen beladenen Bräutigam. Von zwei mit Fliegenwedeln aus Dakschwänzen ausgestaffierten Knaben begleitet, nimmt dieser auf dem Rücken eines prachtvoll aufgeschirrten Staatselefanten oder Paraderpferdes Platz und zieht dann mit einem ungeheuren Troß von berittenen Freunden und einer möglichst stattlichen Prozession von Musikanten, Sängern, Fackel- und Symbolträgern nach dem Hause der Braut. Ehe er aber die Schwelle seiner elterlichen Wohnung verläßt, hat er auf die Frage seiner Mutter: „Wo

gehst du hin?“ die Antwort zu geben: „Dir deine Dasi, deine Dienerin zu holen!“ Darauf wirft sein Vater eine Messingschale voll Reis, ein Büchsen Mennige zum Aufmalen des roten Stirnzeichens und eine Kupfermünze über den Kopf des Knaben in das ausgestreckte Gewand der hinter diesem stehenden Mutter, und diese vorbedeutungsreiche Handlung ist für den Bräutigam das Zeichen, den Zug nach dem Brauthause anzutreten.

Jeder Teilnehmer des Festzuges trachtet danach, ihn durch seine Kleidung so farbenreich und glänzend wie möglich zu machen, und so ist es denn kein Wunder, daß überall ein Zusammenströmen des von dem Getöse der Musikanten und Sängerrinnen herbeigelockten Volkes stattfindet. Ich habe selbst wiederholt bei Hinduhochzeiten, zu denen ich eingeladen war, an diesem Zuge teilgenommen, weil es gar kein malerischeres Schauspiel geben kann, als die grell von den Fackeln beschienenen Häuser, von deren Balkonen und Fenstern die Insassen mit leuchtenden Augen in lebhafter Erregung und Neugier auf den rauschenden Festtrubel herunterzuschauen. Selbst sonst nie in der Öffentlichkeit sichtbare ehrbare Frauen werfen bei der allgemeinen Aufregung ihre Schen ab und blicken, weit über die Fensterbrüstung gelehnt, dem Bräutigamszuge nach, eingedenk des Tages, wo sie selbst in kindischer Unwissenheit durch die Erscheinung eines solchen vor ihrem elterlichen Hause in liebliche Verwirrung gebracht wurden.

Im Hause der Braut empfängt der Bräutigam aus den Händen eines zukünftigen Schwagers oder anderen Verwandten eine Betelnuß, die von ihr bereits den ganzen Tag im Munde getragen wurde, und die er nun mit dem ihm am Rajalnathafeste verehrten Muskuader öffnet, wobei er jedoch einiges Zögern und Widerstreben an den Tag legen muß, bis er den Muskeln verzehrt. Er sitzt dabei auf drei rotseidenen Polstern und ist auch auf allen drei Seiten von derartigen Kissen umgeben, vielleicht, um ihm das Fragen und Prüfen weniger unbequem erscheinen zu lassen, wodurch seine neuen Verwandten ihn, sein Wissen und seine Ansichten gesprächsweise kennenzulernen suchen. Ist diese dem Bräutigam gewöhnlich überaus peinliche Zeremonie beendet, so wird er, nachdem er ein rotseidenes Kleid angelegt hat, in die Hauskapelle eingeführt, wohin auch die verschleierte, ebenfalls rot gekleidete und überreich mit goldenem

Schmuck beladene Braut aus den Frauengemächern geleitet wird und wo die Hochzeitsgaben aufgestapelt liegen.

Der Familienbrahmane teilt nunmehr vierzehn Halme von Kusagras in zwei Hälften, die er in die Hand des inzwischen mit einem Kopfspus aus Gold und Silberflittern geschmückten Bräutigams legt, träufelt dann Gangeswasser hinein und hält sie segnend fest, indem der Schwiegervater auf die Ehe bezügliche, glückwünschende Mantraverse herspricht. Hierauf streut der Priester Blumen und Reis auf einen Metallteller, auf dem ein Nachen als Sinnbild der weiblichen Eigenart eingraviert ist, während der darin aufgerichtete Mastbaum für den Hindu ähnlich wie das Lingam das Symbol der Männlichkeit ist. Nun legt der Brahmane die Hand der Braut auf die ihres Gatten, umwindet beide Hände mit einer zarten Blumengirlande und läßt sie so zusammen auf dem Kupferteller (Tafel 67) ruhen, während der Vater des Mädchens unter Namensnennung der beiderseitigen Vorfahren und Eltern dem jungen Mann seine Tochter zuspricht, worauf dieser erklärt: „Ich habe sie erhalten!“ Nach diesen Worten löst der Schwiegervater die Blütenkette, besprengt das Paar unter Segenswünschen mit Gangeswasser und verknüpft ihre Seidengewänder als Zeichen der nunmehrigen Unzertrennlichkeit mit einem Zeugstreifen, worin eine bestimmte Menge von Betelnüssen und Samenkörnern eingeknüpft sind. Alsdann verhüllen die anwesenden Frauen das junge Paar mit einem dünnen Tuch, indem sie die Braut ermuntern, sich darunter zu entschleiern und ihrem Gatten, häufig zum ersten Male, ins Auge zu schauen.

Die hierauf vollzogenen und am folgenden Tage genau wiederholten abergläubischen Zeremonien müssen uns kindlich oder töricht erscheinen, wenn wir ihre sinnbildliche Bedeutung nicht kennen; nicht alle erklären sich selbst so deutlich, wie das Berühren der Lippen des Bräutigams durch die Mutter seiner Frau zuerst mit einem Vorlegeschloß und dann mit Figürchen aus Zucker, um ihn zu bitten, das Frauchen mit bösen Worten zu verschonen und ihr nur Süßes und Angenehmes zu sagen.

Das oft noch im kindlichen Alter stehende Paar wird nach dem Befrängen und Verabschieden der so lecker wie möglich bewirteten Gäste von den weiblichen Verwandten in das Basarghar, in das „Gemach des glücklichen Paares“, eingeführt und zum Ruhen eingeladen; die dabei

zwischen Braut und Bräutigam gepflogene Unterhaltung wird natürlich mit gespannter Aufmerksamkeit belauscht und gibt Anlaß zu ausgelassener Heiterkeit der Frauen, die den jungen Leuten durch allerlei Scherze und Überraschungen keinen Augenblick Ruhe lassen, so daß beide das Anbrechen des Morgens mit Ungeduld ersehnen. Doch auch in der Frühe des nächsten Tages findet das junge Paar keine Ruhe, sondern muß in Gegenwart der Familie nach umständlichem Baden und Bekleiden ein symbolisches Spiel mit Kaurimuscheln spielen, wobei es darauf ankommt, daß der Gatte vor der Braut soviel Muscheln wie möglich anhäuft, um anzuzeigen, daß er sie nie darben lassen werde; Kaurimuscheln galten und gelten auch jetzt noch im inneren Indien, im „Moffusil“ als Münze.

Hierauf folgt der große Augenblick, wo die Braut zum ersten Male den Namen ihres Mannes ausspricht, indem sie gleichzeitig einige Kochtöpfe voll Reis und Erbsen mit Deckeln verschließt. Als erstes gemeinschaftliches Frühstück werden dann Früchte, Gebäck und Süßigkeiten eingenommen, wobei die Gattin es sich widerstrebend gefallen lassen muß, daß ihr der junge Ehemann einige Leckerbissen, vor allen Dingen ein Stückchen Zuckerrohr, in das Mäulchen steckt, während die weiblichen Verwandten beten, daß die Hand des Gatten die Frau bis zu ihrem Lebensende ernähren möge. Bei dem bald darauf folgenden zweiten Frühstück, das aus einigen nahrhafteren Gängen, wie Gemüse-Curry und anderen Reispfeisen nebst Fischen und Erbsen besteht, speist jedoch die junge Frau nicht mehr in Gesellschaft des Gatten, sondern wie im späteren gewöhnlichen Leben erst nach ihm und in einem anderen Gemach, wobei sie es jedoch keineswegs als Geringschätzung auffaßt, den von ihm übrig gelassenen Reis verzehren zu dürfen; jeder Hindu von guter Kaste nimmt sich sehr in acht, Reis nur mit Angehörigen seiner eigenen Dschati aus derselben Schüssel zu nehmen, während bei Backwerk und Früchten diese Vorsicht für weniger nötig gilt.

Bevor der junge Gatte mit der kleinen Gemahlin in sein Elternhaus zurückkehrt, wo diese sich aber gewöhnlich zunächst nur kurze Zeit oder mit zeitweiliger Rückkehr zu ihrer Familie aufhält, müssen von den beiderseitigen Vätern eine Menge von Geldgeschenken an die Geschwister der jungen Leute, an die Priester, Heiratsvermittler, Gelegenheitsdichter und Gratulanten verteilt werden. Dann wird der jungen Frau ein Punkt mit

Mennigrot auf die Stirn gemalt, ein für heilig gehaltenes Zeichen, das nur Frauen tragen dürfen, deren Männer noch am Leben sind, und zugleich wird ihr eine Arghi genannte und der Durga geweihte Quaste ins Haupthaar geflochten, die aus Kufagrass, Reishalmen und Maststoff besteht. Beim Verlassen des Hauses wirft der Brautvater einen Messingteller über das Haupt der Tochter in das vorgestreckte Gewand der hinter ihr stehenden Mutter, worauf die kleine, tiefverschleierte Frau unter den Tränen und dem Schluchzen ihrer weiblichen Verwandten in eine Sänfte oder einen verhangenen Frauenwagen steigt; sie wird in die elterliche Wohnung ihres jungen Gatten gebracht, jedoch mit etwas vermindertem festlichen Geräusch und Gepränge als bei der Ankunft des Bräutigamszuges, weil sich die Freunde des Bräutigams hierbei nicht zu beteiligen pflegen.

Als Willkommensgruß wird zunächst ein Krug voll Wasser unter die angekommene Sänfte oder den Wagen geworfen, worauf die junge Frau aussteigt und in das Haus eintritt; in demselben Augenblick wird ein kleiner Teekessel mit Milch auf das Feuer gestellt, den die Neuvermählte unausgeseht im Auge behält, während sie in einer mit Milch angefüllten flachen Bronzeschale steht und einen lebenden Fisch in der Hand hält. Sobald die siedende Milch überfließt, wird die kleine Frau entschleiert und muß dabei dreimal die Worte wiederholen: Möge der Wohlstand meines Schwiegervaters in gleichem Maße überfließen wie diese Milch! Während sie dies spricht, legt ihre Schwiegermutter ihr ein dünnes Armband aus Eisen um das Handgelenk, das sie nur bei Lebzeiten ihres Gatten tragen darf und das von ihr deshalb höher als die kostbarsten Schmuckstücke geschätzt wird.

Unter den weiteren im Hause des jungen Gatten folgenden Gebräuchen ist der bezeichnendste das Niedersetzen eines ganz kleinen Knaben auf das Knie des Bräutigams, der dies Kind dann seiner Frau zuführen muß, wobei diese von allen weiblichen Verwandten mit goldenen Armbändern und anderen Schmucksachen beschenkt wird; unter diesen sind Überbrückungen der Ohrmuschel aus Golddrähten und Edelsteinen, an denen oft wahre Trauben aus solchen Steinen hängen, vielleicht noch eigenartiger, als die zierlichen auf den Zehenringen stehenden, blühenden Filigranbäumchen.

Am nächsten Tage erfolgt eine wahre Überschwemmung mit wertvollen Gaben, Stoffen, Teppichen, Haushaltungs- und Wertgegenständen aller Art, die der Brautvater seinem Schwiegersohn mit ungeheuren Massen von Blumen und Attrappen aller erdenklichen Dinge und Figuren, die Glück, Wohlleben und Gesundheit verkörpern sollen, ins Haus schickt. Auch bei dieser Gelegenheit speisen die beiden Gatten gemeinschaftlich und müssen sich sogar dabei Mühe geben, sich gegenseitig die Speisen in den Mund zu stecken und von denselben Stücken zu genießen.

Am Abend dieses Festtages, der Fulsariya oder Blumenbett heißt, wird das Kuhlager der jungen Leute mit Blumen bestreut, während sie von den weiblichen Verwandten mit Rosenwasser besprengt werden; begreiflicherweise sorgen diese auch hierbei durch ausgelassene Neckereien und scherzhafte Störungen dafür, daß das junge Paar nicht zu der wohlverdienten Ruhe kommt.

Am nächsten Morgen wird die fortan stets verschleierte kleine Frau in einem Palki zu ihrer Familie zurückgebracht, von der sie mit Fragen über alle neuen Anverwandten, jedoch niemals über ihren Gatten, bestürmt wird; selbstverständlich werden dabei auch die ihr dort geschenkten Schmucksachen einer sehr eingehenden Besichtigung und Schätzung unterzogen, da diese Gegenstände oft ein ansehnliches Mitgiftsvermögen bedeuten. Bereits am folgenden Tage pflegt die kleine Frau wiederum einen Besuch im Hause ihrer Schwiegereltern abzustatten und dort abermals eine Nacht zu verbringen, und diese Besuche müssen so lange ab und zu wiederholt werden, bis das junge Paar völlig herangewachsen ist, falls nicht schon vorher eine völlige Übersiedlung erfolgt.

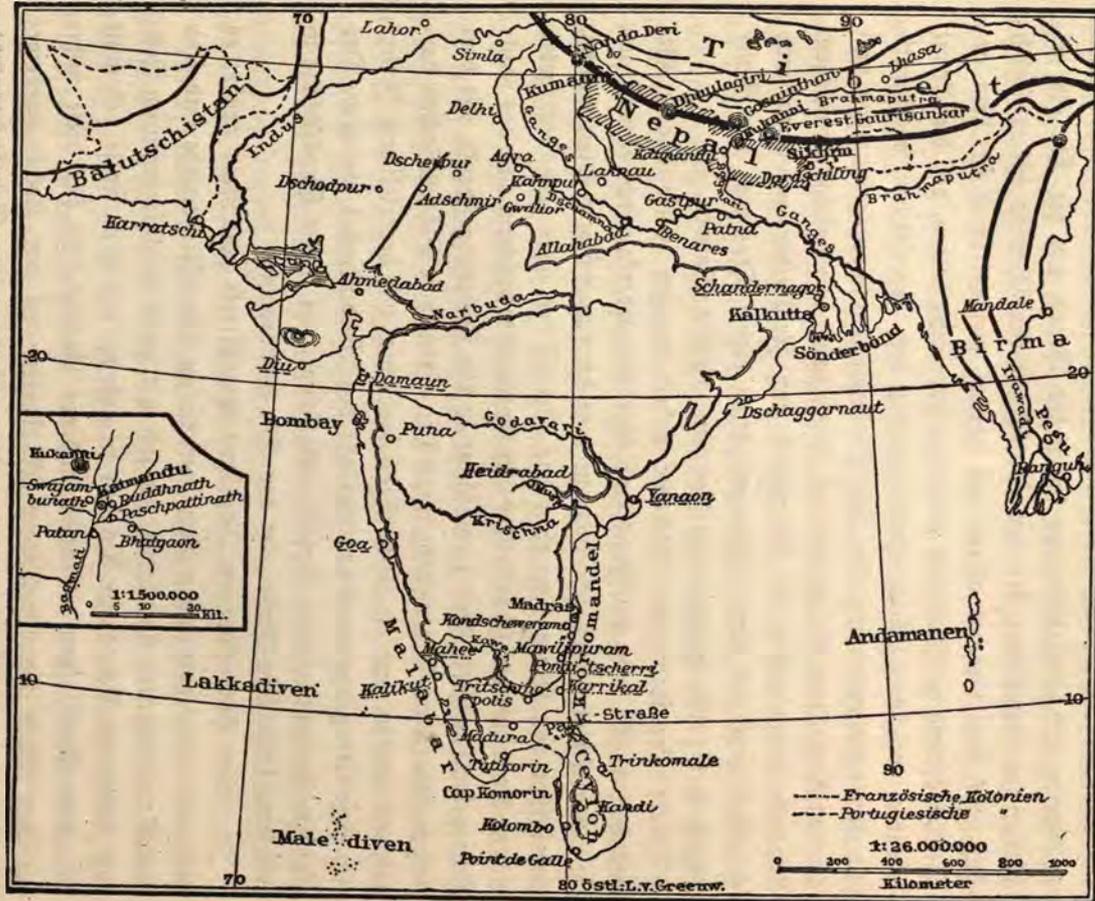
Bei der zweiten, tatsächlichen Vermählung werden die bei der ersten vollzogenen Opfer und Gebräuche wiederholt, jedoch mit einigen Änderungen; so läßt z. B. der Gatte dabei einen goldenen Ring in das Gewand seiner Gemahlin gleiten, während diese von dem Hausbrahmanen mit Milch, Zucker und zerlassener Butter gespeist wird, wobei zwanzig männliche und eine weibliche aus Reismehl geformte Gottheitsfiguren vor ihr aufgestellt sind, die dann für immer in ihrem Schlafgemach untergebracht werden.

Nur wirklich vornehme Familien können die ungeheuren Kosten einer Hochzeit großen Stils erschwingen, und nur selten gleicht eine Hindu-

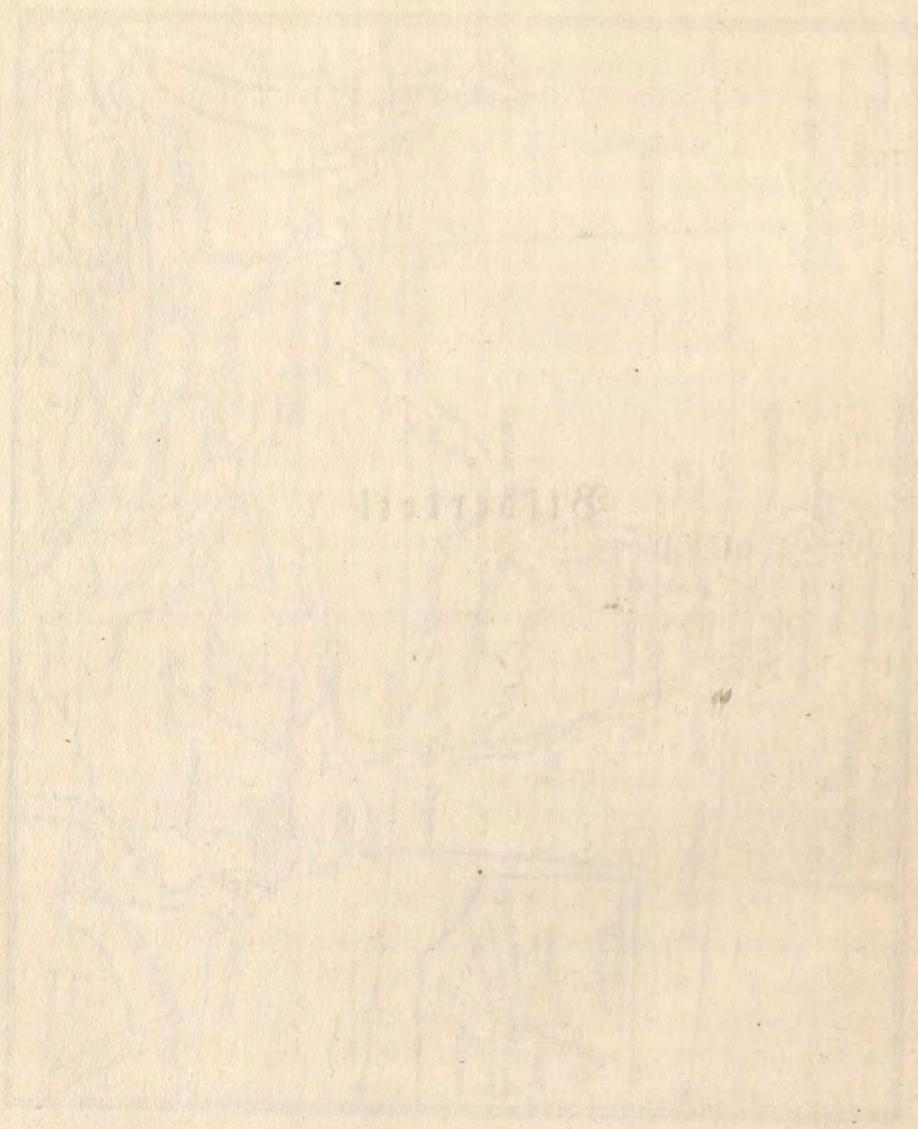
hochzeit völlig einer anderen. Selbst in den einzelnen Provinzen herrschen keine durchgehends gleichen Formen bei der Vermählung. In der Nadschputana z. B. genügt ein dreimaliges Umschreiten des Feuers durch den Gatten, ein einmaliges von seiten der Braut, um die Ehe als geschlossen zu betrachten; bei den Puschkarna-Nadschputen ist es jedoch nötig, daß dies viermal allein und darauf viermal Arm in Arm geschieht, während die Mahesris wiederum der Sitte folgen, daß die Braut siebenmal von einem Oheim um ihren neben dem Feuer stehenden Bräutigam herumgetragen wird. Bei den Sirimali-Nadschputen hingegen umschreiten Braut und Bräutigam das Feuer zuerst in möglichst armseligem Gewande, dann ziehen sie sich zurück, um Festkleider anzulegen, und schließlich muß der junge Ehemann seine kleine Frau um das Feuer tragen, so oft und so lange ihm dies seine Kräfte erlauben.

Anderere Provinzen und Stämme haben dagegen völlig andere Gewohnheiten. So wird im Pandschab über die niederkauernde Braut gar ein weitmaschiger Korb gestülpt, auf dem der junge Gatte Platz nimmt, wobei ihm von seinen Freunden das Gelenk der nach oben geöffneten rechten Hand mit der schon früher erwähnten Knotenschnur auf das rechte Knie gebunden wird; hierin empfängt er die Hochzeitsgeschenke, die dem jungen Paare als Gegengaben zumeist in Form von Schmucksachen dargebracht werden, und die kleine Frau beobachtet mit begreiflichem Interesse diese Vorgänge durch das Geflecht des Weidenkorbes hindurch. Der Korb wird dann in einer Hofecke aufgehängt, um später Stockschläge zu erhalten, falls kein Sohn aus der Ehe hervorgeht.

In vielen Hindufamilien Bombays sowohl wie Kalkuttas gehört es mehr und mehr zum guten Ton, europäische Geschäftsfreunde und Bekannte zu Hochzeiten einzuladen, um sich mit deren Erscheinungen im Festzuge durch die Stadt ein Ansehen zu geben; in diesem Falle bekommt die ganze Feier einen wesentlich anderen Anstrich, da für diese nicht-indischen Gäste sogar besondere Mahlzeiten aus den Hotels herbeigeschafft werden und viele von den aufgeführten alten Gebräuchen weggelassen werden müssen, die für Europäer nicht nur unverständlich, sondern auch allzu ermüdend sein würden.



Bilderteil





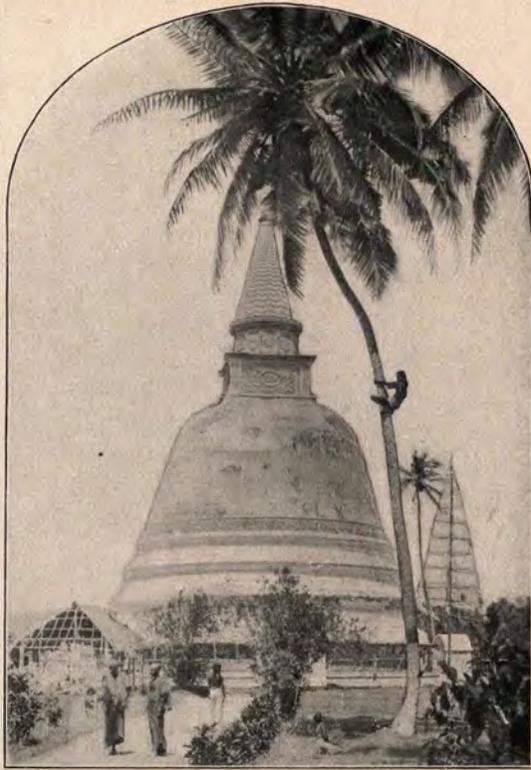
Auslegerboot und Katamaran im Hafen von Kolombo. (S. 2)



Seesoldat im Dschirickscho. (S. 4)



Ankunft im Hafen Kolombo. (S. 1)



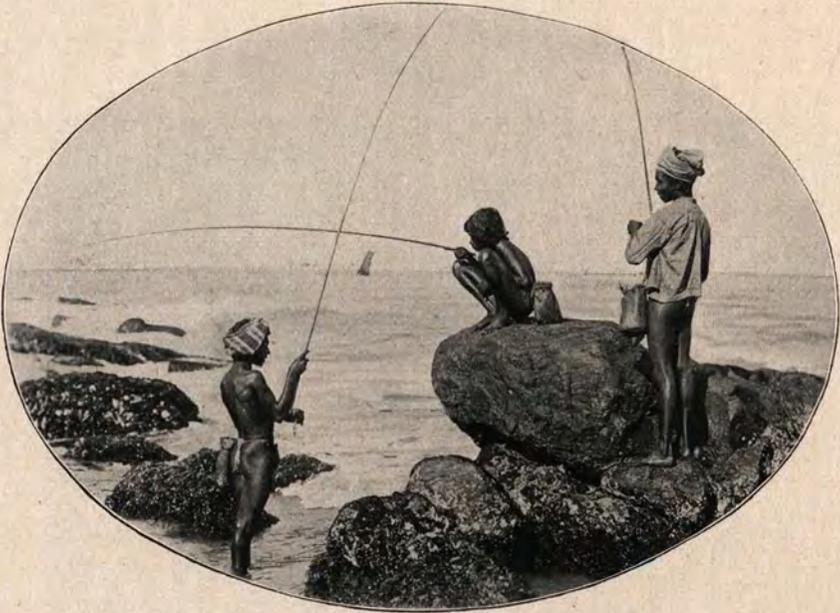
Dagoba; daneben eine Kotospalme. (S. 8)



Opferstock; daneben Händler mit Erfrischungen und ein Nidscho-Wagen. (S. 8)



Palmstrand bei Mount Lavinia. (S. 9)



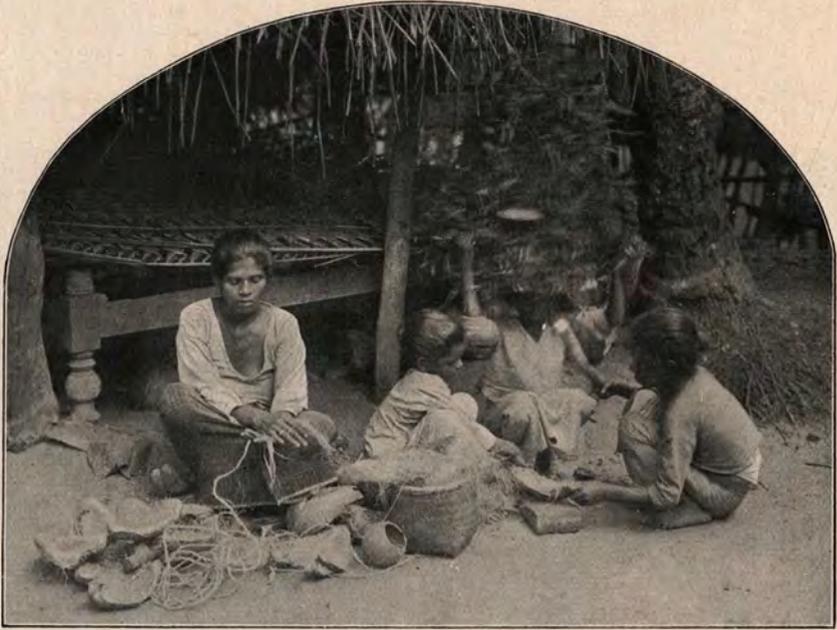
Fischende Sinhalesenknaben. (S. 10)



Toilettengeheimnisse in einem Sinhalesenhofe. (S. 12)



Über das Meer hinauswachsende Palmen am Strande von Ceylon. (S. 10)



Rechts klopft eine Einhalesin den Kokosnußbast, aus dem die linksitzende Schnüre dreht. (S. 13)



Becher aus Bronze für
Palmschnaps ($\frac{1}{2}$ der na-
türlichen Größe). (S. 13)



Der Verfasser, seinen Durst mit Kokosmilch
füllend. (S. 12)



Einhalesenmädchen, das zwei Affchen füttert. (S. 12)



Aufschlifen und Abschälen der Rinde des Zimtbäumchens. (S. 15)



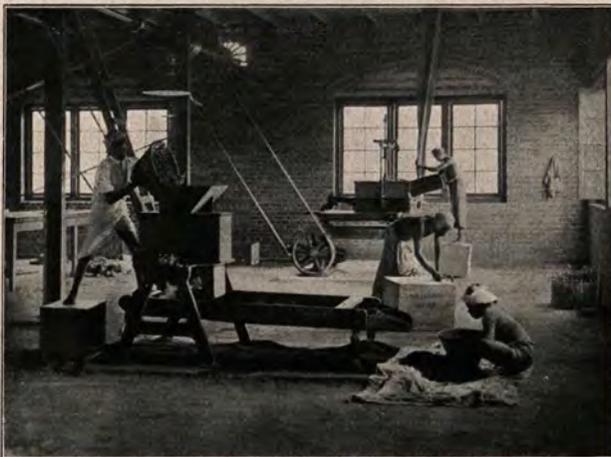
Hof einer Kaffeepflanzung. (S. 18)



Zerbeißen der Kaffeebeeren. (S. 18)



Tea-Ernte. (S. 20)



Maschinen zum Rollen und Sieben des Tees. (S. 21)



Sinhalesenhochzeit;
der Brautvater trägt zwei hohe, absteigende
Kämme im Haar. (S. 33)



Tamulin unter einem Kakaobaum,
eine Kakaoschote zerschneidend. (S. 24)



Junge Tamulin. (S. 23)



Der See von Kandi. (S. 25)



Pungi-Mönch, der für sein Kloster Lebensmittel einsammelt. (S. 28)



Maske eines Dämonenbeschwörers
($\frac{1}{6}$ der natürlichen Größe). (S. 31)



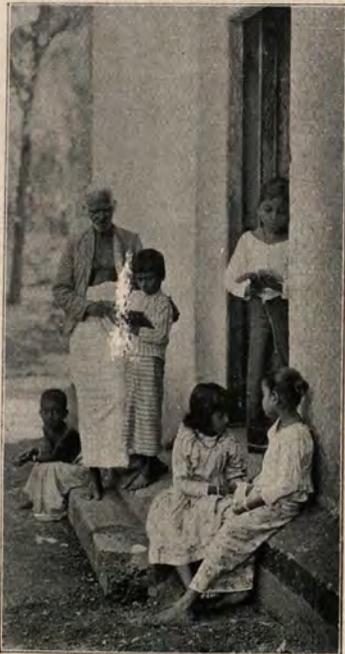
Buddhazahn-Tempel in Kandi; rechts eine Dagoba. (S. 27)



Häuptling der Hochland-Sinhalesen
in Festtracht. (S. 30)



Tochter des Sinhalesenhäuptlings. (S. 30)



Sinhalesenschule. (S. 32)



Ein weiblicher Leutnant der Heilsarmee; links sein Ad-
jutant, vor ihm Rekruten. (S. 33)



Sinhalesische Teufeltänzer heilen einen Kranken. (S. 31)



Pungi mit silberner Schale zum Reis-
sammeln. (S. 37)



Junge Pungis, die mit gefüllten Reisschalen zum Kloster
heimkehren. (S. 37)



Hut der Schan-Männer. (S. 38)



Frau aus Katschin. (S. 38)



Haartracht
der Schan-Männer. (S. 38)



Schan-Frau mit Riesenhut.
(S. 38)



Vornehmes Mädchen aus dem
Sithim-Himalaja. (S. 37)



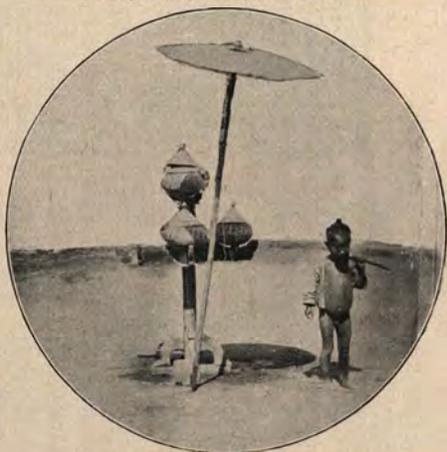
Bunong-Frauen. (S. 38)



Bunong-Mädchen. (S. 38)



Garkoch, eine Zigarette rauchend. (S. 38)



Durch einen Sonnenschirm geschützte Wasserkrüge; ein Knabe führt eben den Schöpflöffel zum Munde. (S. 40)



Gießen von Wachsterjen. (S. 39)



Ein Neugieriger guckt durch den photographischen Apparat des Verfassers. (S. 42)



Prinz Ginavaravansa und der greise Oberst Olcott; hinten links sitzen die Frauen der vorn kauenden Tempelvorsteher, von denen eine raucht. (S. 42)



Schiefe Ebene zum Hinauffchaffen des Thi auf die Spitze der Pagode. Die Schuhe werden auf dem Festplatz in der Hand getragen. (S. 42)



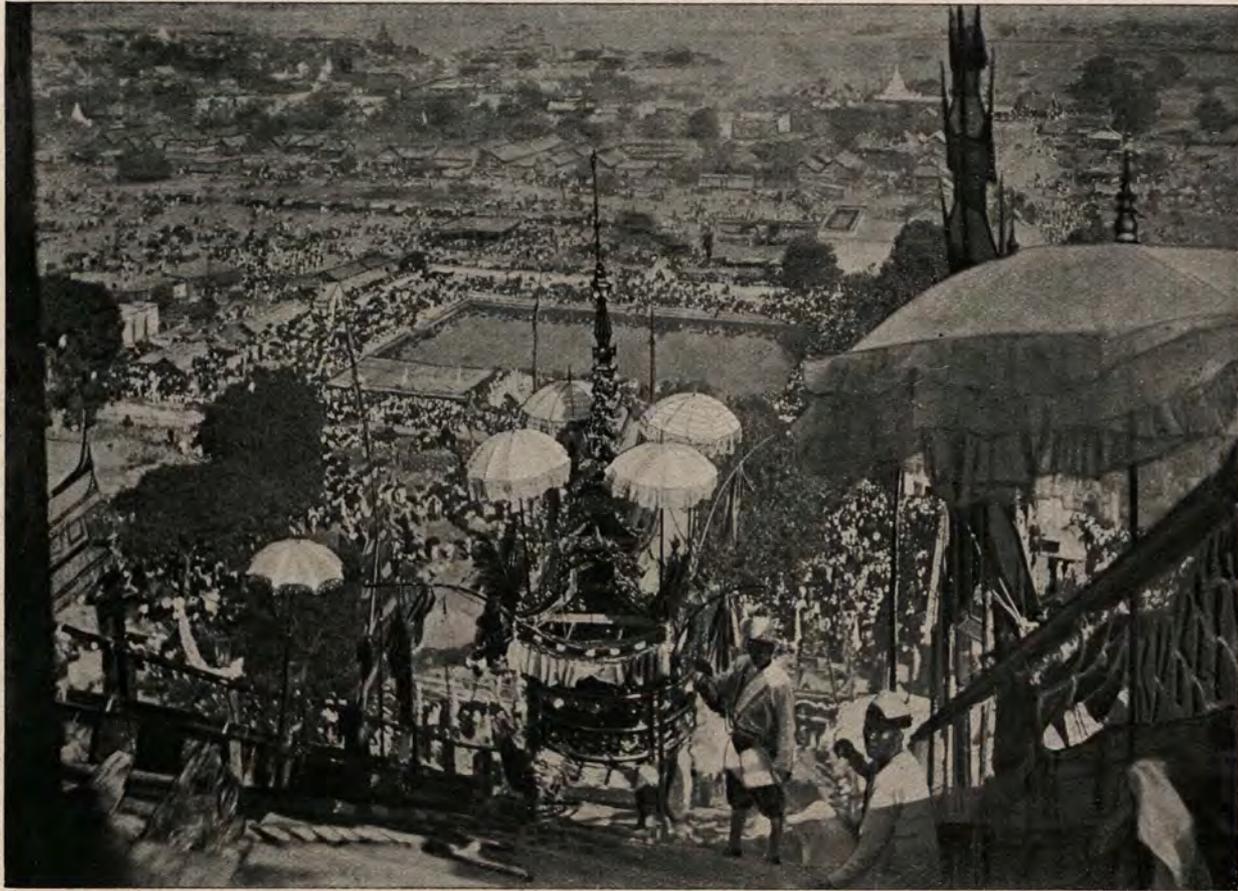
Musikant mit Nöhrentrommel und Lamtam auf der Plattform über der Spitze des Pagodenturmes. (S. 44)



Niederblick von der Plattform des Gerüstes auf den Festplatz; der mit kleinen Sonnenschirmen geschmückte Lhi befindet sich noch am unteren Ende der schiefen Ebene. (S. 44)



Trompeter, Musikanten und Sänger auf der Plattform des Gerüstes. (S. 44)



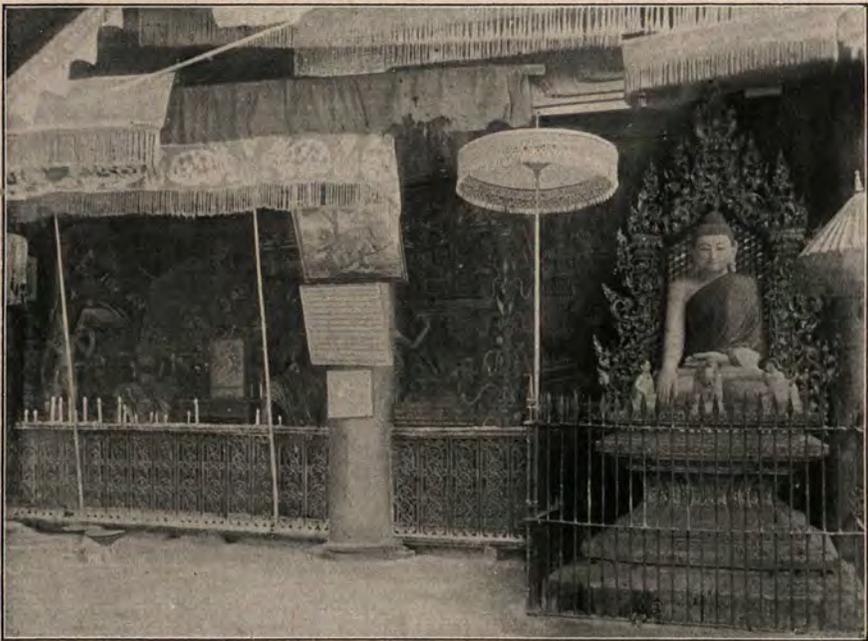
Der mit vier kleinen Sonnenschirmen geschmückte Thi nähert sich auf der schiefen Ebene der Pagodenspitze. (S. 45)



Der unterste Ring des Thi wird auf der Pagodenspitze befestigt. (S. 45)



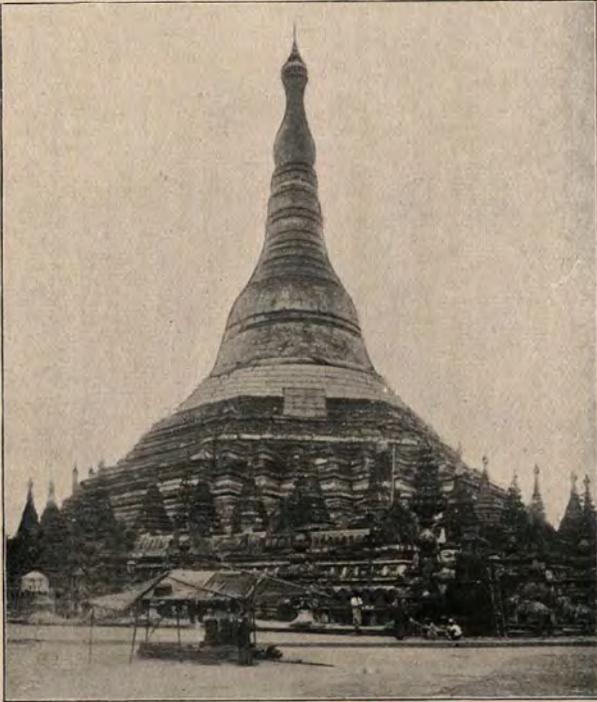
Birmanin, mit einer Zigarette im Munde schlägt mit einem Hirschgeweih an die Opferglocke (S. 45)



Links Figur eines ruhenden, rechts die eines sitzenden Buddha. (S. 45)



Das „Goldene Kloster“ der Königin in Mandalay (S. 46)



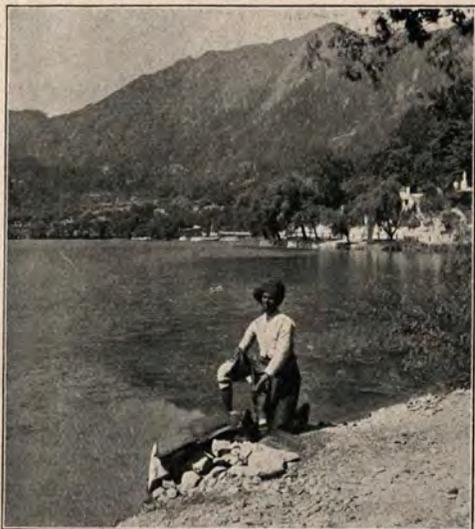
Schwemodo-Pagode; der obere Teil ist mit Blattgold überzogen. (S. 46)



Eingang in die Schwe Dagon-Pagode in Rangun. (S. 47)



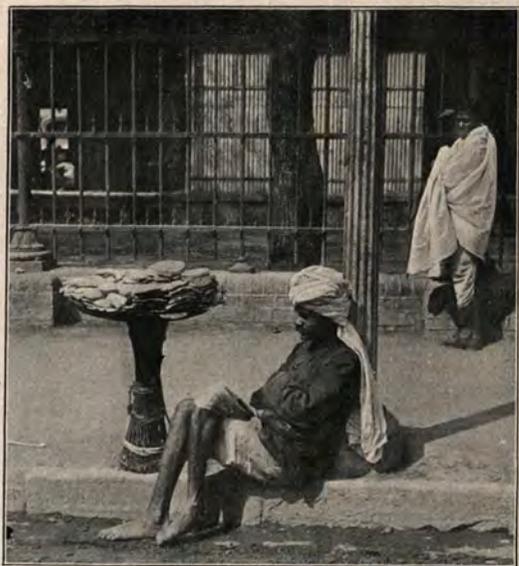
Junge birmanische Frauen. (S. 48)



Wasserträger, den ledernen Wasser Schlauch füllend.
(S. 55)



Händler mit Süßigkeiten (S. 57)



Bachwarenverkäufer (S. 57)



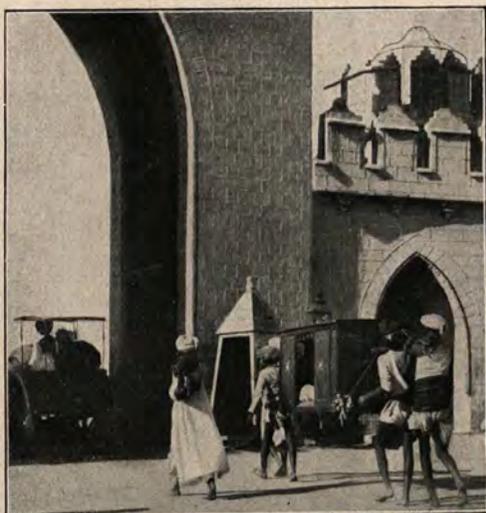
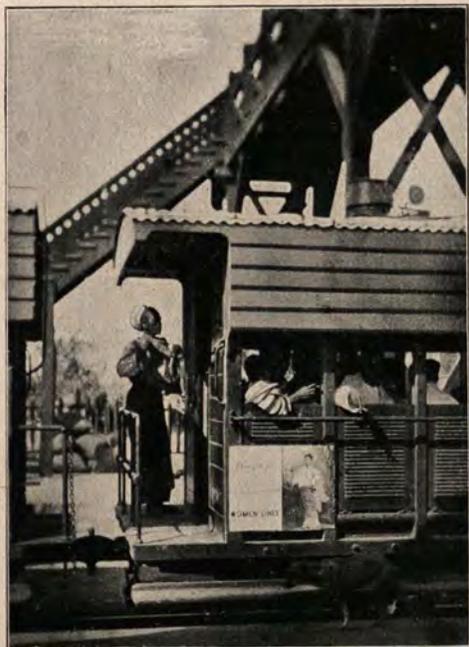
Krüppel mit verwachsenem Kind und
Geldbüchse (S. 58)



Religiöser
Bettler
(S. 58)



Reisewagen des Verfassers in bahntlosen Gebieten Südindiens. (S. 61)



Palki, Kasten zur Personenbeförderung. (S. 59)

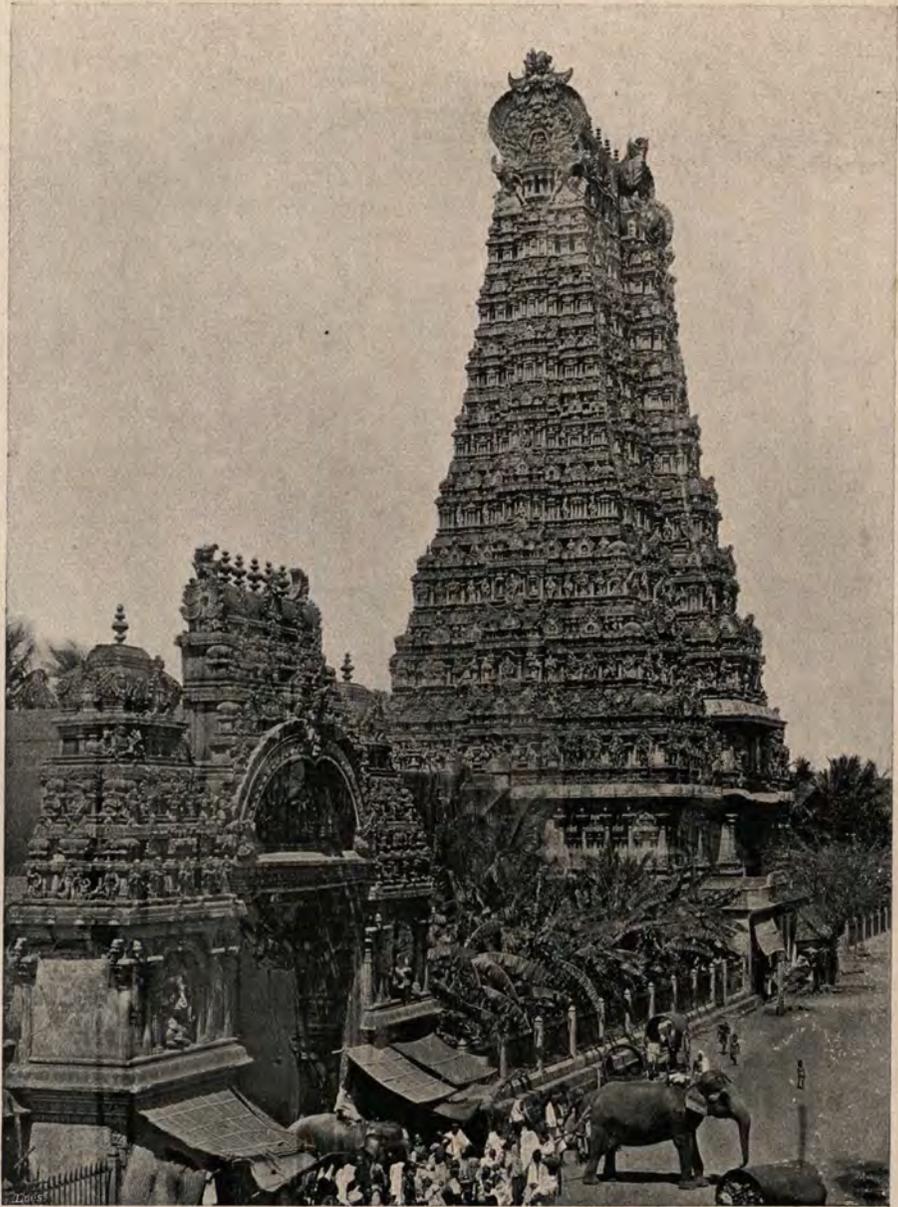


Reisegepäck! (S. 61)

Frauenabteil
eines
birmanischen
Eisenbahn-
wagens.
(S. 61)



Wallfahrer.
(S. 54)



Tor und Gopuratum des Schiva-Tempels in Madura. (S. 64)



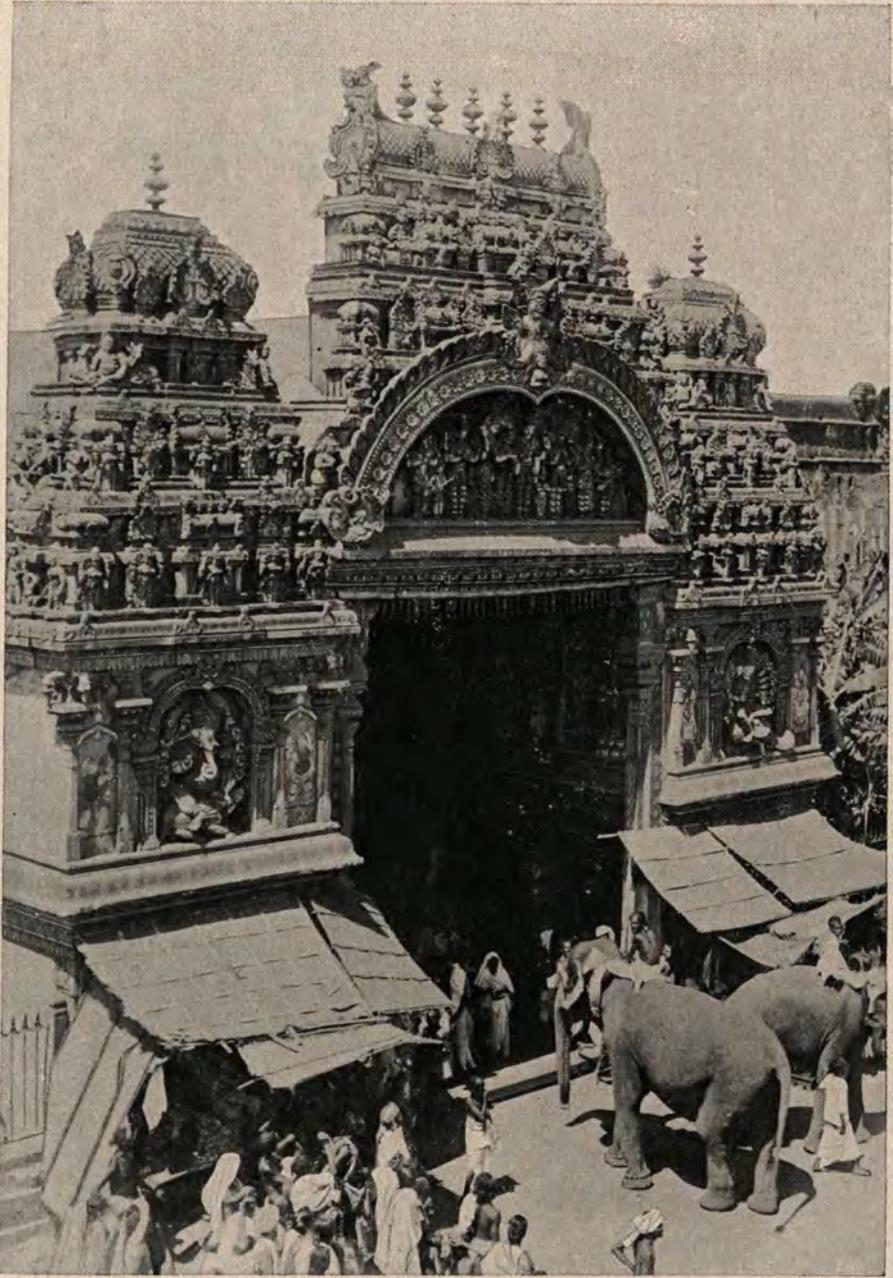
Im Durchgang des Tempel-
tores zu Madura (S. 65)



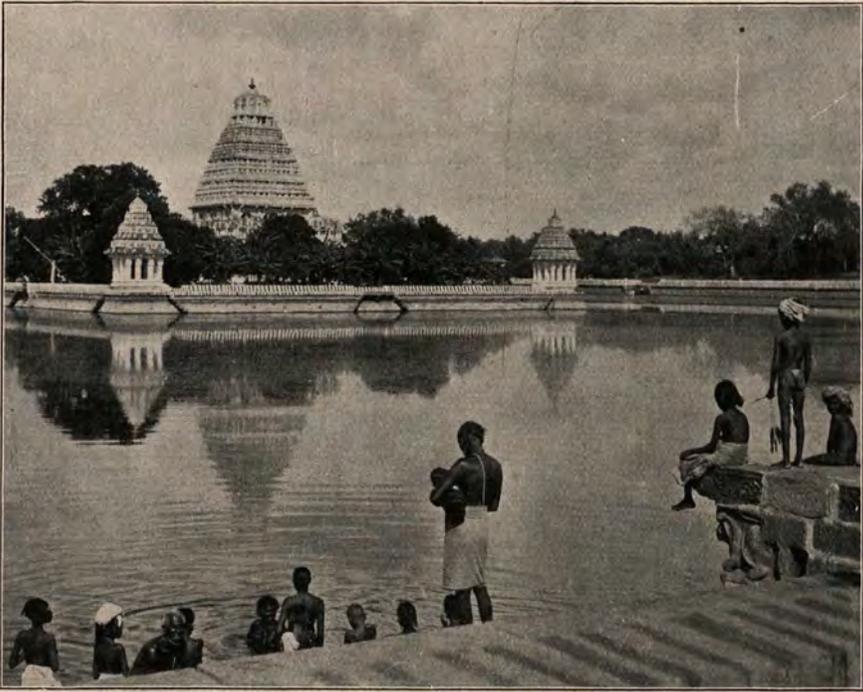
Im Tempel zu Madura. (S. 65)



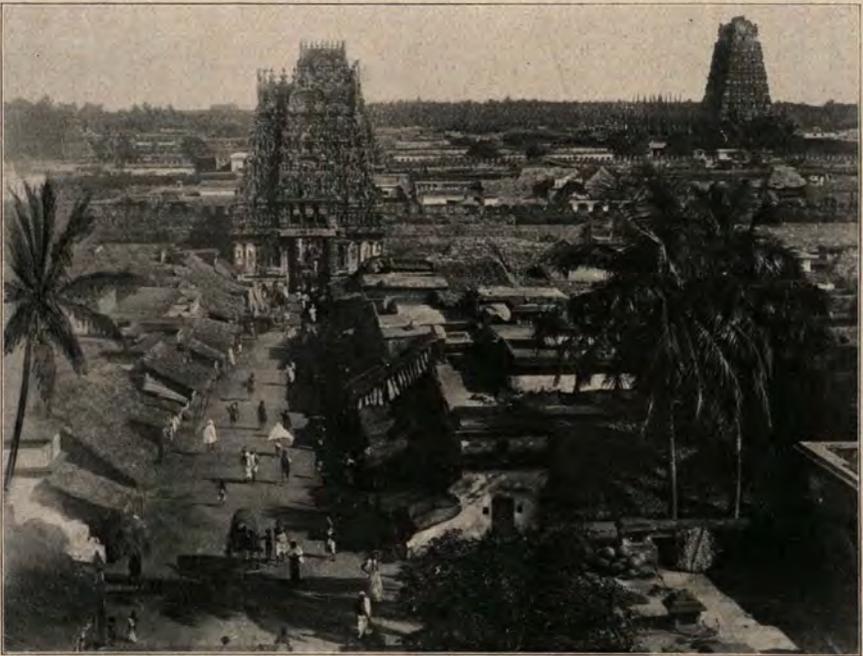
Aus Pflanzenmark geschnitzte
Pagode ($\frac{1}{10}$ der natürlichen
Größe). (S. 73)



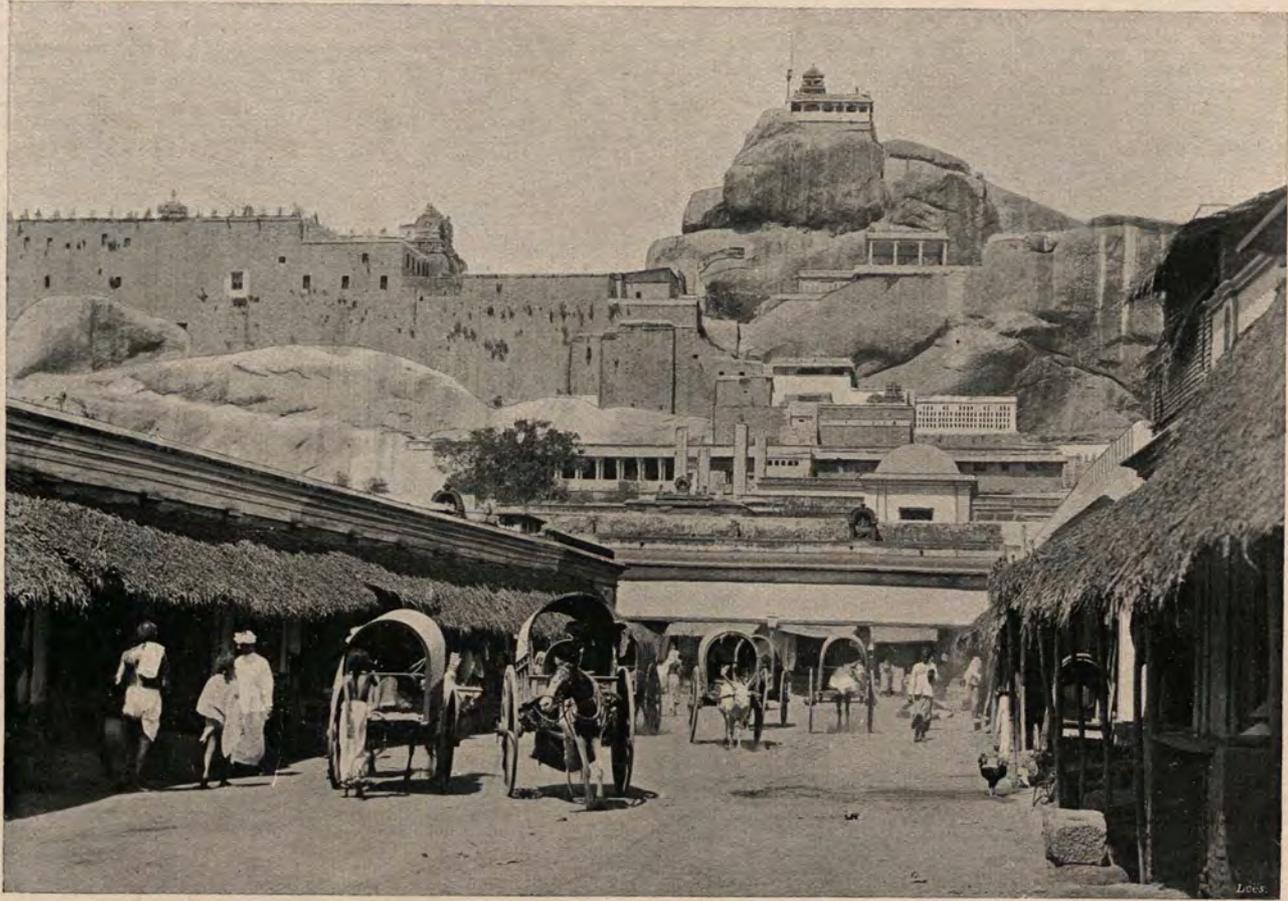
Das Tor des Schiva-Tempels in Madura. (S. 64)



Der heilige Badeteich Teppu Kulam. (S. 68)

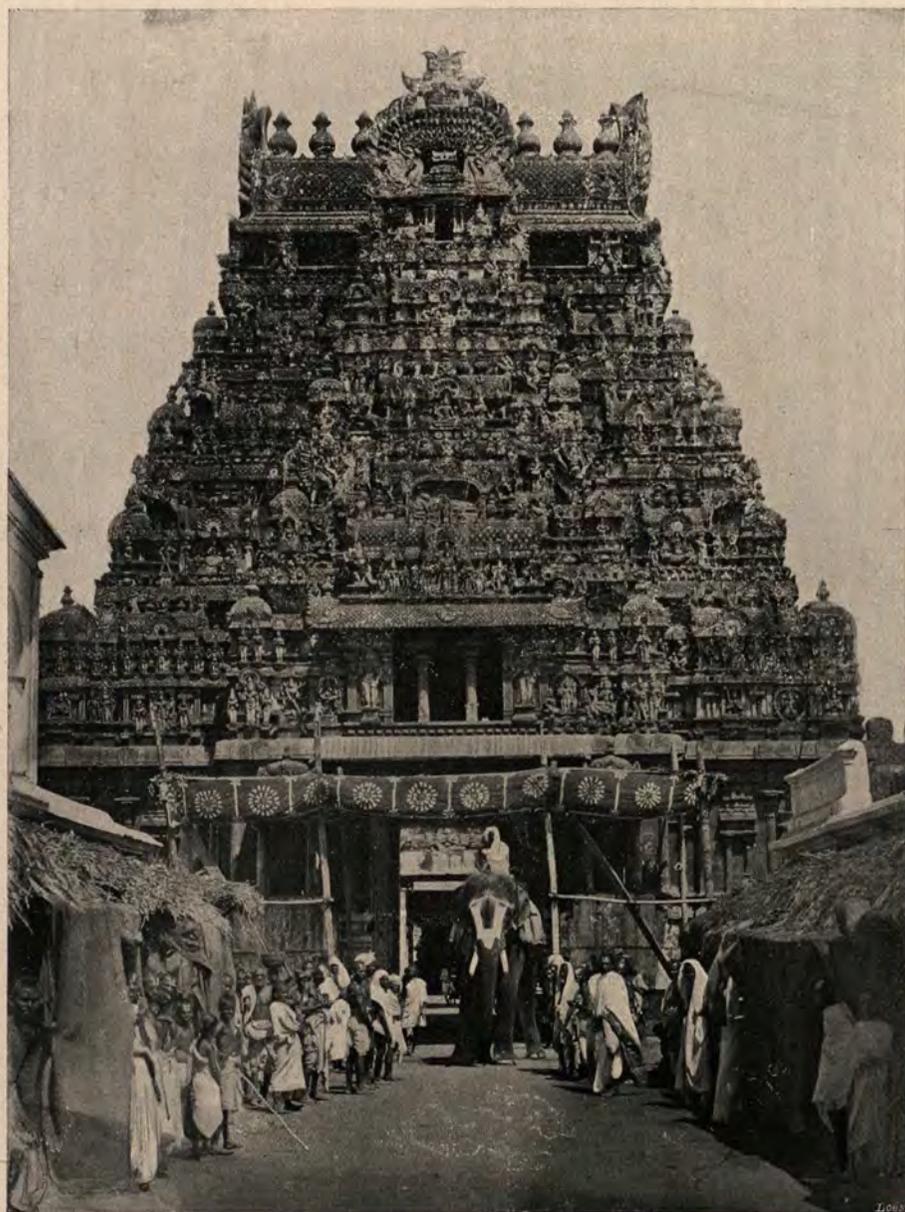


Sringham aus der Vogelschau. (S. 69)



Tempel und Befestigungen auf dem Felsen in Triticinopolis. (S. 69)

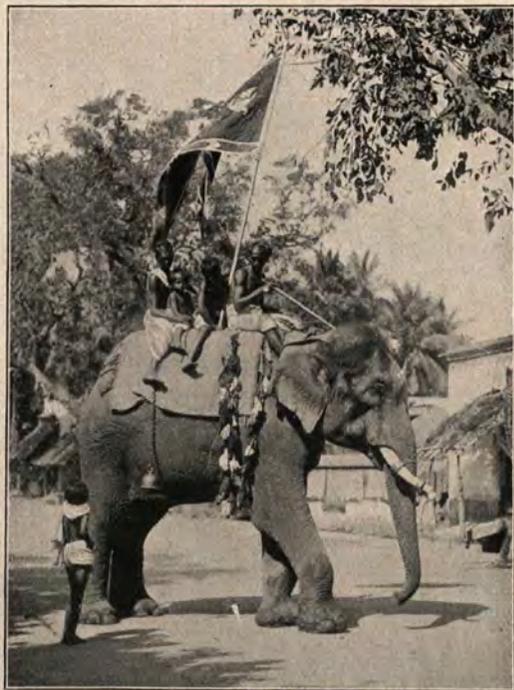
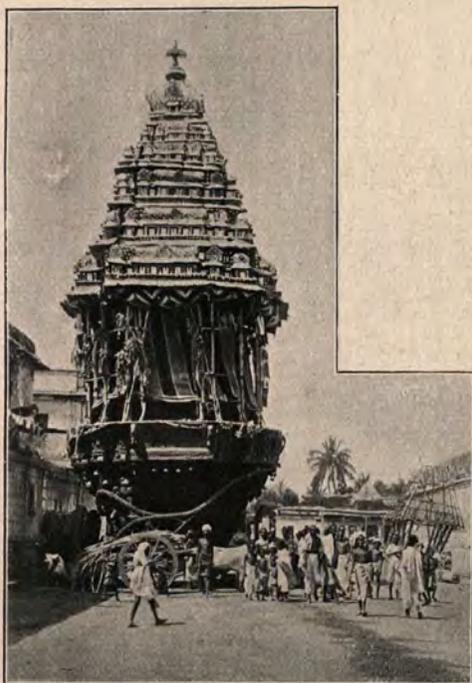
Loes.



Gopura in Seringham; über dem Durchgang die ruhende Figur des Gottes Wischnu, dem die Tempelanlage geweiht ist. (S. 70)



Brahmanen und Tempeltänzerin. (S. 72)



Karren für festliche Umzüge der Götterbilder. (S. 70)

Umzug eines jugendlichen Bräutigams. (S. 73)



Verwandlung eines Lederstreifens in eine lebende Schlange. (S. 80)



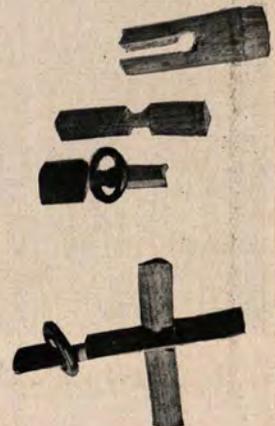
Gerichtsgebäude und Leuchtturm in Madras. (S. 74)



Verschwindenlassen eines lebenden Mädchens. (S. 83)



Wunderbecher. (S. 84)



Vierierpiel indischer Gauntler. (S. 84)



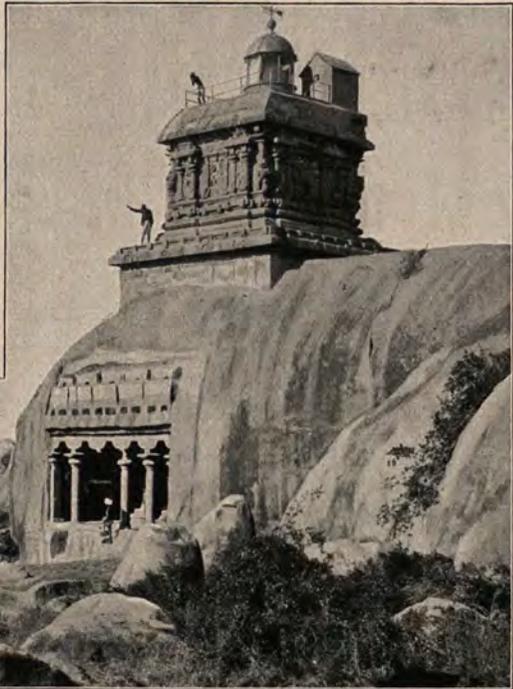
Tamilische Ackerbauern bei Madras. (S. 87)



Aus den Felsblöcken herausgehauene Tempel an der Küste bei Mamilipuram. (Kap. 7)



Opferkännchen zum Begießen der
Lingam = Idole



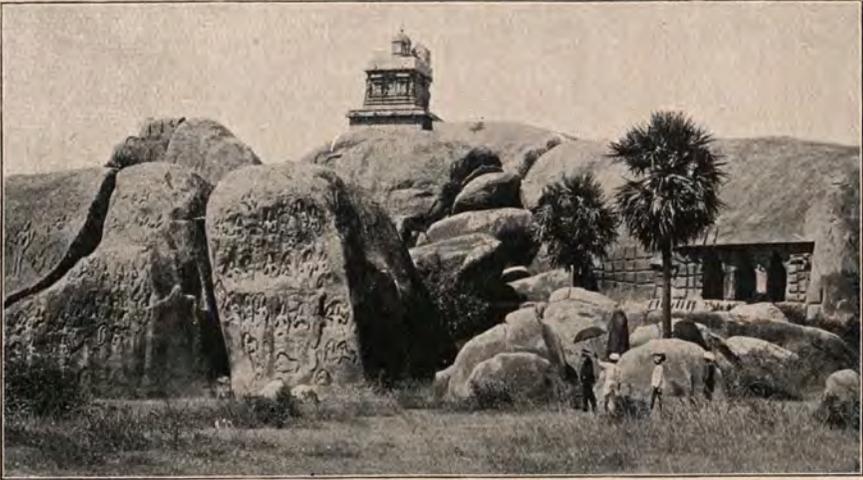
Zwei aus demselben Felsen herausgehauene Tempel übereinander. (Kap. 7)



Die aus den Felsen gehauenen „Sieben Pagoden“ bei Madras.
 Ratha der Draupadi, Ratha des Arjuna (oder Nakula) mit einem Löwen, Ratha des Bhima,
 davor eine Elefantengigur, Ratha des Dharmaraja, davor Ratha des Sahdeva. (Kap. 7)



Felstempel der fünf Pandamas und Reliefdarstellung der „Buße des Arjuna“,
dem der Gott Mahadewa das Pasupatageschoß verleiht; aus der Felspalte steigen Nagajungfrauen
mit Schlangenleibern aus der Unterwelt. Der Verfasser betrachtet die Allegorie. (Kap. 7)



Die Felsentempel von Mavelipuram; zwischen den Palmyrapalmen ein Lingam-Idol. (Kap. 7)



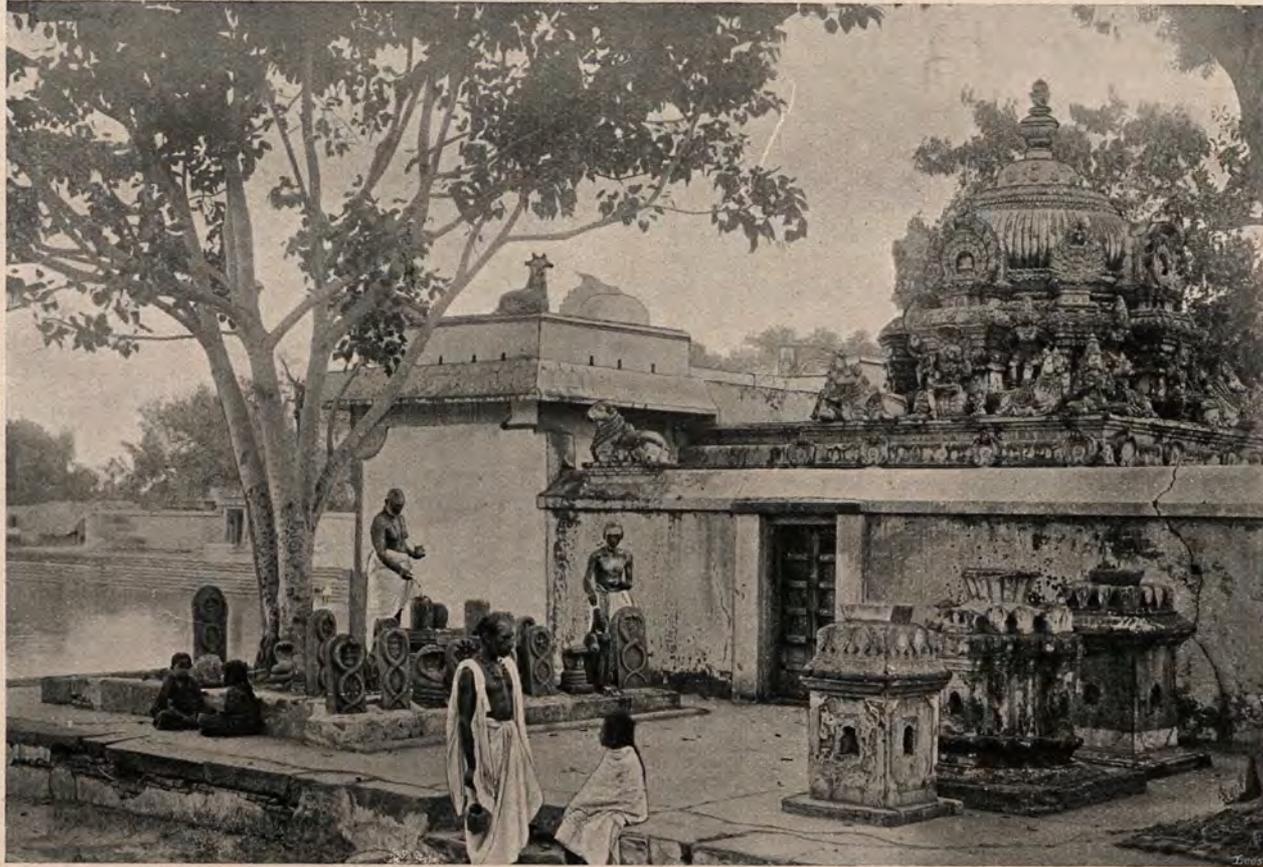
Reise- und Küchenboot des Verfassers. (S. 87)



Tanzende Tempelmädchen. (S. 100)



Gopura in Kondscheram bei Madras. (S. 90)



Das Lingam=Opfer eines Brahmanen. (S. 94)



Betender Brahmane. (S. 97)



Lingam = Idol. (S. 94)



Dyrgefäß mit Löffel.
(S. 95)



Kette am Dachfirst des Tempels zu Kondscheram, die aus demselben Felsen wie der ganze Tempel herausgearbeitet ist. (S. 92)



Brahmanenfamilie. (S. 101)



Alte Lota aus Kupfer mit herausgehämmerten Tier- und Pflanzenornamenten. (S. 98)



Elefanten und Büffel in der Schwemme im Mysi. (S. 104)



Arabische Leibwache des Nisams von Heidrabad. (S. 105)



Kamel-Kavallerist. (S. 106)



Nathaus und Viktoria-
Terminus - Bahnhof in
Bombay. (S. 111)



Vorträge einer Sängerin
im Familientreise.
(S. 108)



Fruchthändler und religiöser Bettler.
(S. 109)



Im Bazar zu Bombay. (S. 112)



Vor der Dschuma-Moschee in Bombay. (S. 112 u. 113)



Kamel-Batterie. (S. 130)



Straße vor dem Rasthaus in Dschodpur; im Hintergrund die Burg. (S. 123)



Vortänzerin. (S. 129)



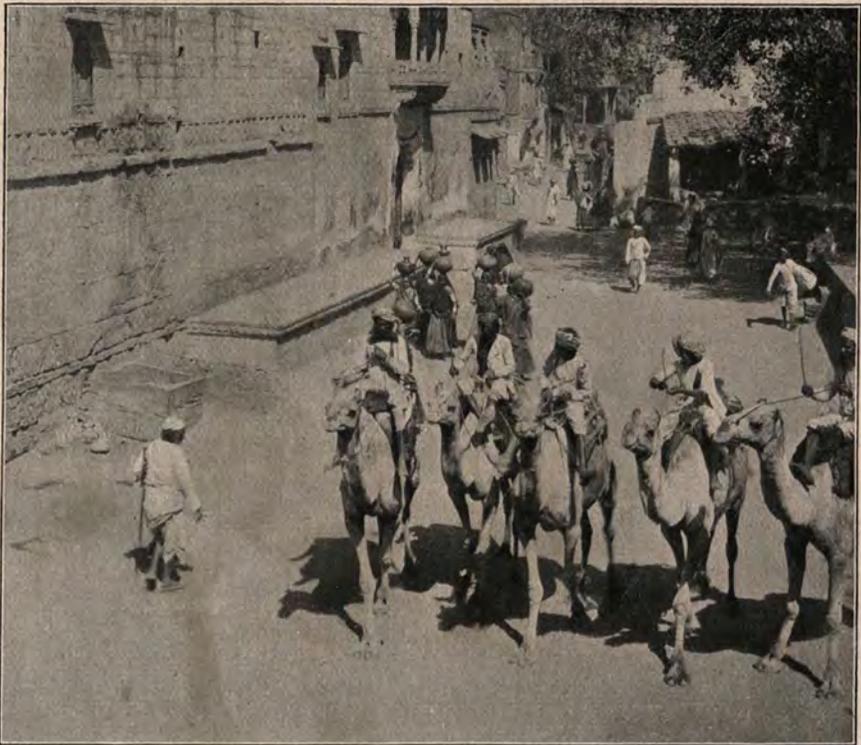
Junge Tänzerin. (S. 129)



Die Damen des Corps de Ballet von Dschodpur. (S. 129)



Parade-Elefant des Maharadschah von Dschodpur. (S. 129)



Straße in Dschodpur; vorn Kamelreiter, dahinter Wassertägerinnen. (S. 130)



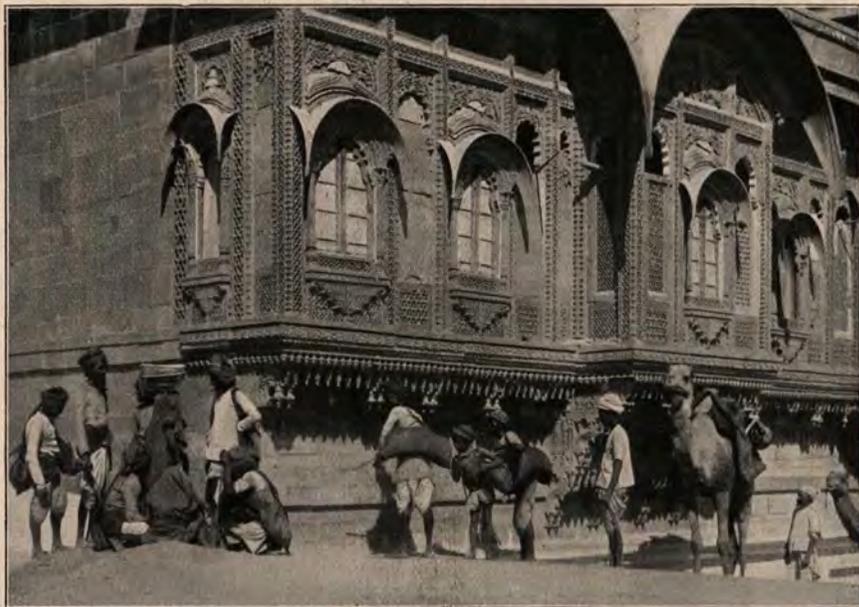
Radschputenfürst mit Würdenträgern. (S. 131)



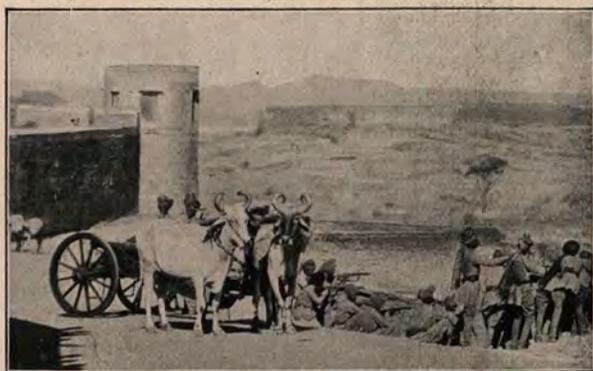
In Stein gehauene Häuserfassaden in Dschodpur. (S. 131)



Burg Dschodpur. (S. 132)



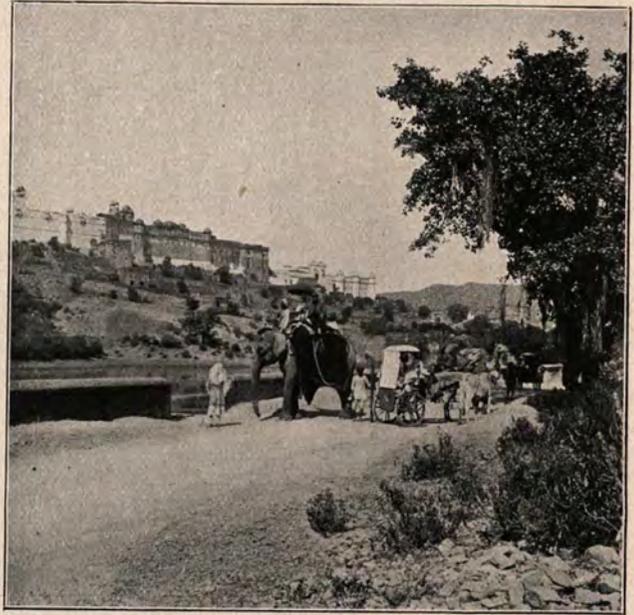
Aus Sandstein gemeißelte Fenster der Burg Dschodpur; davor Wasserträger mit leeren und gefüllten Schläuchen. (S. 134)



Mit Ochsen bespanntes Geschütz. (S. 130)



Kuli mit Geheimkamera des Verfassers auf dem Kopf. (S. 124)



Landstraße; hinten Schloß Amber; rechts ein Banyanbaum mit Luftwurzeln. (S. 136)



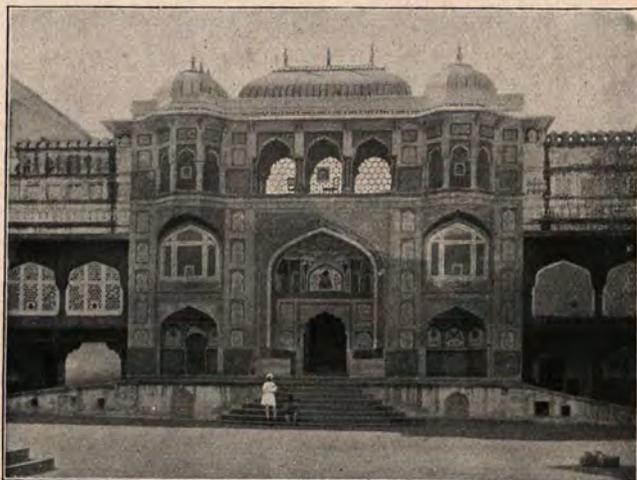
Marmorthron im Hofe der Burg Dschodpur. (S. 134)



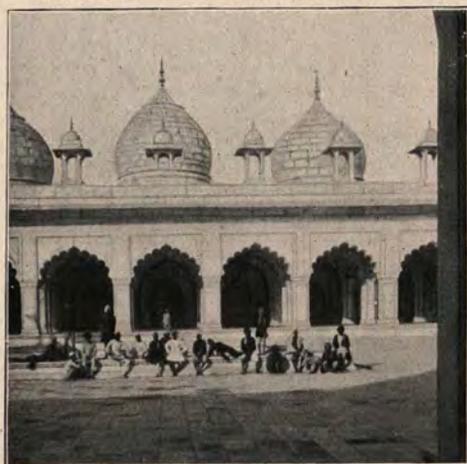
Tauben auf dem Marktplatz in Dscheipur. (S. 137)



Jagd leopard und für die Jagd gezähmter Luchs auf den Tscharpeu-Bettstellen ihrer Wärter,
mit denen sie zusammen schlafen. (S. 137)



Tor des Palastes in Amber. (S. 136)



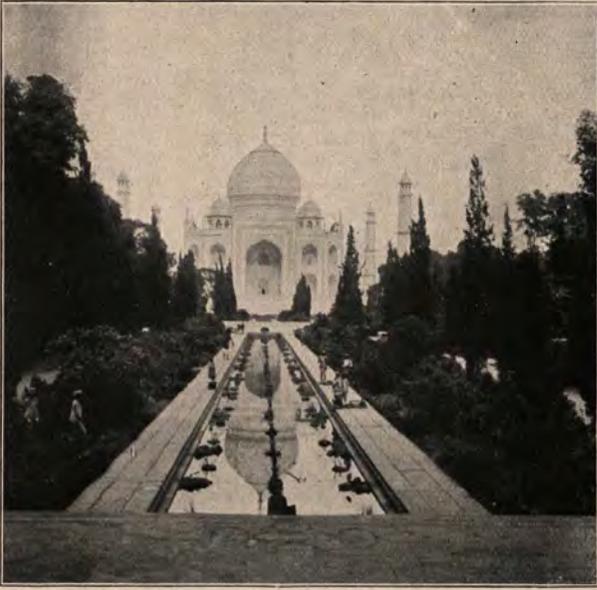
Perl-Moschee in Agra. (S. 141)



Die Privat-Audienzhalle in Agra. (S. 142)



Moschee der fünfhundert Säulen in Ahmedabad. (S. 147)



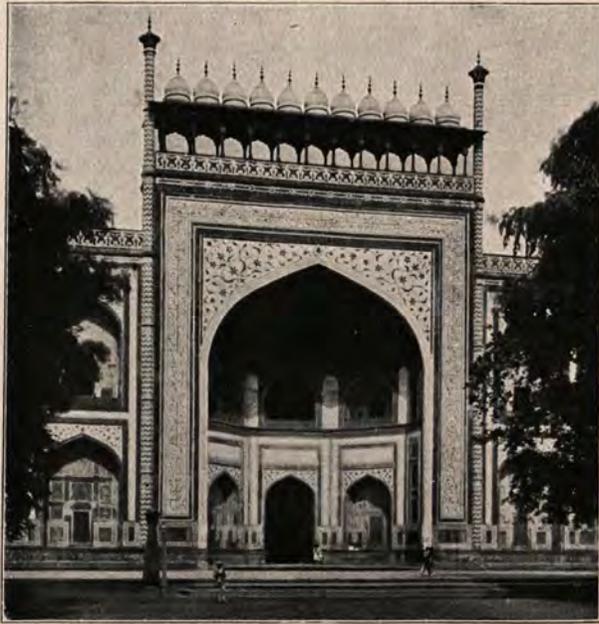
Tadsch-Mahal in Agra. (S. 139)



Fenstergitter aus Marmorfiligran.
(S. 148)



Ein Kaufmann und seine Schreiber. (S. 146)



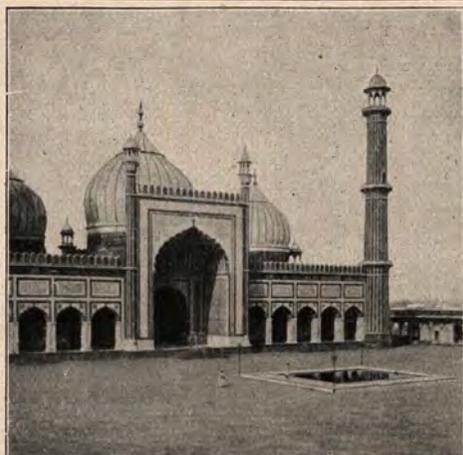
Gartentor der
Tadsch-Anlagen.
(S. 139)



Gräber von Sultansgemahlinnen in Ahmedabad. (S. 147)



Töpferwaren
aus Delhi.
 $\frac{1}{7}$ der natürl.
Größe.
(S. 147)



Dschuma-Moschee in Delhi. (S. 144)



Wagen mit drei Insassen in Gwalior. (S. 151)



Kaiser-Bagh in Lucknow. (S. 160)



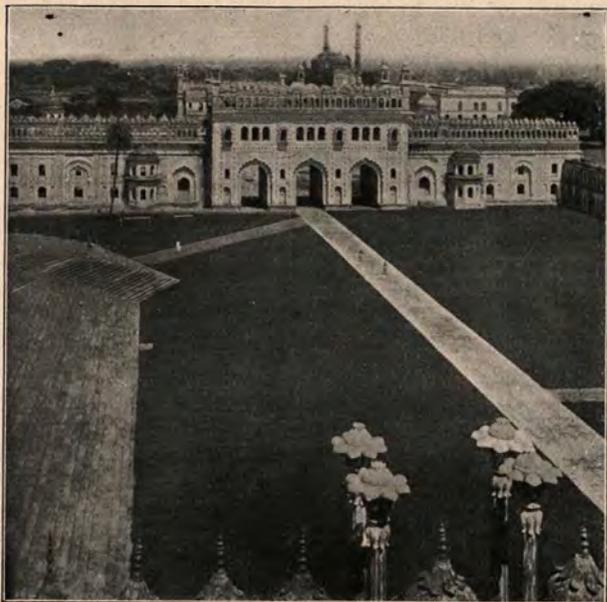
Mit Asche von verbranntem Kuhdünger weißgeputzte Büßer. (S. 153)



Imambara-
Moschee in
Lucknow.
(S. 161)



Muine
der Gesandtschafts-Residenz in
Lucknow; rechts Denkmal, in der
Mitte Erinnerungskanone.
(S. 159)



Hof der Imambara-Moschee
in Lucknow. (S. 161)



Hindufrauen,
dahinter Bettler; in der Ferne
das Fort in Allahabad. (S. 162)



Asoka-Säule als Sonnenuhr.
(S. 164)



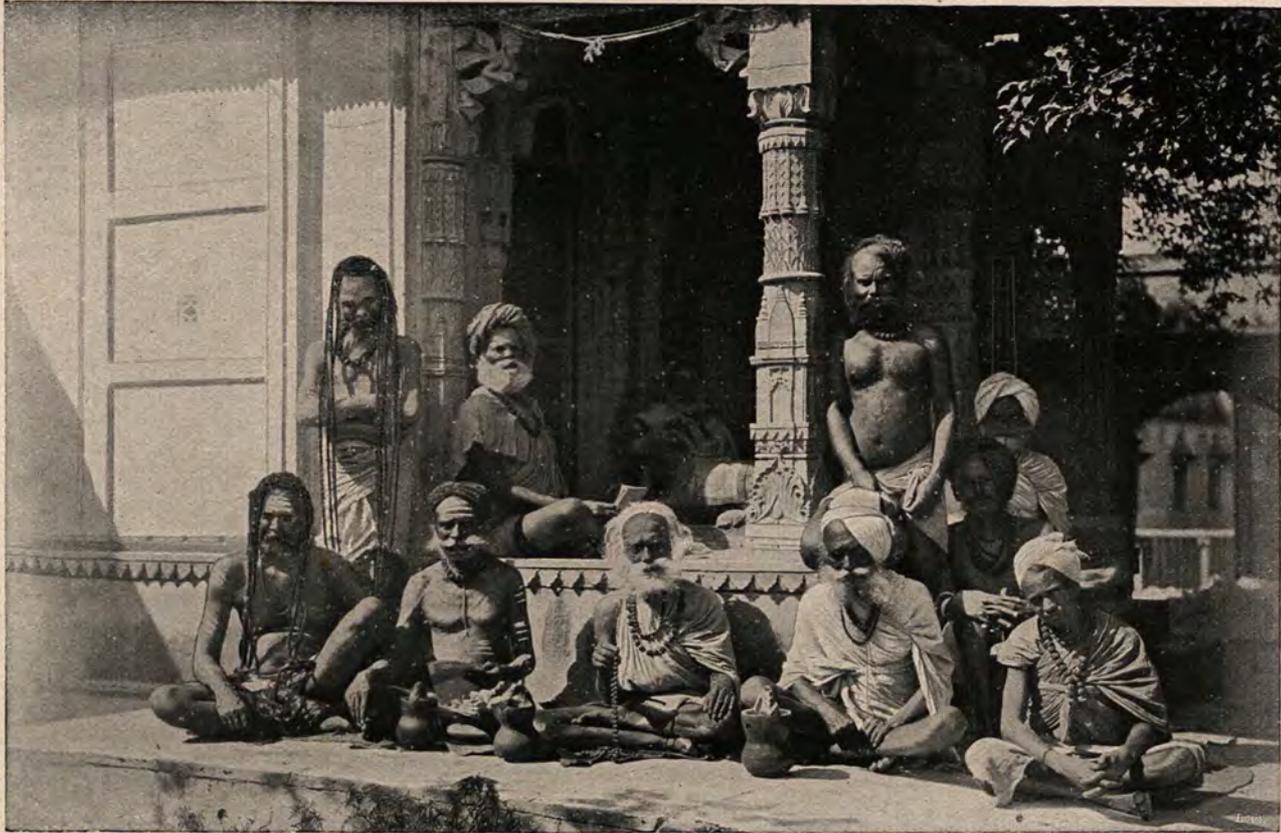
Wirkualienhändler am Dschanna-
Ufer bei Allahabad; in der Ferne
das Fort und die Eisenbahnbrücke.
(S. 162)



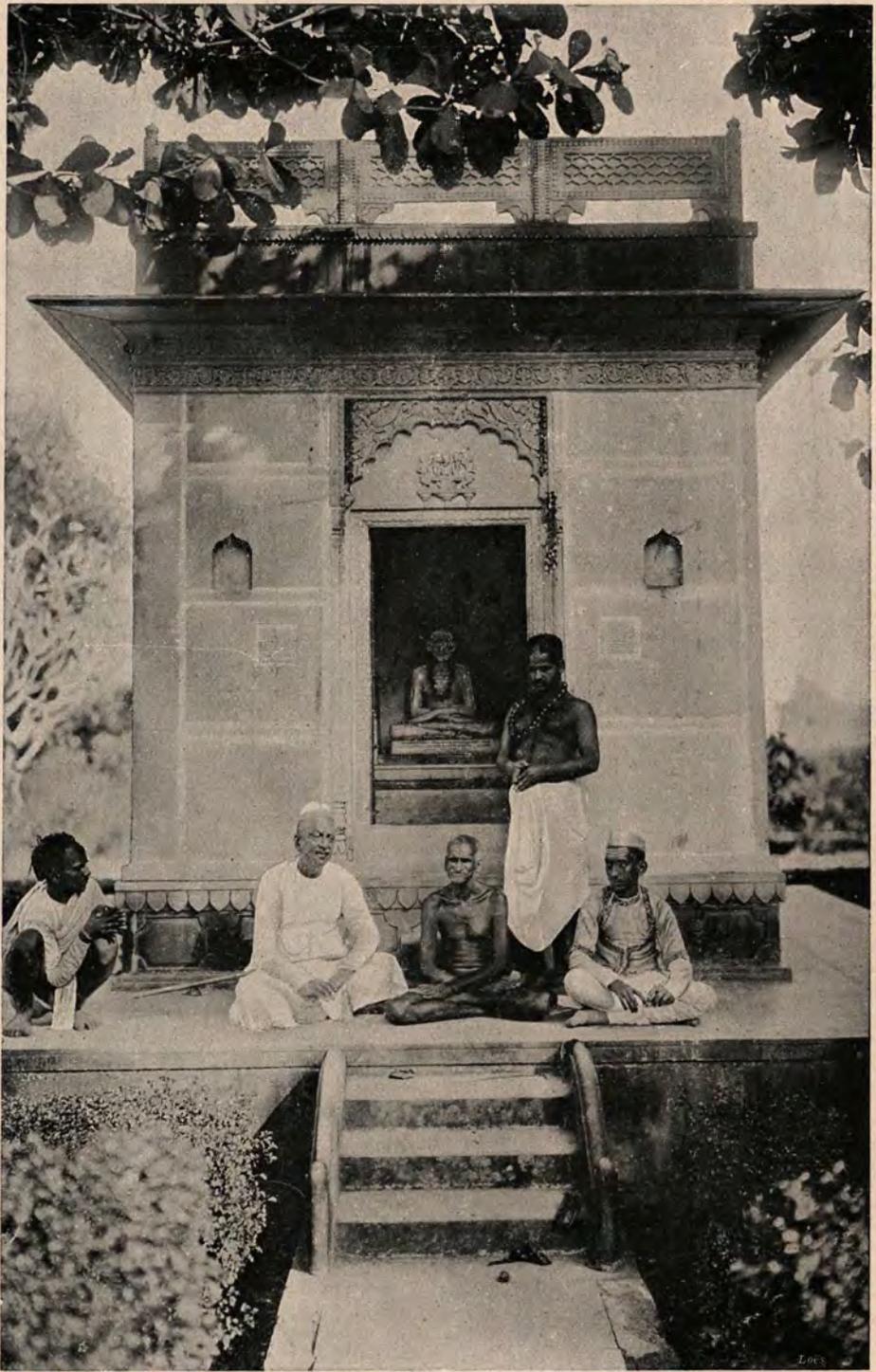
Pilger nach dem Bade. (S. 163)



Lingam- und Yoni-Idole mit opfernden Brahmanen. (S. 168)



Sanyassis, „Leidenschaftslose“,
im Begriff sich als Klausner in die Einsamkeit zu begeben. (S. 169)



Paribrajakacharya Sri Bhashtaranand Saraswati Swami,
 ein wegen seiner Bedürfnislosigkeit und beständigen Verfassung in das höchste Wesen als heilig
 verehrter, wundertätiger Jogi in Benares. Hinter ihm das vom Fürsten Sri Bal Madhab Sang
 von Amiti im „Garten des Glücks“ errichtete Marmorbildnis des Heiligen. (S. 170)

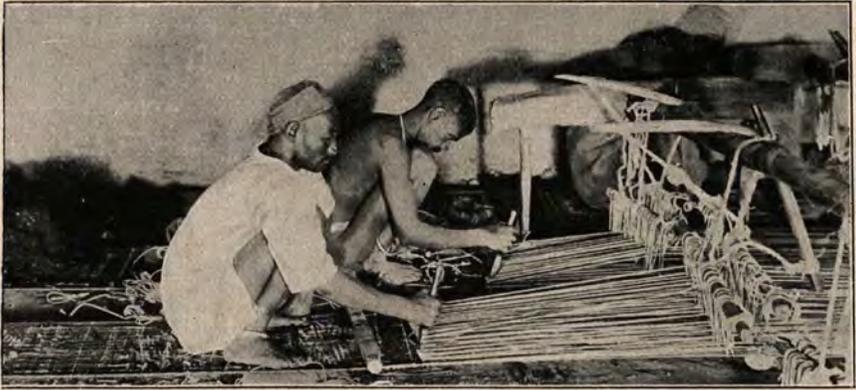


Szene am heiligen Ganges in Benares; links ruft ein Brahman die aufgehende Sonne an. (S. 171)



Verbrennungsplatz der Leichen in Benares.

Links oben wird ein Leidtragender rasiert, unten wird ein in das Leichentuch gehüllter Körper vom heiligen Ganges bespült. (S. 172)



Weber im Zuchthause in Benares. (S. 174)



Einriegen der Mohnkapseln und Sammeln des Opiumsaftes. (S. 176)



Ein Todeskandidat. (S. 174)



Das Wunderkalb mit den sechs Weinen. (S. 177)



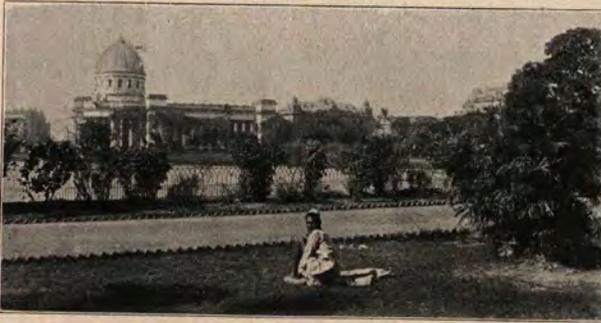
Ein Blicklichtscherz des Verfassers. (S. 178)



Denkmal des Generals Duttam am Maidan in Kalkutta. (S. 180)



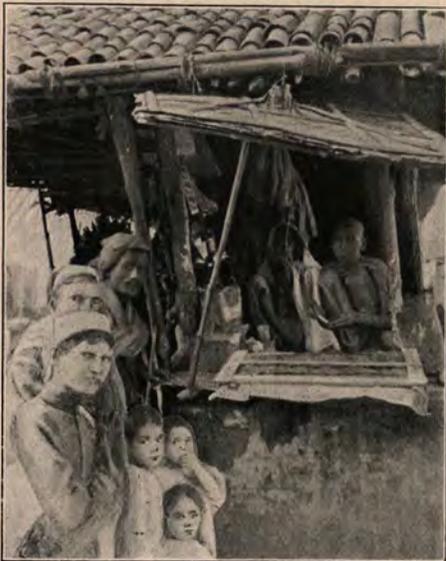
Straße im Viertel der Eingeborenen in Kalkutta. (S. 182)



Postamt in Kalkutta. (S. 182)



Kind und Kleiderstoch. (S. 183)



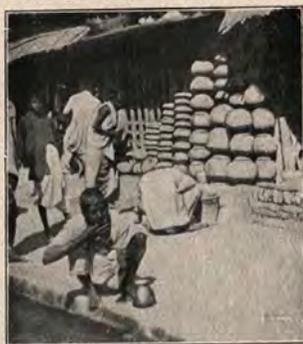
Verkäufer von Betelblättern; seine neben ihm sitzende Frau raucht eine Wasserpfeife. (S. 183)



Friföfe bei der Arbeit. (S. 184)



Gitarrenspieler. (S. 184)



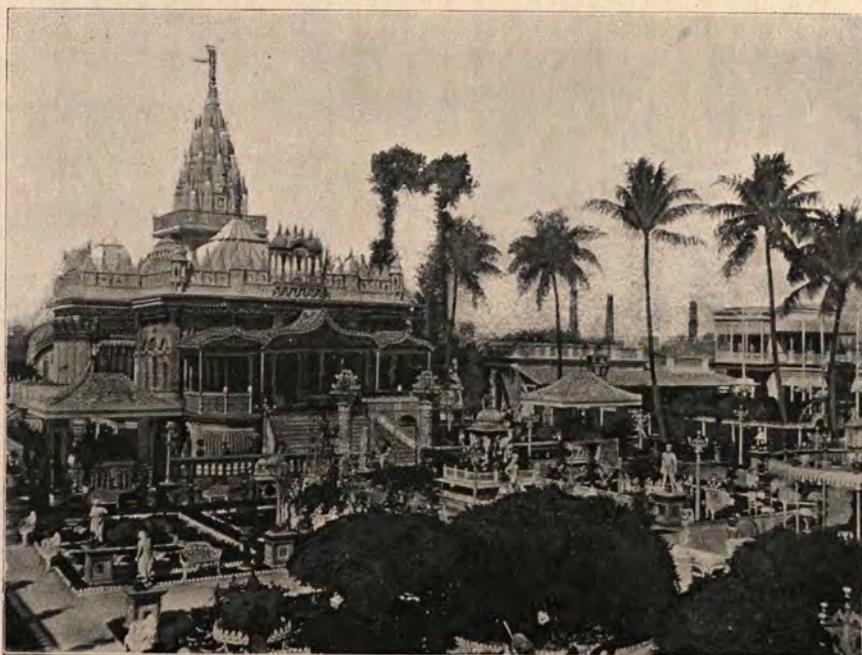
Zahnpflege auf offener Straße. (S. 184)



Schlafender Kuli. (S. 184)



Brücke über den Högli; darunter Badende. (S. 188)



Dshain-Tempel in Kalkutta. (S. 184)



Garten beim Dshain-Tempel in Kalkutta. (S. 185)



Das Grand Hotel am Eschoringhi in Kalkutta (S. 185)



Personal eines Hotels in Kalkutta. (S. 185)



Hindufrauen. Das Kind wird rittlings auf der Hüfte getragen. (S. 192)



Indisches Kindermädchen mit ihrem Gehilfen. (S. 192)



Frauen mit gedörtem Kuhdünger zur Herstellung eines Hochzeits-Freudenfeuers. (S. 204)



Wagen zum Transport von Frauen.



Bronzetafel für Hochzeitsblumen. $\frac{1}{4}$ der natürlichen Größe. (S. 209)





Junge Hindufräu vornehmster Kaste. (S. 192)

56-

13570